H. Ref.

Lommatzsch

474m 4°

Geschichte

der

Dreifaltigkeits-Kirche

zu Berlin.

Im Zusammenhange der Berliner Kirchengeschichte dargestellt.

Festschrift

zum

Hundertundfunfzigjährigen Jubiläum der Kirche

von

D. Siegfried Lommatzsch,
Professor der Theologie,
Mitglied der Gemeinde-Vertretung der Dreifaltigkeits-Kirche.

Mit zwei Abbildungen.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1889.

Festschrift

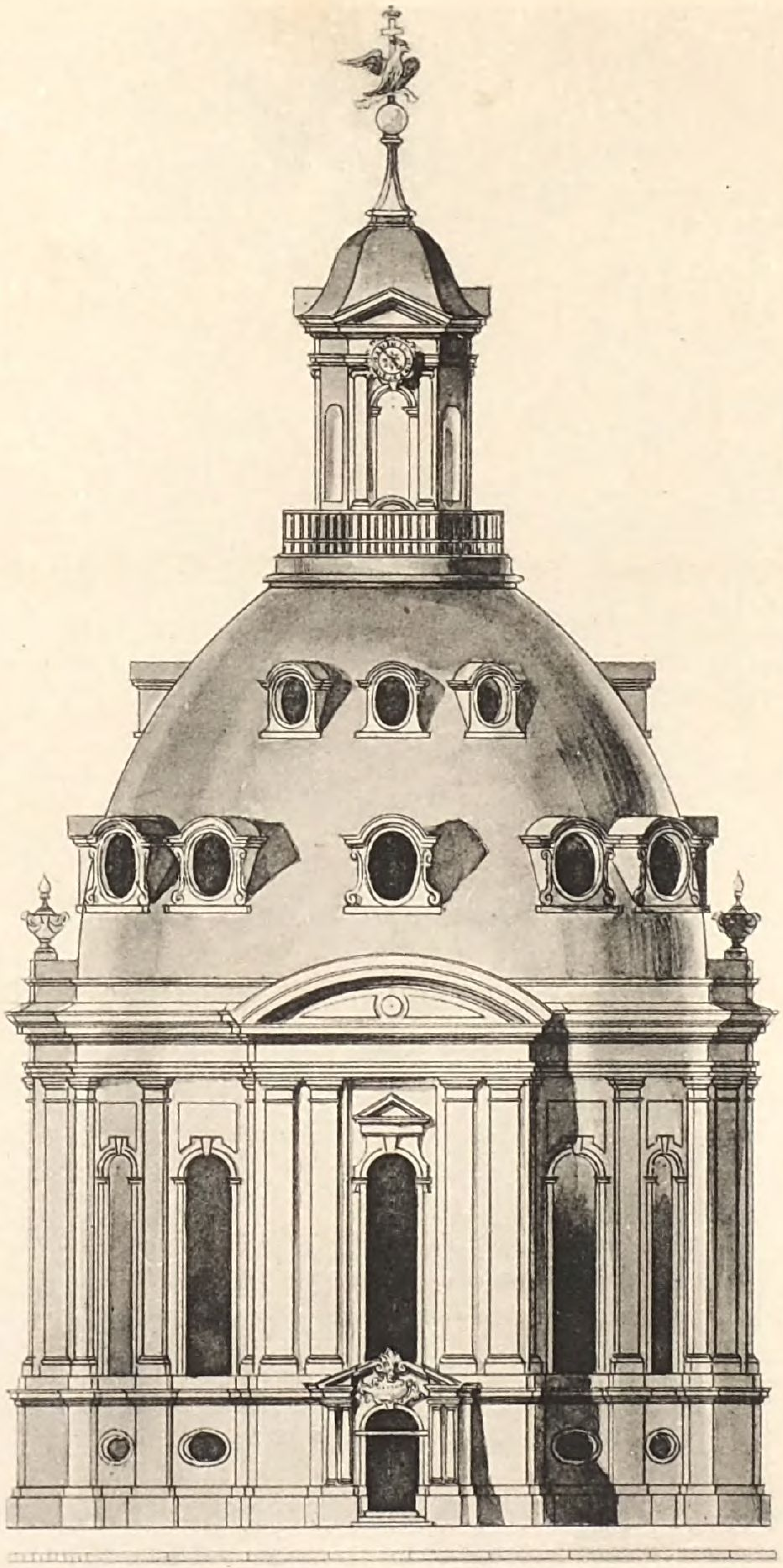
zum

Hundertundfunfzigjährigen Jubiläum

der

Dreifaltigkeits-Kirche.

1739—1889.



Zur Ehre der heil: Dreyeinigkeit haben Sr. Königl: Majſ. in Preüssen, FRIEDRICH WILHELM beÿm Anwachs der Friedrichs-Stadt, dieses Gottes-Haus baüen, im Jahr 1739. einweihen, und die heil: Dreyfaltigkeits-Kirche nenne lassen.

Geschichte

der

Dreifaltigkeits-Kirche

zu Berlin.

Im Zusammenhange der Berliner Kirchengeschichte dargestellt.

Festschrift

zum

Hundertundfunfzigjährigen Jubiläum der Kirche

von

D. Siegfried Lommatzsch,
Professor der Theologie,
Mitglied der Gemeinde-Vertretung der Dreifaltigkeits-Kirche.

Mit zwei Abbildungen.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1889.

Vorwort.

Im März dieses Jahres wurde von den die Dreifaltigkeits-Gemeinde zu Berlin vertretenden Körperschaften einstimmig der Wunsch ausgesprochen, daß zu dem bevorstehenden einhundert und funfzigjährigen Jubiläum ihrer Kirche die Geschichte derselben in umfangreicherer Weise dargestellt werden möchte. Infolge dessen wurde mir, als einem Mitgliede der Gemeinde-Vertretung, von dem Gemeinde-Kirchenrat der Dreifaltigkeits-Kirche die Abfassung einer solchen Geschichte übertragen. Obgleich mir mit Rücksicht darauf, daß mein akademisches Lehramt mich im Laufe des Sommersemesters reichlich in Beschlag nahm, die dazu erforderliche Zeit etwas knapp zugemessen war, so glaubte ich doch im Interesse der Sache die Arbeit übernehmen und den Versuch machen zu sollen, dem mir in jenem Auftrage geschenkten ehrenden Vertrauen zu entsprechen.

Wenn nun die Repräsentanten unserer Gemeinde das Bedürfnis hegen, bei Gelegenheit des in Aussicht genommenen Dankfestes einen zusammenhängenden geschichtlichen Rückblick auf die Vergangenheit der Dreifaltigkeits-Kirche zu werfen, so gehen sie dabei offenbar von der Voraussetzung aus, daß ein solcher auch für das innere Leben der Gemeinde von Bedeutung sein könne, daß es sich also weder um eine Zusammenstellung statistischer Notizen, noch um die Schilderung von zufällig in ihrem Wirken an der Dreifaltigkeits-Kirche zusammengewürfelten Persönlichkeiten handeln solle. Die weit verbreitete Ansicht, daß unsere Berliner Kirchen-Gemeinden lediglich einen geographischen Begriff darstellen, daß sie sich nur aus den stetig wechselnden Anhängern eines einzelnen Geistlichen zusammensetzen, war also in dem vorliegenden Falle nicht die maßgebende. In der That bedarf diese Vorstellung auch einer Einschränkung: und um so mehr, wenn die Pastoren selbst nicht in einen äußerlichen Gegensatz zu den Gemeinden gestellt, sondern als hervorragende Vertreter derselben betrachtet werden. Ein derartiger innerer Zusammenhang von Pastoren und Gemeinde liegt aber als geschichtliche Thatsache für die Dreifaltig-

keits-Kirche vor. Denn sie hatte das Glück, eine Reihe bahnbrechender Geistlicher zu besitzen, deren tiefgehende Einwirkung nicht mit ihrem Leben abschloß, sondern deren Geist auch auf ihre Nachfolger im Amte, wie auf die späteren Generationen der Gemeinde nie ohne spürbaren Einfluß gewesen ist. Auch äußere Umstände dienten hier zugleich zur Aufrechterhaltung einer gewissen Kontinuität der kirchlichen Entwicklung. Eine Anzahl von in der Parochie ansässigen gebildeten Familien vermochte solche Erinnerungen an hervorragende kirchliche Erscheinungen in ihren Familien- und Freundeskreisen lebendig zu erhalten. Verschiedene der höchsten Staatsbehörden, welche durch ihren höheren und niederen Beamtenstand auch die Pietät gegen die kirchlichen Institutionen pflegen halfen und der Gemeinde stets ein gewisses Maß religiöser Intelligenz zuführten, haben seit langer Zeit ihren dauernden Wohnsitz in unserer Parochie gehabt. In der Parochie blühen ferner von Alters her drei große königliche Schulanstalten, welche ursprünglich von der Kirche ausgegangen, auch späterhin von demselben Geiste geleitet wurden, der in der letzteren herrschte, und der von den erlauchten königlichen Patronen der Kirche sowohl, als der Schulen grundsätzlich gepflegt ward. Und selbst unsere Gemeindeschulen, deren erste Elemente nicht minder aus den Parochialschulen der Dreifaltigkeits-Kirche hervorgingen, schlossen sich dieser Tradition gern an. Durch mehrere Generationen von Lehrern und Schülern, die ihren nächsten kirchlichen Anschluß bei der Dreifaltigkeits-Kirche und ihren Pastoren fanden, ist also auch die Anhänglichkeit an dieses Gotteshaus und die zu ihm gehörende Gemeinde vermehrt und in die Familien verpflanzt worden. Man mag nun die Bedeutung dieser konservativen Elemente höher oder geringer anschlagen: sie verlangen berücksichtigt und gepflegt zu werden, damit sie zu lebendigen Bausteinen für den in unserer unruhigen und zu einem modernen Nomadenleben verführenden Riesenstadt so dringend der Erneuerung oder Verstärkung bedürftigen Gemeindezusammenhang zu dienen vermögen. Denn auf einem gesunden christlichen Gemeindeleben ruht doch im Grunde die Zukunft der evangelischen Kirche.

Auf der anderen Seite ist freilich nicht zu bestreiten, daß auch unsere Dreifaltigkeits-Gemeinde in enger Beziehung zu der Berliner Gesamtgemeinde steht, daß sich in vieler Rücksicht auch hier keine festen Grenzen zwischen dem kirchlichen Leben der ganzen Stadt und der Einzel-Parochie ziehen lassen. Da aber in unserem Falle von einer Wechselwirkung des Einzelnen und des Ganzen gesprochen werden darf, so glaubte ich sowohl der Bedeutung unserer Kirche gerecht zu werden, als auch dem weiter reichenden Interesse an dem kirchlichen Leben Berlins überhaupt zu dienen, wenn ich, damit zugleich mir kundgegebenen Wünschen entgegenkommend, die Geschichte der Dreifaltigkeits-Kirche im

Zusammenhange der Berliner Kirchengeschichte zu schreiben unternahm. Dazu forderte auch der Umstand auf, daß wenige Wochen nach dem Jubiläum unserer Kirche das dreihundertundfunfzigjährige Gedächtnis der Einführung der Reformation in die Mark Brandenburg und in Berlin gefeiert werden wird. War es doch ursprünglich die Absicht des königlichen Stifters der Dreifaltigkeits-Kirche gewesen, die Einweihung der letzteren mit dem zweihundertjährigen Jubelfeste jenes reformatorischen Ereignisses zusammenfallen zu lassen.

Die nachfolgende geschichtliche Darstellung ist zunächst für einen weiteren, kirchlich gesinnten und gebildeten Leserkreis berechnet; doch da ich es als meine Aufgabe ansah, keine willkürlichen Phantasiegemälde darzubieten, sondern das Bild der Vergangenheit aus den Quellen, die mir zu Gebot standen, zu schöpfen, so würde es mich freuen, wenn auch Fachgenossen, denen diese Festschrift etwa zu Gesicht kommen sollte, hie und da etwas fänden, was ihr Interesse zu erregen vermöchte. Zur Herbeischaffung des Quellenmaterials boten die öffentlichen Bibliotheken Berlins sowie mir freundlich geöffnete Privatbibliotheken Gelegenheit. Von verschiedenen Seiten sind mir auch in dankenswerter Weise handschriftliche Mitteilungen gemacht worden. Namentlich spreche ich dem Königlichen Konsistorium der Provinz Brandenburg meinen ergebenen Dank für die Erlaubnis gründlicher Einsicht in alle auf die Geschichte der Dreifaltigkeits-Kirche bezüglichen Akten aus.

S. Lommatzsch.

Einleitung.

Die Entwicklung des kirchlichen Lebens in der brandenburg-preußischen Landeskirche und in Berlin von Kurfürst Joachim II. bis zu König Friedrich II.

Die Geschichte der Dreifaltigkeits-Kirche zu Berlin, einer Kirche königlichen Patronats, die sich einer hervorragenden Fürsorge und Gunst ihrer Patrone zu erfreuen gehabt hat, steht in innerer Beziehung zu den religiösen Anschauungen, von welchen die Regierung und Kirchenpolitik der Hohenzollern als Kurfürsten von Brandenburg und Könige von Preußen geleitet wurden.

Vorsichtig und allmählich wandten sich diese Fürsten der Lehre Luthers und der neuen, aus der deutschen Reformation entspringenden Kirchenbildung zu. Die religiöse Frage hatte sich in Deutschland je länger desto mehr mit einem überaus schwierigen politischen Problem verknüpft. Namentlich seit dem Augsburger Reichstage des Jahres 1530 und der Stiftung des schmalkaldischen Bundes lag diese Thatsache, die Frucht einer kirchengeschichtlichen Entwicklung, welche älter ist als die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts, vor aller Welt Augen. Und gerade Luther, so sehr er dahin gestrebt hatte, den Streit um das Reich und Wort Gottes von allen weltlichen Händeln unbefleckt zu erhalten, konnte und wollte sich jetzt dieser Lage der Dinge weder in der Praxis, noch in der Theorie entziehen. Seiner Eigenart gemäß nahm er zur Lösung des Problems in unzweideutiger Weise Stellung. Er verzichtete endgiltig auf jede vom Staate unabhängige Organisation der neuen Kirche und gab zu Gunsten der evangelischen Territorialfürsten und reichsstädtischen Obrigkeiten jedes selbständige kirchliche Episkopat auf. Die Möglichkeit einer kirchlichen Gemeindeverfassung aber war ihm schon früher gänzlich entschwunden. Dabei hat er freilich niemals ein Hehl daraus gemacht, daß ihm der kirchliche Zustand, bei dem man in Deutschland anlangte, dem Bilde der idealen christlichen Kirche keineswegs zu entsprechen schien. So wird auch das Zögern, zur evangelischen Partei überzutreten, bei solchen Reichsfürsten erklärlich, welche sich die Schäden der alten Kirche nicht verhehlen konnten.

Der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg zeigte sich, religiös beeinflußt durch seine fromme Mutter, welche den Grundsätzen Luthers treu ergeben war, aber dafür unter der Schroffheit ihres Gemahls schwer zu büßen gehabt hatte, der evangelischen Lehre geneigt.

Allein es bedurfte erst des Drängens seines eifrig lutherischen jüngeren Bruders, des Markgrafen Johann von Küstrin, wie des Verlangens seiner Unterthanen nach der Reformation, welches immer entschiedener hervortrat, um ihn zu bestimmen, sich offen für die letztere zu erklären. Im Februar 1539 wurde von der evangelischen Gemeinde, d. h. der Bürgerschaft der Residenzstädte Berlin und Köln an der Spree, durch Bürgermeister und Räte die Bitte an ihn gerichtet, daß er ihnen gestatten möge, am nächsten Osterfest „das heilige hochwürdige Sakrament nach christlicher Ordnung und Einsetzung unter beiderlei Gestalt“ zu genießen, welches Gesuch der Bürger die städtischen Behörden durchaus unterstützten[1]). Bald folgte der märkische Adel, der dem Bischof von Brandenburg Matthias von Jagow, als derselbe auf seiner Durchreise in Teltow verweilte, durch zahlreiche Vertreter den Entschluß kund that: „die reine göttliche Lehre anzunehmen und standhaft zu bekennen“. Es war dabei ein merkwürdiger Umstand, daß der höchste Beamte der römischen Kirche in der Kur-Mark, jener Bischof, auch seinerseits die Reformation nach Kräften beförderte, indem er gerade darin die beste Erfüllung der von ihm übernommenen bischöflichen Verpflichtungen erblickte. Die Verhältnisse lagen so günstig, daß die Reformation in der friedlichsten Weise in Kur-Brandenburg eingebürgert und durchgeführt werden konnte. Von einer Verfolgung katholischer Priester war keine Rede. Die märkischen Edelleute versprachen sogar dem Bischof Matthias die bisherigen Geistlichen auch ferner versorgen zu wollen. Aus der Hand des Bischofs selbst empfing der Kurfürst mit seinem Hofe und einem großen Teil des Adels am 1. November 1539 in Spandau, als dem Wittwensitz seiner evangelischen Mutter, der Kurfürstin Elisabeth, das H. Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Am folgenden Tage feierte dasselbe der Rat von Berlin und Köln in der St. Nikolai-Kirche zu Berlin nach einer Einweihungs-Rede des Propstes Georg Buchholzer, der bereits am 15. Sonntage nach dem Trinitatis-Fest im Dom lutherisch gepredigt hatte. Die sämtlichen Gemeinden Berlins folgten diesem Beispiel. Damit war dem Evangelium in der brandenburgischen Mark die Bahn gebrochen.

Es kam dieser friedlichen Entwicklung zu statten, daß der Kurfürst von Brandenburg bereits seit 1446 eine vom Papst privilegierte, weitgehende staatliche Autorität über die Bischöfe seines Landes besaß. Daher machte es ihm wenig Schwierigkeit, auch die Zustimmung der übrigen Bischöfe der Mark, nämlich der Bischöfe von Lebus und von Havelberg zur Reformation zu erlangen. Da sie sich dazu verstanden, evangelische Prediger zu ordinieren, so könnte man sogar von einer bischöflichen Succession in der Kirche unsres engeren Vaterlandes sprechen. Folgte Joachim thatsächlich den Wünschen des Landes, so gründete er doch auch die Reform auf die gesetzlich unbestreitbare landesherrliche Autorität. Die reformierende Kirchenordnung, die er 1540 erließ[2]), stellte sich auf die autonome Entschließung seines Willens. Als ein christlicher Fürst sei er kraft seines Amtes der göttlichen Allmächtigkeit verbunden und zugethan. Und wenn er dabei die Inhaber der weltlichen und geistlichen Obrigkeit nicht bloß als Amtleute und Statthalter Gottes bezeichnet, sondern auch seine fürstliche, von Gott herrührende Vollmacht auf das Vorbild des Volkes

Israel zurückführt, so hat das einen theokratischen Anstrich, welcher mehr den Geist der reformierten, als der lutherischen Ansicht über das Verhältnis von Staat und Kirche erkennen läßt. Daher reformiert er auch die Kirche seines Landes, indem er sich auf seine eigene Ueberzeugung von der in der H. Schrift enthaltenen und durch die kirchliche Ueberlieferung verbreiteten göttlichen Wahrheit beruft. Weder stützt er sich hierfür formell auf die Autorität der Theologen, und wäre es die eines Luther, noch auf irgend ein, etwa mit anderen Reichsständen vereinbartes, bindendes Bekenntnis. Dennoch verlangt er von seinen Unterthanen und Ständen die Befolgung des neuen, gottwohlgefälligen Gesetzes.

Seine Stände erklärten sich freilich mit ihm einverstanden. Der Bischof von Brandenburg fügte der Kirchenordnung sogar eine Bestätigungsurkunde bei, in der er die seiner Seelsorge Untergebenen auffordert, dieser heilsamen göttlichen Lehre und guten Ordnung gehorsame Folge zu leisten. Bekanntlich hat sich Joachims Kirchenordnung in der Lehre dem Vorbilde der fränkisch-brandenburgischen Reformations-Ordnung angeschlossen. Sie behielt aber in den äußeren kirchlichen Einrichtungen und religiösen Ceremonieen soviel Katholisches bei, daß die lutherischen Theologen erhebliche Bedenken dagegen geltend machten, die selbst Luther in einem Schreiben an den Kurfürsten zur Sprache brachte. Aber Luther wagte doch keinen ernstlichen Einwand, sondern ermahnte vielmehr seine brandenburgischen Freunde zum Gehorsam, unter der Voraussetzung, daß die Grundlehren des Evangeliums festgehalten und die wesentlichsten Mißbräuche der katholischen Kirche, wie sie namentlich mit dem Sakrament, der Messe und dem Heiligendienst zusammenhängen, beseitigt werden[3]). Mit Recht hat daher Marheineke geurteilt, daß Joachim in dem selbständigen und zugleich vermittelnden Wege, welchen er bei der Einführung der Reformation in sein Land einschlug, bereits „ein Vorgefühl der ganzen Bestimmung seines Hauses" geäußert habe[4]).

Die Eigenart dieser Reformation findet endlich noch einen besonderen Ausdruck darin, daß der Kurfürst sie auch mit der bisherigen reichstreuen und dem Kaiser ergebenen Politik Brandenburgs in Einklang zu bringen wußte. Er erreichte es, daß Kaiser Karl V., dem er seinen politischen Beistand versprach, im Jahre 1541 die neue kirchliche Ordnung in Brandenburg bis zu einem künftigen Konzil oder einer neuen Regelung der kirchlichen Angelegenheiten durch das Reich ausdrücklich bestätigte, so daß sie gleichsam als seitens des Reiches legalisiert gelten kann. Von dem schmalkaldischen Bunde blieb Joachim demnach fern. So trafen sein Land aber auch nicht die Folgen des unglücklichen schmalkaldischen Krieges. Und noch im Jahre 1561 erinnert er seine evangelischen Unterthanen mit Genugthuung daran, daß seine Kirchenordnung auch von dem kaiserlichen Nachfolger Karls V. anerkannt worden sei[5]).

Unter der Regierung des vor kirchlichen Gewaltmaßregeln nicht zurückschreckenden Kurfürsten Johann Georg trat Kur-Brandenburg durch Einführung der Konkordienformel und der im Konkordienbuche enthaltenen Bekenntnisse allerdings in die Reihe der streng lutherischen Reichsstände ein. Allein wenige Dezennien später zeigt uns die Kirchenpolitik

der brandenburgischen Herrscher einen weiteren reformatorischen Schritt in dem Uebertritt des Kurfürsten Johann Sigismund von der lutherischen zur reformierten Konfession. Man würde dieses Ereignis ganz falsch auffassen, wenn man es lediglich auf äußere politische Berechnung zurückführen wollte. Daß das innere religiöse Leben Sigismunds wesentlich dabei beteiligt war, geht neben vielem Anderen schon aus dem Bekenntnis hervor, welches er nach seinem Konfessionswechsel in seinem Namen veröffentlichen ließ. Der Antritt der clevischen Erbschaft kann dazu mitgewirkt haben, die schon lange vorhandene innere Neigung zur reformierten Kirche zur Aussprache zu bringen. Denn der Kurfürst hatte in seinen neuen Provinzen glaubenstreue reformierte Unterthanen gewonnen, mit denen er nun auch als Landesherr in eine nähere kirchliche Gemeinschaft treten konnte.

In religiöser Rücksicht war der Uebertritt für ihn ein Akt der Befreiung von dem hemmenden Einfluß des orthodoxen und starren Luthertums, welches sich seit der Herrschaft der Konkordienformel gegen alle anderen Kirchen und Religionsgemeinschaften hermetisch abschloß, und sie alle mit gleichem Fanatismus bekämpfte. Hieraus entwickelte sich die lutherische Theologen-Kirche, die den Laien allen thätigen Anteil an dem kirchlichen Leben grundsätzlich versagte. Man kann hierin die Konsequenz des ganzen Systems erkennen, ohne die einzelnen Lutheraner dafür verantwortlich zu machen. Die Lieblosigkeit, deren man sich so namentlich gegen die Glaubensgenossen der evangelisch-reformierten Kirche Deutschlands schuldig machte, mag im Leben oft eine unbewußte gewesen sein. Denn es handelt sich hier um eine gewisse geschichtliche Notwendigkeit. Dem Luthertum darf das Verdienst, die theoretisch-prinzipiellen Grundlagen der Reformation geschaffen zu haben, nicht abgesprochen werden. Daraus entsprang auch seine Aufgabe, die Lehre auszubauen und zu hüten. Das Krankhafte kam ihm hier aber sehr frühe von der Seite der Vermittlung der religiösen Ueberzeugung mit dem praktischen und politischen Leben. Kirchlich wurde diese Lehre in einer mit Hülfe des Staates zu stande gekommenen dogmatischen Gestalt, die fortan unantastbar sein sollte, während man dem letzteren als dem Vertreter des natürlichen Lebens das ganze Gebiet des Handelns, alle kirchliche Organisation und Gesetzgebung ohne Bedingung überließ, und nun den berechtigten Unterschied von Staat und Kirche, Welt und Reich Gottes mehr und mehr mit dem von Leben und Lehre verwechselte. So wurden in der Folgezeit die dogmatischen Gebäude immer künstlicher, der Einfluß der Kirche auf das Volksleben dagegen immer schwächer: und man stand schließlich vor einer bedenklichen Trennung von Religion und praktischer Sittlichkeit. In dem Maße als der dogmatische Beweis Alles leisten sollte, hinderte man das Evangelium daran, den Beweis des Geistes und der Kraft zu führen. Die reformatorische These von dem göttlichen Recht der Obrigkeit blieb dabei zwar unangetastet, allein sie wurde hinsichtlich der Lehre in einem katholisch-hierarchischen, hinsichtlich des Lebens in einem naturalistischen oder rationalistischen Sinne gedeutet. Christlich erschien der Staat nur, sofern er sich den Theologen unterwarf und die reine Lehre mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln aufrecht erhielt. Der weltlichen Obrigkeit gab man andererseits ein weit ausgedehntes

kirchliches Hoheitsrecht (jus circa sacra). Die Vertretung der Kirche lag ausschließlich bei den zunftmäßigen Theologen, als dem „kirchlichen Stande" (status ecclesiasticus). Ein allgemeines Priestertum gehörte nur der unsichtbaren Kirche an. Und wenn man dem evangelischen Landesherrn ein gewisses oberbischöfliches, also kirchliches Recht nicht absprechen mochte, so bezeichneten ihn selbst milde Lutheraner nur als einen „episcopus extra templum"; ein offenbar sehr zweifelhaftes Kompliment![6])

Gab es einen von lebendiger evangelischer Ueberzeugung durchdrungenen, mit Thatkraft und Machtmitteln ausgerüsteten Fürsten in Deutschland, so war dieser ohne Frage der prädestinierte Gegner einer derartigen dogmatischen Hierarchie, und zwar nicht nur im Namen einer sittlich vertieften Staatsidee, sondern auch im Namen des allgemeinen christlichen Priestertums oder der christlichen Gemeinde. Ein solcher Mann der Vorsehung war Johann Sigismund; solche Männer finden wir auch unter seinen Nachfolgern. Indem sich jener Kurfürst von der lutherischen Orthodoxie emancipierte, eröffnete er auch den praktisch-religiösen Motiven, welche der reformierten Konfession von Hause aus eigneten, in zeitgemäßer Weise einen Zugang zu seinem Lande. In seiner Konfession stellt er sich in der Auffassung seiner Stellung als der eines christlichen Landesherrn zwar im Prinzip auf den Standpunkt Joachims II., aber er verschmäht es, sein lutherisches Volk durch staatliche Gewalt zur Annahme seines persönlichen Glaubens zu zwingen. Er hofft nur, daß seine getreuen Unterthanen allmählich zu derselben Erkenntnis der göttlichen Wahrheit auf Grund der H. Schrift gelangen würden, die ihm zu teil geworden war. Nicht einmal von seiner Gemahlin und seinen Töchtern hat er den Uebertritt zu seiner Glaubensweise gefordert. Sie blieben lutherisch. Nur seine Söhne und sein Bruder, der Markgraf Johann Georg folgten ihm. Daß er mit dieser Zurückhaltung seinen Unterthanen gegenüber auf ein ihm unbestritten zustehendes fürstliches Recht verzichte, hat er in einem Toleranz-Edikt vom Jahre 1614 ausdrücklich ausgesprochen.[7]) Erhebt er aber damit die evangelische Gewissensfreiheit als Grundlage der Ausgleichung der konfessionellen Differenzen zu einem allgemeinen Prinzip, so liegt die politische Bedeutung dieser Reform darin, daß er sich als evangelischer Landesherr nun auch verpflichtet hält, dasselbe im brandenburg-preußischen Staate als öffentliches Recht einzuführen. Die Alleinherrschaft der lutherischen Konfession ist damit aufgehoben. Es folgen sich mehrere landesherrliche Edikte gegen das Lästern, Schmähen und Diffamieren der Reformierten. Und die sich hieraus unmittelbar ergebende staatliche Toleranz setzte den Kurfürsten auch in ein neues und freundlicheres Verhältnis zu seinen katholischen Unterthanen in den neuen niederrheinischen Provinzen und in Ostpreußen. Die preußischen Katholiken waren fortan nicht mehr auf den kirchlichen Schutz seitens des Königs von Polen angewiesen. Die evangelische Kirche aber weist Johann Sigismund in seinen Kundgebungen schon deutlich genug auf das Ideal einer auf freier Ueberzeugung beruhenden Union. Diese Kirchenpolitik, welche uns heute als selbstverständlich erscheint, war damals noch einzig in ihrer Art.

Die neue Reformation, so nannte man nicht ohne Grund das Werk Johann Sigis-

munds, fand, was leicht begreiflich, bei seinen lutherischen Unterthanen noch wenig Verständnis, bei den lutherischen Geistlichen Berlins direkten Widerspruch. Es macht den letzteren jedoch wenig Ehre, wenn sie darin so weit gingen, den Pöbel gegen den Landesherrn und seine kirchlichen Ratgeber aufzuhetzen. Eine der häßlichsten Episoden der Kirchengeschichte Berlins spielte sich auf Veranlassung eines fanatischen Diakonus der St. Petri-Kirche in der Karwoche des Jahres 1615 während einer Abwesenheit des Kurfürsten von Berlin ab. Es entwickelte sich ein Straßentumult, in welchem sogar der Markgraf Johann Georg, der die Ruhe herstellen wollte, verwundet wurde. Die Wut des Pöbels richtete sich namentlich gegen den reformierten Hofprediger Füssel, der das Ohr des Kurfürsten besaß. Füssel's Haus wurde erstürmt, alle seine Habe geraubt oder vernichtet. Er konnte nur das nackte Leben retten, so daß er am nächsten Karfreitag im Dom in einer grünen Weste und Unterkleidern, wozu er sich einen Mantel geliehen hatte, predigen mußte. Daß sich der Kurfürst durch diese und ähnliche Aeußerungen lutherischer Rechtgläubigkeit nicht einschüchtern ließ, sondern ernstliche Strafen verhängte, versteht sich von selbst. Und wenn Berlin in Folge dieser Wirren mehrere lutherische Prediger (Stüler, Willich, Gedicke) verlor: so war das für die Stadt kein erheblicher Nachteil.[8])

In seinem Lande konnte Johann Sigismund wohl den Frieden gebieten, nicht aber im Reich. Ihm war es beschieden, noch den Ausbruch des dreißigjährigen Krieges zu erleben, des unseligsten aller Religionskriege, in welchem Oesterreich im direkten Gegensatz gegen die preußische Politik die Macht des Kaisers dem Fanatismus der römisch-katholischen Partei zur Verfügung stellte. Unser edler Herrscher ahnte die Wucht des Unheils, welches auch seinem Lande bevorstand. Er schied mit einem Bekenntnis zu seinem Erlöser, das alle Umstehenden erbaute, doch auch seufzend in die Zukunft seines Landes blickend, am 23. Dec. 1619 in Berlin aus der streitenden Kirche, um in den Frieden der triumphierenden einzugehen. „O mein Land! o mein Volk!“ soll sein letzter Ausruf gewesen sein[9]).

Die ganze Größe des Elendes, welches durch den dreißigjährigen Krieg, der mit Söldnerheeren geführt, den Auswurf aller Länder nach Deutschland ausspie, über unser weiteres und engeres Vaterland gekommen ist, hat die Geschichtschreibung erst allmählich zu fassen und zu schildern vermocht. Es handelt sich dabei nicht allein um eine Untergrabung der materiellen Wohlfahrt der deutschen Nation, um den Verlust von zwei Dritteilen ihrer Volkszahl, sondern um das fast gänzliche Verschwinden ihrer Kultur, Sittlichkeit und Frömmigkeit. Die Verhältnisse Berlins spiegeln diese allgemeine Lage in drastischen Zügen ab. Es kam wirthschaftlich und geistig an den Rand der Vernichtung[10]). Der wohlwollende, aber den Wirren der Zeit schwach und ratlos gegenüberstehende Kurfürst Georg Wilhelm verordnete einen Bußtag nach dem anderen. Alle öffentlichen Lustbarkeiten wurden eingestellt, und Berlin gewann äußerlich ein düsteres Ansehn. Allein es zeigt sich dabei wieder, wie wenig sittlichen Wert die Buße der Verzweiflung in sich trägt, und daß die Kriegsfurie noch kein Bote des Evangeliums ist. Denn während die Mehrzahl der Bewohner Berlins in dumpfer Resignation dahin lebte, benutzten diejenigen,

welchen ein Rest von irdischen Gütern geblieben war, diesen nur zur Befriedigung sinnlicher Genußsucht. Trunk, Spiel, Schlemmerei und Kleiderpracht, die an das Fabelhafte grenzten, herrschten damals in unserer Stadt. Die Mitglieder des Hofes, des Adels, des wohlhabenden Bürgerstandes wetteiferten förmlich in diesen Untugenden. Nicht einmal die Geistlichkeit machte trotz ihrer streitbaren Orthodoxie hiervon im allgemeinen eine Ausnahme. Da der Kurfürst von öffentlichen Vergnügungen nichts wissen wollte, so ging es um so schlimmer in den Häusern und hinter verschlossenen Thüren zu. Es ertönte wohl Gottes Wort von den Kanzeln. Doch wird mehr von zufällig äußeren, als wesentlich inneren Erfolgen der Predigten berichtet. So predigte am 21. Nov. der Diakonus, spätere Propst der St. Nikolai-Kirche Georg von Lilien bei „schrecklicher Menge seiner Zuhörer" über das Wort: „Es ist eine Zeit der Angst in Jakob, noch soll ihnen daraus geholfen werden" (Jerem. 30 v. 7) und rief im Gebet mit dem Sonntags-Evangelium „Herr komm herab, ehe denn unsere Stadt und Land stirbt". Darauf seien, sagt die Ueberlieferung, die Kaiserlichen, welche vor den Thoren Berlins standen, wie durch ein Wunder mit Blindheit geschlagen worden und plötzlich abgezogen, weil sie Bäume für schwedische Reiter gehalten hätten[1]). Gerade die Stände, welche dem Volke in Glauben und Geduld voranleuchten sollten, lebten nach dem Wahlspruch des leichtsinnigen Heidenthums: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot."

Wohl glühte das Feuer des Glaubens und der Liebe unter der Asche. Allein zur hellen Flamme konnte es erst wieder emporschlagen, als der Retter Brandenburg-Preußens, ja Deutschlands in Friedrich Wilhelm, dem großen Kurfürsten erschien. Er hat nicht bloß den Grund zu der europäischen Größe und politischen Machtstellung des preußischen Staates gelegt, sondern auch eine neue Aera der Entwicklung der evangelischen Kirche eröffnet. Was sein edler Großvater im Kleinen begonnen, das führte er im Großen durch. Er hat es im Gegensatz zu Kur-Sachsen durchgesetzt, daß im westphälischen Frieden die Gleichberechtigung der reformirten und lutherischen Stände anerkannt und beide als eine Gruppe den Bekennern katholischen Glaubens gegenübergestellt wurden. Zu der Parität, welche sich als Resultat der Erschöpfung des Fanatismus ergab, trat also durch ihn das zukunftsreiche Prinzip protestantischer Toleranz und brüderlichen Zusammenwirkens aller Evangelischen, wie er es von Johann Sigismund überkommen hatte, nun auch für Deutschland in Kraft. Im schärfsten Gegensatz gegen die Politik Friedrich Wilhelms schloß dagegen der Kaiser für seine Erblande alle Parität und Toleranz aus, und lehnte somit alle Vermittelung mit der deutschen Reformation ab. „Seitdem schied Oesterreich", sagt ein neuerer Historiker, „aus der Gemeinschaft des deutschen Lebens". Es giebt nicht viele weltgeschichtliche Momente, an welchen es so deutlich wird, wie hier, daß das Schicksal der Staaten nicht zuletzt durch ihre Stellung zur religiösen Frage bestimmt wird.

Mit Kraft und Weisheit ging der große Kurfürst besonders in der Regierung seines eigenen Landes daran, religiöses und kirchliches Leben nach Maßgabe jener Grundsätze zu pflegen. Er hatte darum aber auch den von seinen Vorfahren begonnenen Kampf mit dem

hemmenden Einfluß der lutherischen Orthodoxie fortzusetzen. Denn auch in dieser Rücksicht hatte der Krieg keinen wesentlichen Umschwung in Deutschland hervorrufen können. Die kirchliche Weiterentwickelung mußte im allgemeinen da wieder anknüpfen, wo sie vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges stehen geblieben war. Friedrich Wilhelm sah sich daher genötigt, auch die Gesetze Johann Sigismunds, welche die lutherische Streittheologie auf der Kanzel wie in der Litteratur einschränkten, wieder in Kraft zu setzen oder zu ergänzen. Indessen fehlte es jetzt doch nicht an lutherischen Theologen, welche nach ernster Gewissensprüfung sich den Forderungen ihres Landesherrn unterwarfen. Ein solches Beispiel ist der obengenannte Propst der Nikolai-Kirche, von Lilien, der uns einen Einblick in die Motive seines Verhaltens gestattet. Wenn leider der fromme Dichter Paul Gerhard sein Amt an derselben Kirche unter den neuen Verhältnissen aufgeben zu müssen glaubte, so trifft den Kurfürsten dabei keine besondere Schuld. Denn an persönlichen Rücksichten gegen den von ihm geachteten Geistlichen hat derselbe es so wenig mangeln lassen, daß er ihn sogar von der Unterzeichnung des Reverses von 1664, worin die Prediger die Befolgung aller kurfürstlichen Religions-Edikte versprechen mußten, entband. Unmöglich konnte er jedoch die Grundsätze seines Staats- und Kirchenregimentes, welche er zum Wohl der Gesamtheit mit voller Ueberzeugung festgestellt hatte, um eines einzelnen, wenn auch noch so trefflichen Mannes willen aufgeben. Es ist übrigens keine Frage, daß seitens der lutherischen Partei in Berlin ein starker Druck auf die einzelnen Theologen geübt wurde, der teilweise wohl auch durch reformierte Agitation erklärlich wird. Man erkennt es an dem Schicksal des Propstes an der St. Petri-Kirche, des Lic. Fromm. Anfänglich hatte dieser sich sowohl dem Edikt vom Jahre 1662, durch welches der sogenannte elenchus nominalis auf den Kanzeln verboten wurde, gefügt, als auch den erwähnten Revers unterschrieben. Er wurde jedoch anderen Sinnes und in einer amtlich eingereichten Rechtfertigung dieser Schwenkung bemerkt er, daß er in Berlin keinen Dank für sein friedfertiges Verhalten geerntet, vielmehr dafür von beiden Seiten viel habe leiden müssen, so „daß mir grauet", fügt er hinzu, „wenn ich an meine Moderation, die ich mit unparteiischem Gemüte getrieben, zurückdenke". Nachdem Fromm in Berlin die Erfahrung gemacht, daß ein unparteiischer Theolog dort keine Seide spinnen konnte, ging er nach Kur-Sachsen und versuchte es hier wieder mit dem orthodoxen Luthertum. Er unterschrieb und bekannte nun die lutherischen symbolischen Bücher „nicht nur qua doctrinalia, sondern auch qua anathemata und condemnationes von Herzen"[12]. Doch dieses herzliche Bekenntnis hatte gleichfalls keinen Bestand, denn er trat später in Prag zur katholischen Kirche über[13].

Der große Kurfürst vermochte aber nur bei seiner Kirchenpolitik der Protektor des Protestantismus auf dem ganzen europäischen Kontinent zu werden, wie ihn uns die Kirchengeschichte zeigt. Nur von seinem Standpunkte aus konnte er mit Rat, Trost, Verwendung und thätiger Hülfe für die verfolgten Protestanten beider Konfessionen in den österreichischen Erblanden, in Schlesien, in Ungarn, Italien, Frankreich, selbst in Holland eintreten, wenn ja auch seine Bemühungen nicht immer mit Erfolg gekrönt waren. Wie weit er

andererseits wieder von dem reformiert-puritanischen, von neuem in den Religionskrieg treibenden Fanatismus Cromwells entfernt war, zeigt sich darin, daß er sich dem wiederholten Drängen desselben zu einem Bunde aller evangelischen Staaten gegen den Kaiser und alle katholischen Mächte durchaus widersetzte. In dem Bewußtsein alle wahren Freunde der Religion auf seiner Seite zu haben, konnte er es endlich am Abende seines Lebens wagen, dem mächtigen Ludwig XIV. zum Trotz durch das Edikt von Potsdam vom 29. Oct. 1685 die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten in sein Land und in seine Residenz einzuladen. Ebenso nahm er an 1000 vertriebene Waldenser im Brandenburgischen und Magdeburgischen auf, und gewährte evangelischen Polen, Russen und Litthauern Unterkommen innerhalb seiner Grenzen. Von nun an wurde Brandenburg-Preußen das Asyl großer Scharen evangelischer Glaubenshelden. Denn unter den folgenden Regenten folgten außer den Franzosen noch Wallonen, Böhmen, Mähren, Salzburger. Auch kleinere Sekten und eine stets anwachsende Judenschaft fanden hier Schutz und Duldung.

Es liegt auf der Hand, daß dieser Gang der Ereignisse für Berlin von der maßgebendsten Bedeutung sein mußte. Unter Friedrich Wilhelm veränderte es sich in der That von Grund aus. Hatte es beim Antritt seiner Regierung noch nicht 6000 Bewohner, so war diese Zahl bei seinem Tode um das Drei- bis Vierfache überstiegen. Neue Stadtteile und und Vorstädte wurden angelegt, die innere Stadt befestigt, Bauten und Verschönerungen aller Art ins Werk gesetzt. Bewunderung erregt doch vor allem die Veränderung, die in geistiger und kirchlicher Rücksicht während dieser Regierung mit unserer Stadt vor sich ging. Dazu wirkte auch die Sorge des Regenten für die öffentliche Sittlichkeit wesentlich mit. Jetzt verwüstet man nicht mehr die Häuser reformierter Pastoren. Als im Frühling 1686 ein Pilgerzug französischer Emigranten, aus allen Ständen gemischt und von ehrwürdigen Greisen geführt, von Magdeburg her sich den Thoren der Residenz nahte: da kommt ihnen fast die ganze Stadt zum Willkommen entgegen, voran die Geistlichkeit und die Schulen. Das aus den jugendlichen deutschen Kehlen erschallende Lutherlied „Eine feste Burg ist unser Gott" mischt sich mit den reformierten Glaubenspsalmen der französischen Märtyrer; und die enthusiastischen Jünger Calvins legen ihre Hand zum Bruderbunde in die der ehrenfesten, biederen Lutheraner der Mark. Ein Berliner Chronist durfte wohl mit Recht sagen: „Bei dieser Gelegenheit wird man mit den guten und sich oft zeigenden mitleidenden Gesinnungen der Berliner bekannter, indem sie diese Fremden, ohne Untersuchungen anzustellen, ob sie es verdienten oder nicht, ob sie ihnen vorteilhaft oder schädlich werden würden, als ihre Brüder aufnahmen, ihr Elend milderten und ohne Murren und Widerspenstigkeit aus echtem Triebe des Mitleids mit ihnen ihr Brod brachen und teilten."[14])

Das größte Interesse widmete der Kurfürst den Kirchen Berlins. Fast alle älteren Kirchen wurden unter ihm verbessert oder verschönt, die Jerusalems-Kirche erweitert, die Dorotheenstadt-Kirche zum allergrößten Teil aus seinen Mitteln erbaut. Es hing mit seiner Kirchenpolitik zusammen, daß er hier zuerst die sogenannten Simultankirchen, welche Lutheranern und Reformierten gemeinsam dienten, eingeführt hat. Eine solche war von

Anfang an die Dorotheenstadt-Kirche, welche auch den französischen Flüchtlingen zur Mitbenutzung eingeräumt, später sogar zum Mitbesitz übergeben wurde. Doch hatte schon 1682 eine kurfürstliche Verordnung die Jerusalems-Kirche zum simultanen Gebrauch bestimmt. So schuf dieser Regent die Grundlage der kirchlichen Verhältnisse Berlins, auf welcher seine Nachfolger mit sichtbarem Segen weiterbauen konnten.

Der Kurfürst Friedrich III., seit 1701 König Friedrich I., wandelte in kirchlicher Beziehung in den Bahnen seines großen Vaters. Und nicht weniger lag ihm Berlins Gedeihen am Herzen. Kaum hatte er die Regierung angetreten, als er den Befehl erließ, daß zu den vier Städten, aus denen damals die Residenz bestand,[15]) eine fünfte angelegt werde, die nach ihm die Friedrichsstadt genannt wurde. Er scheute weder Mühe noch Kosten, um mit Hülfe hervorragender Architekten, welche die Bauten zu überwachen und die Bau-Risse für die neuen Wohnhäuser zu entwerfen hatten, den Anbau des neuen Stadtteils zu fördern. Wer hier baute, erhielt von ihm direkte Unterstützung und wurde mit mancherlei Privilegien versehen. Es erwuchs so einer der schönsten und prächtigsten Teile Berlins, welcher die Heimat zahlreicher Kirchen, auch die der Dreifaltigkeits-Kirche werden sollte. Anfänglich erstreckte sich die Friedrichsstadt westlich nur bis zur Mauerstraße. König Friedrich Wilhelm I. erweiterte sie indessen um die Hälfte und trat mit ganzer Kraft für die volle Bebauung derselben ein. Und wenn er auch nicht selten einen Zwang zum Bauen anwendete, der ihm verübelt wurde, so ließ er es doch andererseits an Hülfe der verschiedensten Art für die Anbauer nicht weniger fehlen wie sein Vater. Dazu kam, daß auch die Gunst der Baulustigen selbst sich diesem Stadtviertel vornehmlich zuwandte. Mitglieder des preußischen und des französischen eingewanderten Adels, hohe Offiziere und Beamte errichteten hier ihre Paläste. Ihre kirchliche Eigenart gewann die Friedrichsstadt vor allem dadurch, daß sie der Sammelpunkt der evangelischen Einwanderer wurde, die von der Gastfreiheit der Hohenzollern Gebrauch machten. Unter Kurfürst und König Friedrich strömten immer neue französische Flüchtlinge in die Mark und vorzugsweise nach Berlin, wo sie in jeder Weise begünstigt wurden. In der Friedrichsstadt ließen sie sich nieder; und noch heute weist der Name der „französischen Straße" darauf hin, daß hier vorzugsweise Franzosen wohnten. Aber selbst die früheren Réfugiés, die sich unter dem großen Kurfürsten namentlich in der Dorotheenstadt angesiedelt hatten, zogen jetzt großenteils hinüber in den neuen Stadtteil. Ihnen folgten sogar viele der gebildeteren deutschen Bewohner, weil die Zustände der Dorotheenstadt wenig erfreulich waren. Namentlich klagte man über die von dem dortigen Magistrat vernachlässigte Sittenpolizei. Wie schnell die jüngere Schwesterstadt die ältere überflügelte, läßt sich daraus erkennen, daß im Jahre 1726 die Dorotheenstadt nur 3478 Civil-Einwohner zählte, die Friedrichsstadt dagegen 12144. Im Jahre 1784 zählte man dort 6436, hier 30409 Bewohner mit Ausschluß des Militärs. Unter Friedrich Wilhelm I. öffnete dann die Friedrichsstadt den böhmischen Märtyrern, deren Einwanderung bereits 1727 begann, ihre gastlichen Thore. So bildete sich hier eine böhmische Gemeinde, nachdem der König im Jahre 1732 an 500

dieser Märtyrer, die von allen Mitteln entblößt, ausschließlich auf seine Hülfe angewiesen waren, in der Wilhelmsstraße angesiedelt hatte. Hier entstand endlich im Jahre 1747 teils von der böhmischen Gemeinde, in welcher leider konfessioneller Zwiespalt ausgebrochen war, abgezweigt, teils durch zugewanderte Herrnhuter oder mährische Brüder der Zinzendorfschen Observanz gebildet, die Brüdergemeinde als erste uniert-evangelische Gemeinde in Berlin.

Wir stehen hier vor einer Kolonie, gegründet und gepflegt durch die ersten Könige von Preußen, in welcher Verstandes-Bildung und christliches Leben in seltener Weise zusammentrafen. Es ist gewiß, daß die neuen Bürger nicht nur ihren Glauben, sondern auch neue Untugenden nach Berlin gebracht haben. Allein man wird nicht leugnen wollen, daß auch durch sie wie in die Häuser und Familien, so in die Kirchen und Gemeinden ihrer deutschen Nachbarn, zumal der nächsten, viel Anregung zur Frömmigkeit und reicher Gottessegen getragen wurde. Innerlicher und stiller ging dieser Einfluß wohl von der Brüdergemeinde (vielleicht auch von den Böhmen) aus; lebhafter war die Einwirkung der Franzosen[16]. Wenn wir hören, daß im Jahre 1700 zwischen 5000 und 6000 Réfugiés in Berlin lebten, welche den fünften Teil der gesamten Einwohnerschaft ausmachten, und noch die deutschen Reformierten hinzurechnen, so war Berlin damals nicht mehr eine lutherische Stadt zu nennen. Einen reformierten Charakter wird besonders die Friedrichsstadt getragen haben. Freilich änderte sich mit der fortschreitenden Entwicklung Berlins das Verhältnis dann wieder zu Gunsten der lutherischen Glaubensgenossen[17].

Ueber den kirchlichen Sinn Friedrichs I. kann nicht der geringste Zweifel bestehen, wenn uns seine rege Teilnahme an der Errichtung von Gotteshäusern in der Hauptstadt entgegentritt. Von den 9 unter ihm erbauten Kirchen und Kapellen entstand keine ohne seine Förderung; oft spendete er reichliche Mittel zu ihrem Bau, namentlich den französischen Gemeinden. Einige Kirchen und Kapellen entstanden ganz auf königliche Kosten, darunter die alte Garnison-Kirche[18]; auch wurde die wiederum erweiterte Jerusalems-Kirche 1695 zur ersten deutschen Pfarrkirche der Friedrichsstadt erhoben. Es ist daher als keine höfische Schmeichelei anzusehen, wenn der treffliche Konsistorial-Präsident von Fuchs bereits bei der Grundsteinlegung zur Parochial-Kirche den Ausspruch that, daß unter des Königs siebenjähriger Regierung „mehr neue Kirchen erbaut und mehr verfallene und zerstörte wieder aufgerichtet worden, als in solcher kurzen Zeit bei keinem seiner löblichen Vorfahren“[19].

Diese Regierung ist ferner dadurch merkwürdig, daß unter ihr das Ideal einer wirklichen Union beider evangelischen Konfessionen, welches bereits seinen Vorgängern vorschwebte, greifbare Gestalt anzunehmen begann. Zum Ziel führten damals die hierauf gerichteten Bemühungen allerdings nicht. Die anfänglich Erfolg versprechenden Unionsverhandlungen mit Hannover verliefen ebenso resultatlos, wie die veranstalteten Besprechungen der evangelischen Theologen beider Parteien in Berlin. An den ersteren beteiligten sich eifrig der berühmte Philosoph Leibniz einerseits, der preußische Oberhofprediger Jablonski andererseits. Letzterer, von mütterlicher Seite ein Enkel des berühmten Johann

Amos Comenius, des aus seinem Vaterlande vertriebenen Bekenners der evangelischen Wahrheit, des Propheten und Bahnbrechers einer neuen, großartigen Entwicklung der christlichen Pädagogik, war durch Kurfürst Friedrich für die preußische Landeskirche gewonnen worden; seit 1693 wirkte er als Hofprediger in Berlin. In dieser Stellung ward er 1699 auch zum Bischof der böhmischen und mährischen Brüder erwählt, und konnte dann mit Genehmigung des Königs Friedrich Wilhelms I. die Weihe der bischöflichen Succession der herrnhutischen Brüderkirche übermitteln. Dieser merkwürdige, auch wissenschaftlich hochgebildete Mann, der im Grunde schon ganz zur evangelischen Union stand, übte während seiner fast fünfzigjährigen Wirksamkeit in Berlin einen hervorragenden kirchlichen Einfluß aus.

Um diese Zeit suchte nun aber auch das Luthertum von Innen heraus durch den sogenannten Pietismus die starre Orthodoxie im Interesse einer wärmeren und lebensvollen Frömmigkeit zu überwinden. Da entsprach es den Traditionen der preußischen Kirchenpolitik, diese Bewegung zu fördern, ihr womöglich Gelegenheit zu einer fruchtbaren praktischen Entwicklung zu eröffnen. Keinen geringeren, als den frommen Begründer des lutherischen Pietismus, als Philipp Jakob Spener selbst, welcher die besten und edelsten Seiten der ganzen Richtung vertrat, berief die kurfürstliche Regierung im Jahre 1691 zum Propst der Nikolai-Kirche nach Berlin. Durch ihn ist der Segen dieser tief einwirkenden Geistesbewegung auch Berlin zugeführt. Und obschon Spener die Zeit einer vollen dogmatischen und kirchlichen Vereinigung der protestantischen Konfessionen noch nicht für gekommen erklärte, so war er doch ein aufrichtiger Vertreter der Unionsgesinnung, indem er sich, wie er ausdrücklich bekannt hat, im Hauptfundament des Glaubens mit den frommen Reformierten durchaus eins fühlte. Namentlich durch seinen Einfluß wurde die im Jahre 1694 gestiftete lutherische Universität Halle, welche alsbald den nächsten und maßgebendsten Einfluß auf die Ausbildung der lutherischen Theologen Brandenburgs ausübte, in kirchlicher Rücksicht dem Pietismus, nicht aber dem konfessionellen Luthertum anvertraut. Wir sehen so den geistigen Boden sich bilden, in den dann die Pflanzung der Dreifaltigkeits-Kirche hineingesenkt werden sollte.

Konnte in Berlin die kirchliche Union auch damals noch nicht zu stande kommen, so sorgte der König um so mehr dafür, daß hier wenigstens die volle Parität beider evangelischer Bekenntnisse in besonderer Weise einen öffentlichen Ausdruck fand. Berlin bestand, wie wir wissen, damals noch aus fünf Städten, deren bürgerliche Verwaltung nur lose zusammenhing, da jede Stadt ihren besonderen Magistrat hatte[20]). König Friedrich ist der Begründer der geeinten Stadt „Berlin", indem er im Jahre 1709 die getrennten kommunalen Verwaltungen aufhob und sie zu einem Magistrat vereinigte. Dabei gab er nun das merkwürdige Gesetz, daß der letztere aus „einer gleichen Anzahl aus den beiderseitigen evangelischen reformierten und lutherischen Religionsverwandten bestehen, solche Parität auch oder wenigstens Alternation bei den übrigen rathäuslichen Bedienten (Beamten) beobachtet werden solle"[21]). So war also die höchste Vertretung der Bürgerschaft eine thatsächlich unierte.

Der fromme Eifer des Königs, der sich auch in seinem Privatleben und in der Erziehung des Thronfolgers äußerte, konnte ja der Herrschaft eines kirchlichen und christlichen Geistes in seiner Residenz wie an seinem Hofe noch nicht Gewähr leisten. Es ertönen laute Klagen aus jener Zeit über die in Berlin herrschende Genußsucht, Pracht und Verschwendung, über die Einbürgerung französischer Moden und lockerer Sitten. Man sonnte sich offenbar in dem ungewohnten Glanze einer königlichen Residenz. Die Gründung von Gotteshäusern, die Einrichtung kirchlicher Gesetze bilden ja im besten Falle immer nur einen Keim, dem erst allmählich unter treuer Pflege und unter dem Segen Gottes die Früchte entsprießen können.

Dem König Friedrich Wilhelm I. ward es vergönnt, durch thatkräftige Verwendung und Weiterbildung der kirchlichen Institutionen, die seine Vorfahren geschaffen hatten, den Segen solcher Früchte zu ernten. Die hohe politische Bedeutung dieses Herrschers für die Entwicklung der preußischen Monarchie ist von der Geschichtschreibung jetzt vollauf gewürdigt worden. Ihn erfüllte der Gedanke, daß die neue Krone nicht zur Befriedigung fürstlichen Ehrgeizes oder zu persönlichem Vorteil dienen, sondern das Wohl der Gesamtheit mit Zurückdrängung aller Sonderinteressen der Stände und Personen wie auf einem ehernen Felsen begründen sollte. Die unleugbar rauhe und spröde Form, in der seine persönliche Eigenart wie sein Verfahren als Regent sich darstellte, konnte doch schließlich keinen unparteiischen Beurteiler irre machen an der Anerkennung des gesunden und ernsten sittlichen Kerns, der sich dahinter verbarg.

Sollen wir es nun beklagen, daß er auch seine Landeskirche und ihre Diener dieser monarchischen Zucht unterwarf? Gerade die evangelische Kirche hat mit centrifugalen Elementen zu kämpfen, und ein wirksames Gegengewicht gegen diese bleibt ein notwendiges Moment ihrer fortschreitenden Entwicklung. In der That hat sich auch die protestantische Geistlichkeit Preußens mit kaum nennenswerten Ausnahmen dieser Zucht Friedrich Wilhelms I. gern und willig unterworfen. Wie seine Vorfahren hielt er sich nicht allein zur Aufrechterhaltung der äußeren Ordnung in Staat und Kirche berufen, sondern auch zur Beförderung der wahren Frömmigkeit seiner Unterthanen. Das Ideal, das ihn dabei leitete, war das eines praktischen und thätigen Christentums. Dabei ist zu beachten, daß die die evangelische Union befördernde Politik seines Hauses bei ihm schon in der Weise Frucht brachte, daß er sich weniger als irgend einer seiner Vorgänger als besonderen Vertreter der Reformierten ansah, sondern daß er sich selbst auch den religiösen Einwirkungen des Luthertums erschloß. Bei seiner unverkennbaren Abneigung gegen alle abstrakten Theorieen, die ihm selbst den Wert der Wissenschaft verdunkelte, konnte es sich für ihn nicht um eine neuerwachte Liebe zur lutherischen Dogmatik handeln. Vielmehr zeigte er ein Verständnis für den bereits in Preußen begünstigten Pietismus. Indem er aber auch diesen, wie sein Vater gethan, in den pflichtmäßigen Dienst der Landeskirche zog, entkleidete er ihn schon seiner Eigenart als einer theologisch oder kirchlich einseitigen Partei. Der evangelische Pietismus will im Grunde das tiefste Prinzip der Frömmigkeit, die innerste

Verbindung der Seele mit Gott und Christus wie das persönlichste Streben nach Heiligkeit zur Geltung bringen. Die Geschichte hat nun aber gezeigt, daß je zarter die Pflanze des so erweckten inneren Lebens ist, um desto leichter ihr Gefahren gefährlicher Erkrankung drohen. Zieht sich dieses subjektiv-innerliche Streben von den allgemeinen menschlichen und christlichen Pflichten eigenwillig zurück, vermittelt es sich nicht mit den von Gott geordneten Gemeinschaften des geistigen Lebens in Staat und Kirche, Kunst und Wissenschaft, Volk und Familie: so verkümmert es entweder in einer unwahren inneren Täuschung, oder entartet in einer schwärmerisch hervortretenden Erregung, aus welcher mit Notwendigkeit eine arge Selbst- und Werkgerechtigkeit hervorgeht.

Für Friedrich Wilhelm I. handelt es sich aber um keine thatenlose oder überspannte Innerlichkeit, sondern um Belebung des religiösen Sinnes im öffentlichen kirchlichen Gottesdienst und im Volksleben und um den wichtigsten Teil aller inneren Mission, um die Erziehung der Jugend des gesamten Volkes. Man hat den König als den Begründer der allgemeinen Wehrpflicht wie der allgemeinen Schulpflicht gepriesen. Das letztere Prinzip hat er bereits 1717 ausgesprochen; und wenn auch die volle Durchführung desselben der neusten Zeit angehört, so hat er selbst doch bereits rüstig und erfolgreich an dem Ausbau der preußischen Volksschule gearbeitet[22]).

Die Erziehung faßte er als eine durchaus christliche im Sinne des praktischen Pietismus auf. Die Schule sollte das Christentum der Jugend von früh an einpflanzen. Hierin lag ihm der Inbegriff der pädagogischen Aufgabe. „Wenn ich baue", so schreibt er z. B. der Regierung zu Königsberg, „und verbessere das Land und mache keine Christen, so hilft mir Alles nichts." Den pädagogischen Bestrebungen und den Verdiensten August Hermann Francke's zollte er demgemäß die höchste Anerkennung. Auch die Universität Halle und ihre theologische Fakultät erfreuten sich seiner fortdauernden Gunst, so daß er sie zur vorzüglichsten Bildungsstätte seiner lutherischen Geistlichkeit machte. Die Gründung des großen Militär-Waisenhauses in Potsdam ist ferner ein Denkmal seiner praktischen Verbindung der Sorge für seine Soldaten und des Eingehens auf die Gedanken des Halle'schen Pietismus. Die allgemeine gesetzliche Einführung der kirchlichen Konfirmation und des Konfirmanden-Unterrichts mit der Maßgabe, daß kein Kind zu diesem Unterricht zugelassen werden sollte, welches nicht lesen könne[23]): liegt nicht minder in der Richtung dieser Kirchenleitung.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Friedrich Wilhelm alle diese Aufgaben als allgemein kirchliche ansah, zu deren Lösung er alle Diener der Kirche, namentlich die der lutherischen, als der in Preußen verbreitetsten, verpflichtete. Die Herrschaft einer besonderen pietistischen Doktrin oder Methode wollte er damit nicht begründen. Die Kirche galt ihm als das unbestrittene einheitliche Organ, durch welches die gesamte Volks-Erziehung vermittelt wurde. Alle pflichttreuen lutherischen Theologen erfreuten sich daher in gleicher Weise seines Schutzes. Er befreite sie von ihrer dienenden Stellung den adeligen Patronen gegenüber, indem er diesen das Recht der Entlassung der Pfarrer nahm. Dem Konsisto-

rium, als dem Vertreter des obersten Bischofs, gebühre es, so erklärte er, die Prediger sowohl zu prüfen und in ihren Pfarren zu bestätigen, als auch vorkommenden Falles aus dem Amte zu entlassen[24]). Auf den Rat der beiden vornehmsten lutherischen Geistlichen Berlins, der Pröpste an der Nikolai- und Petri-Kirche Roloff und Reinbeck legte derselbe das größte Gewicht. Er scheute sich auch nicht, den reformierten Pastoren die Tüchtigkeit der lutherischen Prediger zum Muster vorzuhalten, und sorgte überhaupt für die homiletische Ausbildung der Kandidaten. Den lutherischen Theologen empfahl er zum Vorbild die trefflichen Predigten Reinbecks, den reformierten die Predigten Jablonski's[25]). Wie eifrig er sich der Leitung der reformierten Kirche annahm, ist daraus ersichtlich, daß ohne besonderen Bericht an ihn auch nicht die kleinste reformierte Pfarrstelle besetzt werden durfte. Erst Friedrich d. Gr. gab die Besetzung dieser Stellen im allgemeinen an das Kirchen-Direktorium ab und behielt sich nur das persönliche Eingreifen in wichtigen Fällen vor. Friedrich Wilhelm ergriff nun auch die vom Pietismus gepflegte Idee, daß sich die Predigt vornehmlich an das neue Testament halten müsse, und hielt sie den Pastoren vor: in einer sehr eindringlichen Weise noch auf dem Krankenlager kurz vor seinem Tode dem nach Berlin berufenen Hofprediger Sack[26]). Besonders verlangte er aber von allen seinen Geistlichen kategorisch die Beförderung praktisch christlicher Frömmigkeit.

Damit gewann das evangelische Unions-Prinzip unter ihm eine neue positive Basis, so daß er die bestehende gesetzliche Einschränkung aller konfessionellen Streitigkeiten nicht nur aufrecht erhielt, sondern noch verschärfte. Er hat fast alle früheren Edikte dieser Art von neuem in Kraft gesetzt und genauste Befolgung derselben verlangt. Im Jahre 1719 forderte er von den Predigern aller Parteien, sie sollten ihre Gemeinden in der Furcht des Herrn von den zu ihrer Seligkeit nötigen und dienlichen Dingen und dem thätigen Christentum nach der deutlichen Vorschrift des Wortes Gottes unterweisen. Zugleich verbot er alles Predigen über die Gnadenwahl für und wider, auch alles Räsonnieren, Widerlegen gegenseitiger Meinungen und Disputieren über die streitigen Punkte auf den Kanzeln und in öffentlichen Vorträgen[27]). Er stellt es geradezu als eine Hauptaufgabe des geistlichen Amtes hin, den kirchlichen Frieden zu pflegen. Die Pfaffen, „die Uneinigkeit verursachen", möchte er zum Teufel schicken, und solche, welche „Schulratzen aufwiegeln, das wahre Wort Gottes in Uneinigkeit zu bringen", ruft er vor Gottes Richterstuhl. Aber er segnet auch die wahrhaft geistlichen Prediger, welche Nächstenliebe und Duldung predigen, um den Ruhm Christi zu vermehren, die da lehren „christlich zu leben und christlich zu wandeln und nur auf Christi Verdienst sich verlassen". Daß er selbst in dieser praktisch-positiven Unionsgesinnung seine innere Befriedigung gefunden, geht noch aus einer merkwürdigen aus dem Jahre 1718 stammenden persönlichen Konfession hervor, worin er sich weder zu Luther noch zu Calvin, obschon beide gesegnete Werkzeuge Gottes gewesen seien, sondern allein zu dem seligmachenden Namen Jesu Christi bekennen will[28]).

Um so weniger lag für ihn ein Grund vor, sich der geschichtlichen Aufgabe der preußischen Krone, Hort des Protestantismus zu sein, zu entziehen. Wie er sich der böh-

mischen Märtyrer annahm, haben wir gesehen. In ruhmwürdiger Weise löste er diese Aufgabe auch durch die wirksame Hülfe, welche er den schmachvoller Unterdrückung erliegenden lutherischen Salzburgern geleistet hat. Er lud sie nicht bloß ein, sich unter seinen Schutz zu begeben; er sicherte ihnen auch ungehinderten Abzug und freies Geleit; er unterstützte sie mit Reisegeld und opferte große Summen, um sie in ihren Ansiedelungen im preußischen Litthauen auf alle mögliche Weise zu fördern. In Berlin gründete er keine Kolonie dieser Exulanten. Doch ist fast die Hälfte derselben, die eine Zahl von nahezu 30000 Seelen erreicht haben sollen, durch unsere Stadt gewandert, indem die verschiedenen Pilgerzüge wechselsweise von den Vertretern der einzelnen Kirchen und den dazu gehörenden Schulen feierlich eingeholt, mehrfach auch vom Könige selbst in Potsdam oder Berlin empfangen wurden[29]). Berlins Bewohner aller Stände speisten und beschenkten sie. Hinterließen diese um ihres Glaubens willen Vaterland und Freundschaft verlassenden Pilgerscharen im ganzen deutschen Reich den größten Eindruck, der sich noch in Göthe's Hermann und Dorothea spiegelt, so konnte dieses auch in Berlin nicht weniger der Fall sein. Man habe, berichtet der Propst Reinbeck, „eine große Bewegung unter allen Einwohnern verspürt". Wir hören auch, daß selbst die Juden an verschiedenen Orten durch diesen „christianismus practicus" mächtig ergriffen wurden[30]).

Die Vermehrung der Kirchen und Bethäuser sowohl im ganzen Lande als auch in Berlin, war, wie man nicht anders erwarten durfte, eine Hauptsorge Friedrich Wilhelms. Bei der Einweihung der Dreifaltigkeits-Kirche sprach es Jablonski aus, daß man mit Grund zweifeln könne, „ob auch irgend ein christlicher Staat sei, in welchem innerhalb der 25 Jahre Seiner Majestät gesegneten Regierung so viel Kirchen, als in diesem wären gestiftet worden". Die Dreifaltigkeits-Kirche sei das sechste Gotteshaus, welches der König in Berlin von Grund aus neu gestiftet und erbaut habe; abgesehen von der Aufführung schöner Türme und von anderen Verbesserungen an den älteren Kirchen dieser Stadt. So werde Gott jetzt in drei Sprachen in den Kirchen der Residenz gedient[31]). Unter den neuen Kirchen befanden sich auch Simultan-Kirchen, welche die Trennung beider evangelischer Konfessionen nach dem Sinne des Königs praktisch mehr und mehr überwinden sollten. Die lutherische Geistlichkeit machte zwar hin und wieder den Versuch, der Vermehrung solcher Kirchen entgegen zu treten, doch verstummte diese Opposition bald vor der Energie des Königs. Als der Propst Roloff gegen den befohlnen Bau einer Simultan-Kirche in Friedrichsfelde bei Berlin remonstrierte, schrieb ihm der König: „Eure Einwendungen sind nur Narrenspossen. Ich halte beiderlei Religionen einerlei zu sein; ich finde keinen Unterschied. Der Unterschied ist wahrlich ein Pfaffengezänk. Denn äußerlich ist ein großer Unterschied. Wenn man es examiniert, so ist es der selbige Glaube in allen Stücken sowohl der Gnadenwahl als (des) heiligen Abendmahl. Nur auf der Kanzel, da machen sie eine Sauce, eine saurer, als die andre."

Als seine letzte und als eine dem Herzen des Königs besonders wertvolle kirchliche Stiftung steht die Dreifaltigkeitskirche in Berlin da. Ihr Grundstein ist im Oktober 1737

gelegt worden, und bereits im August 1739 konnte sie eingeweiht werden. Der König betrieb den Bau mit größtem Eifer; denn indem er fühlte, daß seine Tage gezählt waren, wünschte er die Vollendung dieses Gotteshauses noch zu erleben. Schon im Spätherbst des Jahres 1739 befiel ihn die Krankheit, die nach achtmonatlichem Leiden seinem arbeitsamen Leben ein Ziel setzen sollte. Daher erscheint unsere Kirche wie ein letztes Vermächtnis dieser kräftigen und väterlichen Regierung, zugleich aber auch als ein Grenzstein zweier Zeitalter in der Geschichte der evangelischen Kirche Preußens und Deutschlands.

Mit Friedrich Wilhelm I. ging das patriarchalische preußische Königstum zu Ende, wie es sich aus einer verhältnismäßig kleinen evangelischen Territorialmacht im Gegensatz zu dem fort und fort unevangelischer und undeutscher gewordenen habsburgischen Kaisertum immer kräftiger und selbständiger entwickelt hatte. So war in Preußen das evangelische Territorial-Fürstentum allmählich über die Schranken eines bloßen Partikular-Staates hinausgewachsen. In dieser Entwicklung mußten die preußischen Herrscher auch die evangelische Kirche aus den Fesseln des alten, nur für Kleinstaaten geeigneten Konfessionalismus zu befreien und auf eine höhere Stufe zu heben suchen, um auch dem religiösen Leben des Volkes eine breitere, dem Ernst der größeren praktischen Aufgaben entsprechende Basis zu geben. Wenn auch nicht ohne Kampf und Arbeit, so vermochte doch die evangelische Kirche Preußens diesem Bedürfnis des wachsenden Staats- und Volkslebens bisher zu entsprechen. Theologen und praktische Geistliche von hervorragender Bedeutung wirkten im Einklang mit den hohenzollernschen Fürsten nicht ohne Erfolg dahin, den Trost und die Mahnung des Evangeliums dem Volke nahe zu bringen und die Jugend in christlicher Zucht und Sitte zum evangelischen Glauben zu erziehen. Es liegt kein Grund zu der Annahme vor, daß es in Preußen in religiöser und kirchlicher Hinsicht irgendwie schlechter gestanden hätte, als in einem der nach konfessioneller Schablone regierten deutschen Kleinstaaten. Kirchliches Leben und Interesse läßt sich namentlich in Berlin zur Zeit Friedrich Wilhelms I. entschieden wahrnehmen. Die Kirchen waren „gewöhnlich gepfropft voll Zuhörern", ging doch der König mit dem Beispiel fleißigen Besuches sowohl der lutherischen als auch der reformierten Gottesdienste voran. Auf regelmäßigen Kirchenbesuch des Militärs wurde durch strenge Verordnungen gehalten. Wohlthätige Stiftungen von bleibendem und bedeutendem Wert entsprachen damals in Berlin den vom Pietismus ausgehenden praktisch-christlichen Ideen.[32]) Mag man in allen diesen Beziehungen ein vielfach äußerliches und gesetzliches Wesen tadeln: nichtsdestoweniger erblicken wir darin auch das Ausstreuen eines guten und reiche Frucht verheißenden Samens. Wir haben also keinen Grund der Behauptung entgegen zu treten: „im ganzen herrschte während Friedrich Wilhelms Regierung zu Berlin eine strenge Sittlichkeit."[33]).

Mit der Regierung Friedrichs II. brach für den preußischen Staat eine neue Zeit an, welche auch für die kirchlichen und religiösen Verhältnisse von entscheidendem Einfluß sein mußte. Durch die schöpferische Thätigkeit des großen Königs trat ja Preußen in die Reihe der europäischen Mächte ein, die Fesseln des deutschen Partikularstaates gänzlich

abschüttelnd. Die Eroberung Schlesiens mit einer überwiegend katholischen Bevölkerung, die Erwerbung zahlreicher katholischer Unterthanen aus dem untergegangenen Polen-Reiche gaben dem Prinzip der Toleranz eine erhöhte politische Bedeutung und mußte dem preußischen Herrscher fortan eine größere Rücksichtnahme auf den Katholizismus zur Pflicht machen. Wie Friedrich schon persönlich der Nationalheld der Deutschen geworden war, so wurde durch ihn auch Preußen zum politischen Kerne und Vertreter Deutschlands bestimmt. Damit traten aber die Aufgaben des gesamten Reiches an dasselbe heran, so daß jetzt auch ein kirchengeschichtlicher Kreislauf geschlossen erscheint. Kirchenpolitische Fragen aus der Entstehungszeit der Reformation, obgleich in neuer Gestalt, waren damals überhaupt wieder zur Erörterung gekommen. Hatte sich einerseits das Prinzip der Trennung des Staates von Volks-Religion und Kirche in Kämpfen, die den ganzen Bestand des Volkes bedrohten, für das Reich selbst durchgesetzt, so bildete sich andererseits eine desto engere Zusammenfassung beider Elemente in den Einzelstaaten. Nach welcher Richtung hin sollte sich Preußen jetzt wenden? Der Geist des achtzehnten Jahrhunderts hatte noch ein neues Ideal aufgestellt: die Herstellung einer neuen, moralischen Staats-Religion mit Unterdrückung der positiven Kirchlichkeit, worin dann auch eine religiöse Union des Katholizismus und Protestantismus, welche bereits einen Leibniz beschäftigt hatte, zur Darstellung kommen konnte. An diesem kirchengeschichtlichen Wendepunkt tritt nun der bemerkenswerte Umstand hervor, daß Friedrich der Große sich nicht zur Lösung solcher Probleme, daß er sich nicht zum politisch-kirchlichen Reformator berufen fühlte. Er unterscheidet sich in dieser Enthaltsamkeit von seinen Vorgängern. Das war weder reiner Indifferentismus, noch eine Folge berechnender Klugheit, es hatte auch einen inneren, sittlichen Grund. Zur Entscheidung jener Prinzipien-Kämpfe empfing er keine innere Offenbarung: so wollte er auch keine solche zu irgend einem äußeren Zwecke erheucheln, denn er kannte und achtete den Wert des Geistes. Friedrich war ein Kind seiner Zeit, welches selbst in schwerer religiöser Krisis befangen lag. Es ist hinreichend bekannt, wie Rationalismus, deistische Aufklärung, theologische Neologie, wesentlich gefördert durch die mehr und mehr eindringenden Einflüsse einer der deutschen damals überlegenen ausländischen Bildung, Deutschlands herrschende Stände ergriffen und nicht am wenigsten Kirche und Geistlichkeit in ihren Bann schlugen. War so auch der König dem positiven Christentum und namentlich der kirchlichen Lehre innerlich entfremdet worden, so widerspricht das seiner Erziehung nicht so ganz, als man meint, denn auf ein praktisches, undogmatisches Christentum steuerte ja sein gestrenger Vater los. Ueber die praktischen Ziele der Regierung war er aber mit letzterem im wesentlichen eins geworden, wie die berühmte letzte Unterredung von Vater und Sohn bewiesen hat. Allein der Sohn entzog sich nicht, wie der Vater, der Macht des Denkens und der wissenschaftlichen Bildung.

Daher tritt uns in des letzteren Stellung zur Kirche und zur Religion ein bewußter Zwiespalt, ein merkwürdiges Doppelwesen entgegen, welches ja auch seinem Gemütsleben den Frieden des Evangeliums raubte. Seine politische Toleranz der verschiedenen Religionen gründete er in keiner Weise, wie man wohl hätte erwarten können, auf das Prinzip oder

das neue Dogma eines religionslosen Staates, ebenso wenig machte er den Versuch, im Sinne eines modernisierten Territorialismus eine neue rationalistische Staatsreligion einzuführen. Vielmehr hält er das alte Verhältnis des preußischen Königtums zur bestehenden evangelischen Kirche in Verbindung mit den vergrößerten Aufgaben staatlicher und kirchlicher Duldung unentwegt fest, so wenig er sich in seinen persönlichen Theorien von der geistigen Macht der Kirche gefesselt uno mit ihr versöhnt fühlte. Denn er sah sich doch nicht für berechtigt an, sich mit seiner Person zwischen Gott und das Volk zu drängen. Er hat es dem Gewissen der evangelischen Kirche selbst überlassen, wie sie sich zu den wachsenden sittlichen Aufgaben des Staates stellen wolle. Als oberster Bischof aber schätzte und förderte er sie mit dem Pflichtgefühl seiner Vorfahren. Er hat es darum auch verschmäht, sich die Gunst seiner neuen katholischen Unterthanen etwa auf Kosten der evangelischen Kirche zu erhandeln. Die katholischen Schlesier verehrten ihn als den gerechten und weisen König, die evangelischen Schlesier liebten ihn als ihren Befreier und Schirmherrn[34]). Auch die Sorge für die gottesdienstlichen Einrichtungen in der Armee sehen wir unter ihm nicht verringert. Schleiermacher hat die Eigenart, in der sich jenes Doppelwesen in dem Könige aussprach, zu den Kennzeichen seiner wahren Größe gerechnet. Ein groß zu nennender Regent müsse auch, so meinte derselbe, eine große und eigentümliche menschliche Persönlichkeit, die auch ohne eine Königskrone zu glänzen fähig sei, für seinen Beruf, in dem er lebt, und für sein Volk, mit dem er fühlt, einzusetzen haben. Und bei der Unvollkommenheit alles Menschlichen, müsse daraus ein tiefgehender innerer Streit und Zwiespalt hervorgehen. Dieser Zwiespalt zeige sich bei Friedrich II. auch in seiner Stellung zur Kirche, aber das sei seine Größe, denselben als König nicht blos empfunden, sondern auch sittlich versöhnt zu haben. Darum sehen wir ihn, sagt Schleiermacher, „in einer unseligen Zeit des Zweifels für sich selbst ohne den festesten Anker des Glaubens als König eben diesen Glauben hüten und nur sorgen, daß nicht abgestorbene Formen in den höchsten Regungen des Geistes die herrliche Freiheit dämpfen“[35]).

Es handelte sich für Friedrich II. in der That um eine sittlich gerechte Toleranz, die auch von dem Unglauben Respekt vor dem Glauben forderte[36]), dann aber auch um die Anerkennung des Rechtes der Institutionen gegenüber der Kritik der Personen. Das institutionelle Moment wußte er nun ohne Frage an der Kirche zu würdigen und nahm keinen Anstand als König das Beispiel der ethischen Unterordnung der Person unter die Institution zu geben. Fern lag ihm dabei der Gedanke an ein heuchlerisches Opfer des Intellekts, das die Vollkommenheit der Institution gegen besseres Wissen behauptet. Heuchelei als ein Mittel der Staatskunst hatte ja der König schon als Jüngling in seiner Widerlegung Macchiavelli's weit von sich gewiesen. Hat man doch in ihm „die erbarmungslos grausame deutsche Wahrhaftigkeit“ verkörpert gefunden[37]). Dagegen handelte es sich um die sittliche Arbeit der Person an und mit der Institution, um eine Mitwirkung, welche darauf ruht, daß das nicht verhehlte theoretische Ideal des Einzelnen sich nicht zum Maßstab des gemeinsamen Lebens macht, welche die Unvollkommenheit des wirklichen Lebens

sowohl in den Personen, als auch in den Institutionen anerkennt, welche also erst in einer besseren Zukunft oder in einem fortschreitenden sittlichen Prozeß den Ausgleich von Freiheit und Notwendigkeit für möglich erachtet. Dabei ist in dem vorliegenden Falle freilich vorauszusetzen, daß den König doch ein inneres, religiös-sittliches Band noch mit der Kirche verknüpfte, welches eine Mitwirkung an ihrem Ausbau erlaubte. Jetzt, nach dem uns ein überreicher Stoff aus seinem inneren und äußeren Leben vorliegt, läßt sich Art und Maß jenes religiösen Zuges Friedrichs besser beurteilen als früher. Mit dem Christentum verband ihn der Glaube an einen persönlichen Gott, an eine über den Schicksalen der Menschen und dem Laufe der Welt thronende göttliche Vorsehung, vor der auch er als Mensch sich beugte[38]). Das hat er doch vor aller Welt bekannt, indem er den Befehl erließ, daß er im öffentlichen Kirchengebet nicht mit dem Majestäts-Titel seiner Vorfahren, sondern als „Gottes-Knecht, der König" bezeichnet werde.

Wie schwankend also auch seine Haltung in Bezug auf die positiven Religionen gewesen sein mag, so erkannte er doch ihren relativen Wert an, und war dann davon überzeugt, es sei „die evangelische Religion die beste und weit besser wie die katholische"[39]). Das hat er in einem öffentlichen Schreiben an den Kultusminister von Zedlitz ausgesprochen und zugleich verordnet, die Schulmeister möchten sich Mühe geben, „daß die Leute Attachement zur Religion behalten". In seinem sittlichen Gefühl und Bewußtsein war er ferner durch und durch Protestant. Ueber den Unwert des Papsttums hat er sich mit derselben Entschiedenheit und Freimütigkeit geäußert, wie einst Luther. Daß Preußen nach weltgeschichtlicher Bestimmung der Hort des Protestantismus und der evangelischen Kirche sei, dessen ist er sich namentlich im siebenjährigen Kriege deutlich bewußt geworden, wozu ja auch seine Feinde das Ihre beigetragen haben. Der in ihren Rechten gekränkten und bedrohten Glaubensgenossen hat er sich daher auch mit derselben Entschiedenheit und demselben Erfolge angenommen, wie seine protestantischen Vorfahren. Endlich hegte er die höchste Achtung vor jeder von aufrichtiger und thatkräftiger christlicher Ueberzeugung durchdrungenen Persönlichkeit. Wissen wir das aus seinem Verhältnis zum alten Ziethen, zu de Catt und zu anderen, so steht hier namentlich die Hochachtung, welche er seinem christlich gesinnten Vater nicht verweigerte, als maßgebend voran. Das Sterbebett seines Vaters machte auf ihn den tiefsten Eindruck. Sein Vater, so hat er sich über ihn ausgesprochen, habe über den Tod triumphiert, „wie ein Held". Friedrich bewunderte aber in diesem Heldentum nicht bloß die „Festigkeit eines Philosophen, sondern auch die Ergebenheit eines Christen".

Versagte der König in dieser Weise der evangelischen Frömmigkeit seine Anerkennung nicht, so konnte er auch der Kirche einen Wert zugestehen, ohne deshalb die volle Bedeutung derselben verstanden zu haben. Indem er nun das oberste Regiment über die letztere keineswegs niederlegte, führte er es doch als keine bloße Formalität fort, die im Grunde nur politische Bedeutung habe. Vielmehr sehen wir ihn, wie seine Vorfahren es thaten, für Kirche und Schule eintreten, den Unterricht des Volkes nach wie vor auf die

Religion gründen, die bestehenden kirchlichen Stiftungen pflegen und neue hinzufügen[40]). So verdankt ihm das evangelische Berlin die Erbauung des jetzigen Domes; so entstanden unter ihm noch vier Anstalts-Kirchen daselbst; so schmückte er die Kirchen auf dem jetzigen Schiller-Platz mit den bekannten prächtigen Türmen. Und wieviel er zum Aufblühen der Dreifaltigkeits-Kirche gethan, wird sich uns weiterhin zeigen. Blieb der König in dieser Verbindung mit der evangelischen Kirche, so gewann damit das von ihm so hochgehaltene Prinzip der Toleranz eine religiöse Weihe, und konnte auch der Kirche im Zusammenhange ihrer Entwicklung eine Segen verheißende Gabe bringen. Mit einer christlichen Verwendung jenes Prinzips hing es zusammen, daß der König mit dem Eingreifen seines Herrscherwillens in kirchliche Dinge in schonender Weise zurückhielt, um anderen berufeneren Persönlichkeiten oder den Gemeinden zur Vertretung der religiösen Interessen Raum zu schaffen. Es ist das auch jetzt voll gewürdigt worden; und mit Recht hat man darin die Grundlage einer zukunftsreichen Entfaltung des religiösen Lebens gesehen[41]).

Die Geschichte der Dreifaltigkeits-Kirche, welche ihre selbständigen Lebensäußerungen unter der Regierung des großen Königs begann, liefert hierfür einen einleuchtenden Beweis, der uns mitten in die damalige Zeit hineinführt. Von dem Verfall des kirchlichen und religiösen Lebens, der unter Friedrich II. begann und sich unter seinen Nachfolgern steigerte, werden wir noch zu reden haben. Die Geschichte der Dreifaltigkeits-Kirche zeigt jedoch, daß auch in jener Zeit der Same des in der Liebe thätigen Glaubens ausgestreut wurde, welcher in Gegenwart wie Zukunft reiche Früchte ans Licht brachte. Der Segen des frommen Stifters der Kirche erbaute auch den Kindern in glaubensarmer Zeit das geistliche Gotteshaus. Darin hat die Geschichte dieser Gemeinde etwas Typisches. So konnte von einem ehrwürdigen Gliede der letzteren, dem Direktor des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums Ferdinand Ranke vor zwei Jahrzehnten gesagt werden, daß unter allen Friedenswerken, welche König Friedrich Wilhelm I. ausgerichtet habe, „die Gründung der Dreifaltigkeits-Kirche eins der reinsten, wirksamsten und erfolgreichsten gewesen sei. „Wie wenige Stiftungen ähnlicher Art“ fügt derselbe hinzu, „hat sie eine Geschichte gehabt, welche vom höchsten Interesse ist, und in verhältnißmäßig kurzer Zeit vollbrachte außerordentliche Leistungen für das Reich Gottes zu berichten hat“[42]).

Erstes Kapitel.

Gründung, Verfassung und Einweihung der Dreifaltigkeits-Kirche zu Berlin.

Obschon der Anbau der Friedrichsstadt von Friedrich Wilhelm I. mit allem Eifer betrieben wurde, so war doch unter seiner Regierung bis zum Jahre 1737 noch keine neue Kirche für die deutschen Bewohner jenes Stadtteiles errichtet worden. In diesem Jahre

erschien es dem Könige aber „bei starker Erweiterung der Friedrichsstadt höchst nötig", „dem großen Gott zu Ehren und zum Trost derer sich daselbst befindlichen Einwohner" eine neue Kirche erbauen zu lassen[1]). Indem er das Werk selbst unternahm und die neue Stiftung seiner dauernden Leitung vorbehielt, konnte er sie ungehindert in den Dienst seines kirchlichen Ideals stellen. Offenbar war es von Anfang an seine Absicht, das neue Gotteshaus zu einer gemeinschaftlichen Kultusstätte für Reformierte und Lutheraner zu machen. Es sollte auf seine Kosten auf dem Platze errichtet werden, auf welchem das südliche Ende der Mauerstraße mit der Mohren- und Kanonierstraße zusammenstieß. Der Ober-Landbaumeister Titus Favre erhielt den Auftrag, den Riß des Gebäudes und den Kostenanschlag zu machen. In einer Kabinetsordre vom 17. Sept. 1737 wurde der Bauplan genehmigt, aus der königlichen Kasse die erforderliche Bausumme mit 11329 Thalern bewilligt und die unentgeltliche Lieferung der Baumaterialien versprochen. Um den Bau zu beaufsichtigen wurden drei hohe Staatsbeamte zu Oberkuratoren der Kirche ernannt: die beiden Kriegsminister von Happe und von Marschall, sowie der Geh. Ober-Finanzrat von Herold. Nachdem von diesen dem Könige die Meldung gemacht war, daß der Grundstein zur Kirche gelegt werden könne, bestimmte er durch eine fernere Kabinetsordre vom 23. October 1737, daß ihn bei dieser Feier der Gouverneur von Berlin Generallieutenant von Glasenapp vertreten, daß der Propst Reinbeck die Weiherede halten, und daß eine Denkschrift sowie eine Sammlung gangbarer Münzen im Wert von 10 Thalern dem Grundstein einverleibt werden solle[2]).

Am 31. Oktober 1737 vollzog sich diesem Programm gemäß in Gegenwart der Kuratoren die Grundsteinlegung. Die hierbei von Reinbeck gehaltene Rede liegt gedruckt vor. Es ist begreiflich, daß er dem Königlichen Bauherrn ein dankbares Lob spendet. Er rühmt dessen Sorge für den Kirchenbau in Berlin überhaupt: „was der erste christliche König von Preußen im Frieden angefangen", habe „dessen glorwürdigster Nachfolger in Frieden fortgesetzt". Er fügt hinzu, daß sich auch die zu erbauende Kirche den fünf übrigen Kirchen der Friedrichsstadt hoffnungsvoll anschließe. So hegt er nun den „herzlichsten Wunsch, daß Gott diese Wohlthat unserem Könige in Gnaden vergelten und sein königliches Haus dafür wieder gründen, bauen und befestigen wolle bis an der Welt Ende". Unserer Kirche selbst aber gilt als erster zu Gott gesendeter Gebetswunsch für ihre Zukunft: „Laß alle, die an diesem Orte zusammen kommen möchten, lebendige Steine zu deinem geistlichen Hause werden, in welchem du wohnen, wandeln und wirken könnest. Laß unter uns deinen Frieden blühen und bringe uns endlich alle in deine heilige und ewige Wohnung".[3])

Die Ausführung des Baues lag in den Händen des geschickten Hofmaurermeisters Naumann, dem Nicolai auch den Riß und Plan der Kirche zuschreibt, da jener Favre, der erst kürzlich aus Holland nach Berlin berufen war, nach seiner Ansicht ein so elender Künstler gewesen sei, daß er nicht einmal habe zeichnen können. Alle Arbeiten, die seinen Namen tragen, habe er sich von geschickten Meistern Berlins anfertigen lassen.[4]) Bald nach der Grundsteinlegung wurde der König gebeten, der neuen Kirche einen Namen zu

erteilen. Die den Bau beaufsichtigenden Minister schlugen die Bezeichnung „Wilhelms-Kirche" oder „Friedrichs-Kirche" vor. Davon wollte aber der König nichts wissen, sondern bestimmte: sie solle „Dreifaltigkeits-Kirche" heißen. Diesen Namen hatte in früheren Zeiten der alte Berliner Dom geführt, scheint ihn aber verloren zu haben, seitdem er zu einer reformierten Pfarrkirche umgewandelt worden war. Man hat in dieser aus dem eigensten Entschlusse des Königs stammenden Benennung einen Beweis seiner demütigen Frömmigkeit entnommen. Es zeigt sich darin jedenfalls auch eine Hinneigung zur lutherischen Sitte, welche den Kirchen bedeutungsvollere Namen, als es der reformierten Nüchternheit entsprach, beizulegen liebte.[5]) So weihte Friedrich Wilhelm die Kirche aber keinem Heiligen, sondern dem allerhöchsten Namen, und steckte ihr damit ein hohes Ziel ihres künftigen Berufes.

Noch im Jahre 1738 ließ der König auf Reinbecks und Jablonskis Vorschlag ein in der Nähe gelegenes Grundstück, welches jetzt die Ecke der Kanonier- und Taubenstraße bildet, ankaufen, um darauf die Amtswohnungen der Geistlichen und Küster, die auch Kantoren waren, zu erbauen. So entstanden drei neben einander liegende kleine Häuser, von denen dem lutherischen Prediger das in der Taubenstraße, dem reformierten das in der Kanonierstraße und den beiden Küstern das in der Mitte gelegene zugewiesen wurde.[6]) Diese Wohnungen wurden dem sparsamen Sinne des Königs entsprechend in schlichter Weise hergerichtet. Da wird nun erzählt, daß derselbe, als man ihn auf die winkligen und niedrigen Treppen in den Pfarrhäusern aufmerksam gemacht habe, geäußert: es sei geschehen, „damit die Pfaffen sich ducken lernen". Bös kann das aber nicht gemeint gewesen sein, da der König dem geistlichen Stande die gebührende Ehre nicht zu versagen pflegte.[7]) Ueberdies hatten Reinbeck und Jablonski selbst die Zeichnungen und den Kostenanschlag für diese Gebäude besorgt.[8]) Noch jetzt bewahren letztere ihren ursprünglichen bescheidenen Umfang, wenngleich im Innern mancherlei Verbesserungen vorgenommen wurden. Schleiermacher sprach einst scherzhaft von seinem „Kanonierhäuslein". Die weiblichen Vertreterinnen der würdigen Pfarrfamilien, die hier ihre Behausung fanden, scheinen aber gelegentlich ernsthafteren Protest gegen den Geschmack des Königlichen Erbauers eingelegt zu haben. Wenigstens hat eine federgewandte Pfarrerstochter ihren Unmut darüber der Nachwelt überliefert.[9]) Trotzdem ist von diesen engen Räumen viel Segen auf das weite Berlin ausgegangen. Auch erhielten die Pastoren der Dreifaltigkeits-Kirche zur Entschädigung das beneidenswerte Vorrecht vor den meisten Familienhäuptern Berlins, in ihrem kleinen Reiche eine ungeteilte und unbestrittene Herrschaft zu üben. Als der Superintendent Pank an die Kirche berufen wurde, begann man übrigens die Pfarrwohnungen im Innern gründlich zu restaurieren und so viel als möglich in einer den Anforderungen der Neuzeit entsprechenden Weise einzurichten.

Die Parochie der Kirche wurde durch ein allerhöchstes Reskript gleichfalls im Jahre 1738 festgestellt. Sie sollte den dritten Teil der Friedrichsstadt umschließen. Der Rest verblieb der Jerusalems- und der Neuen Kirche. Die Grenze nach Osten bildete die von der Parochie ausgeschlossene Friedrichsstraße: nach Norden die Behrenstraße, einge-

schlossen die südliche Seite derselben: nach Süden der jetzige Belleallianceplatz, damals das Rondeel genannt: nach Westen hin erstreckte sie sich weit in die Vorstadt hinein. Doch ehe hier alles geordnet wurde, entstand noch ein Grenzstreit mit den kirchlichen Nachbarn. Es zeigten sich Zweifel über die Einpfarrung einzelner Häuser, und die Küster der neuen Kirche glaubten sich durch Uebergriffe ihrer älteren Kollegen in ihren Einkünften benachteiligt. Die dem Oberkuratorium vorgetragenen Klagen führten zu einer Untersuchung, in welcher sich letzteres davon überzeugte, daß der Dreifaltigkeits-Kirche 100 Häuser widerrechtlich entzogen wurden. In Folge dessen wurde Friedrich II. zur gesetzlichen Schlichtung der Streitigkeiten veranlaßt. Er beauftragte mit diesem Geschäft eine Kommission unter der Leitung des Konsistorialpräsidenten von Reichenbach, welche nach längeren Verhandlungen einen Vergleich zwischen der Dreifaltigkeits-Kirche einerseits und der Neuen und Jerusalems-Kirche andererseits erzielte, nach welchem erstere aus Gründen lokaler Abrundung auf 30 Häuser verzichtete und sich mit 435 Häusern zufrieden erklärte[10]).

Friedrich Wilhelm I. erließ ferner am 10. Sept. 1738 eine Kabinetsordre, in der er den Simultancharakter der Kirche gesetzlich fixierte und sich zum Patron der Kirche erklärte. Zugleich ernannte er den reformierten Pastor und übergab die Verwaltung des königlichen Patronats einem dauernden Oberkuratorium, welches aus den bisherigen Bau-Kuratoren bestehen sollte. Auch das verordnete er, daß die Geistlichen beider Konfessionen wechselsweise des Sonntags vor- und nachmittags predigen und des Mittwochs von 9—10 Uhr Wochengottesdienste halten sollten. Ebenso wurde ihnen die jährliche Administration der gemeinschaftlichen Kirchenkasse in Verbindung mit ihren Kirchenvorstehern abwechselnd übertragen, indem sie ausdrücklich angewiesen wurden, sich in vorkommenden Fällen gemeinschaftlich zu beratschlagen. So regelte der praktische Sinn des Königs alles bis aufs kleinste, um ein gedeihliches Zusammenleben beider Gemeinden zu ermöglichen. Die genannten Kirchenvorsteher wurden vom Kuratorium angestellt: und zwar je einer von jeder Konfession. Unter der Leitung der Pastoren hatten sie jährlich abwechselnd die Vermietung der Kirchenstühle, die Beaufsichtigung der kirchlichen Gebäude, endlich die Kassenangelegenheiten zu besorgen.

Da nun jenes Kuratorium eine eigene geistliche Behörde bildete, so erhielt die Dreifaltigkeits-Kirche durch ihre auch von Friedrich II. bestätigte Verfassung eine bevorzugte Stellung. Ihre Pastoren waren von der Aufsicht der Superintendenten, welche bis zum Jahre 1806 Inspektoren genannt wurden, befreit, indem der reformierte Pastor zugleich Mitglied der gemeinsamen reformierten Kirchen-Inspektion Berlins war. In geistlichen Angelegenheiten erhielten sie ihre Weisungen entweder vom kurmärkischen Ober-Konsistorium oder vom reformierten Kirchen-Direktorium. Ernannt wurden sie zunächst regelmäßig, doch einzelne derselben noch viel später thatsächlich, auf Immediatbefehl des Königs. Der später hinzutretende zweite lutherische Prediger erhielt jedoch seine Bestallung vom Oberkuratorium. Seit dem Jahre 1759 wurde das letztere in der Art gebildet, daß es aus dem Minister der lutherisch-kirchlichen Angelegenheiten und einem Mitgliede des reformierten

Kirchen-Direktoriums bestand. Einer ähnlichen Selbständigkeit erfreute sich in Berlin nur der reformierte Dom, so daß nach dieser Seite hin die Dreifaltigkeits-Kirche gleichsam zum Dom der Union bestimmt zu sein schien. Diese Verfassung bestand bis zum Jahre 1809[11]).

Im Bau der Kirche trieb der König zur Eile. Aus einer Verfügung vom 20. Januar 1739 geht hervor, daß er den Wunsch hegte, sie möge bei Gelegenheit der von ihm für den zweiten Pfingstfeiertag, am 31. Mai 1739 angeordneten zweihundertjährigen Jubelfeier der in die Mark Brandenburg eingeführten Reformation stattfinden[12]). Nachdem sich dieses jedoch als unausführbar erwiesen, da namentlich der Turmbau noch im Rückstande war, so befahl er in einer weiteren Ordre vom 29. Juni, „gegen seine Rückkehr von einer Reise nach Preußen unfehlbar Alles zur Einweihung der Kirche in den Stand zu setzen". Da aber die Kirche auch zum Gottesdienst für das Markgraf Karl'sche, später von Götze'sche Regiment bestimmt wurde, so ließ er noch ein oberstes (drittes) Chor anlegen. Die Feldprediger dieses Regimentes sollten indessen nicht am Sonntage, sondern am Mittwoch oder Donnerstag predigen und das Abendmahl austeilen. Es gelang, dem königlichen Befehl nachzukommen und bis zum 10. August den Turmbau mit Aufsetzung des Knopfes zu vollenden. In den letzteren wurde eine Nachricht über den Bau und die Bestimmung der Kirche, sowie einige Stücke aller während der Regierung Friedrich Wilhelms geprägter Münzsorten eingeschlossen. Die gleichfalls vom Könige geschenkten Glocken, vier an der Zahl, welche mit frommen Sprüchen geziert waren, wurden noch in demselben Monat auf die Laterne der Kuppel gebracht. Die Grundform der Kirche ist als Rundbau mit Kuppel und Laterne der Böhmischen Kirche nachgebildet nur in erheblich vergrößertem Maßstab. Die Kirche hat eine Höhe von 180 Fuß[13]). Die Länge und Breite betrug mit den Vorbauten 96 Fuß, und der innere Raum im Lichten 70 Fuß. Die Kirche hatte vier Eingänge. Ueber dem Portal des nördlichen Haupteinganges las man als Inschrift in Stein gehauen: „Zur Ehre der heiligen Dreyfaltigkeit haben Se. Königl. Majest. von Preußen Friedrich Wilhelm bei dem Anwachs der Friedrichsstadt dieses Gotteshauß bauen, im Jahre MD.C.C.XXXIX einweihen und die Dreyfaltigkeitskirche benennen lassen." Ueber dem zweiten, südlichen Haupt-Portal waren die Worte eingemeißelt: „Wie heilig ist diese Stätte! hier ist nichts anders denn Gottes Haus, und hier ist die Pforte des Himmels. 1. B. Mos. 28. v. 17[14])."

Zum Tag der Einweihung der Kirche wie der Einführung ihrer Geistlichen wurde der 14. Sonntag nach Trinitatis, welcher damals auf den 30. Aug. fiel, bestimmt. Bis dahin konnten jedoch die Kirchstühle noch nicht aufgestellt werden; und da nun ein großer Andrang des Publikums zur Feier erwartet wurde, so besorgte man ein Gedränge in der Kirche und das Vorkommen tumultuarischer Scenen. Es scheint, daß jene Unfertigkeit der inneren Einrichtung sogar falsche Vorstellungen von einer möglichen Gefährdung des Publikums während des Gottesdienstes erregt hatte. Jedenfalls erließ der König am 25. Aug. noch den Befehl an den Minister von Happe, Vorkehrungen zu treffen: „damit dem besorglichen Tumult vorgebeuget werde, und bei der Einweihung alles richtig und still zugehen

möge". Auch gab er an, in welcher Weise die kirchlichen Weihe-Handlungen und Reden vollzogen werden sollten. Zur Verhütung der befürchteten Unruhen wurde dann der Zutritt zur Feier nur gegen Einlaßkarten gestattet, und außerdem jeder Eingang der Kirche mit einem Unteroffizier und vier gemeinen Soldaten besetzt. Die Texte zu den Predigten sandte Friedrich Wilhelm mit ähnlichen Instruktionen an Reinbeck. Da aber in Rücksicht auf die verschiedenen Konfessionen zwei Festgottesdienste, und zwar der eine des vormittags um 9 Uhr, der andere des nachmittags um 3 Uhr, stattfinden sollten: so überließ der König, um jeden Vorwand zu einer konfessionellen Eifersüchtelei abzuschneiden, die Verteilung jener beiden gottesdienstlichen Zeiten unter die Gemeinden taktvoll den beiden leitenden Geistlichen selbst. „Mir ist es", setzt er im Postskriptum zu jener Ordre hinzu, „gleichviel, da ich beiden Predigten selbigen Tages beiwohnen werde." [15]) Alle diese ausführlichen Instruktionen, welche der König für seine eigene Teilnahme an der Feier erteilte, zeigen uns, wie sehr ihm das ganze Werk ans Herz gewachsen war. Man hat mit Recht bemerkt, daß der Einweihungstag für ihn selbst ein Festtag war. Er wollte durch seine Gegenwart öffentlich bezeugen, wie dankbar er Gott dafür sei, diesen Tag erlebt zu haben [16]).

Den Vorgang der Weihe mag uns der beste Zeuge, Propst Reinbeck selbst schildern. Er berichtet zuerst, daß der König mit dem Kronprinzen und den übrigen 3 Prinzen, — andere Quellen erwähnen noch die Begleitung mehrerer Generale, Staatsminister und verschiedener zum Hofe gehörender Personen —, dem Vor- und Nachmittags-Gottesdienst von Anfang bis zu Ende beigewohnt habe. Dann fährt Reinbeck fort: „Als Se. Königl. Majestät den Vormittag um 9 Uhr ankamen, führte dieselbe in dero Wagen zwei silberne inwendig vergoldete Kelche, eine Kanne, eine Oblaten-Schachtel und zweien Patenen bei sich, womit sie die neue Kirche allergnädigst beschenkten, gleichwie sie auch die ganze Kirche aus dero alleinigen Mitteln haben erbauen lassen. Die Gefäße wurden sofort von einem der Herren Ober-Kuratoren (Geh. Rat Herold) auf den Altartisch getragen und der Gesang ward sogleich angefangen.... [17]) Nachdem der älteste Königl. Hofprediger, Kirchen- und Konsistorial-Rat, Herr Dr. Jablonski, zwischen dem Gesange ein herzliches Gebet zu Gott verrichtet, hält derselbe von evangelisch-reformierter Seite, nach dem Gesange, die Einweihungs-Predigt über den von Se. Königl. Majestät dazu erwählten Text aus 1. B. Mos. 28, v. 17. Nach verrichteter Predigt führt derselbe mit einer Rede einen seiner Söhne, Herrn Friedrich Wilhelm Jablonski, bisherigen Hofprediger zu Köpenick, ein; und administrierte mit demselben das heilige Abendmahl den reformierten Kommunikanten, worauf der neue Herr Prediger eine Tauf- und Trauungs-Handlung verrichtete. Wie dieses geschehen, wurde von mir der bisherige Prediger des großen Königlichen Waisenhauses in Potsdam, Herr Johann Julius Hecker gleichfalls mit einer Rede eingeführt, das heilige Abendmahl ward von uns beiden den lutherischen Kommunikanten ausgeteilet. Nachdem auch der neue lutherische Prediger getauft und getraut hatte, so ward der vormittägige Gottesdienst mit dem: „Herr Gott Dich loben wir" und Trompetenschall beschlossen. Nachmittags um

3 Uhr ward wieder zur Kirche geläutet, und von mir die Einweihungspredigt von evangelisch-lutherischer Seite über den von Se. Königl. Majestät dazu ausgesuchten Text: 2. Cor. 6, v. 16, 17 und 18 gehalten. Worauf dann der Schluß mit einer Musik gemacht wurde." „Gott segne", so schließt der Bericht, „den König, sein Haus und Regiment. Der lasse auch die neuerbaute Dreifaltigkeits-Kirche zu einer segensreichen Verkündigung seines Wortes gesetzet sein und bleiben bis zu ewigen Zeiten".

Die uns gedruckt vorliegenden Weihe- und Einführungs-Reden der beiden beliebten Prediger Berlins waren es wert, der Vergessenheit entrissen zu werden. Beide vertreten in würdiger Weise die Grundsätze eines ebenso echten wie duldsamen evangelischen Christentums und ruhen auf einer verständnisvollen Verwertung der heil. Schrift. Doch läßt sich andererseits der Unterschied der reformierten und lutherischen Auffassung in ihnen nicht verkennen. Jablonskis Text enthielt das Wort Jakobs: „Wie heilig ist diese Stätte, hier ist nichts anderes denn Gottes Haus und hier ist die Pforte des Himmels." Die Erhabenheit und Heiligkeit Gottes, die Geistigkeit des wahren christlichen Tempels, der in Wirklichkeit darstellt, was der alttestamentliche Tempel vorgebildet hatte, der christliche Kultus als ein solcher, der, weil er Christum in sich faßt, die Pforte des Himmels ist: das sind die Grundgedanken der lebhaft bewegten und bilderreichen Rede. Reichlicher Dank wird dem königlichen Stifter des Gotteshauses am Anfang und am Schluß der Predigt gezollt. Durch ihn sei es zu einer „Konkordien-Kirche" bestimmt, in welcher beide evangelische Teile ihres Gottesdienstes pflegen und sich zusammen erbauen sollen." Darum soll aber die eine Gemeinde der andern, wie einst Abraham seinem geliebten Loth zurufen: „Lieber laß nicht Zank sein zwischen mir und Dir, zwischen meinen Hirten und Deinen Hirten, denn wir sind Gebrüder." Dieser Gesinnung entspricht auch die Einführung des reformierten Pastors. Zu einem guten Hirten wird er von seinem Vater verpflichtet, und für ihn der ganzen christlichen Gemeinde Vertrauen und Achtung erbeten. Der Segen, den Jablonski endlich auf die neugepflanzte Gemeinde herabruft, faßt sich dahin zusammen, daß sie wachsen und zunehmen möge, nicht nur an der Zahl, sondern vornehmlich an Glauben, Liebe, Hoffnung und allen Früchten des Geistes.

Knüpft Reinbecks Rede gleichfalls an das obige Schriftwort, das ja die Inschrift eines der Kirchen-Portale bildete, an: so läßt sie doch neben der göttlichen Majestät und Heiligkeit auch die göttliche Gnade im Verhältnis zum demütigen und bußfertigen Sünder deulich hervortreten. Reinbecks besonderer Text lautete indessen: „Was hat der Tempel Gottes für eine Gleiche mit den Götzen? Ihr aber seid der Tempel des lebendigen Gottes, wie denn Gott spricht: Ich will in ihnen wohnen und in ihnen wandeln und will ihr Gott sein, und sie sollen mein Volk sein. Darum gehet aus von ihnen und sondert euch ab, spricht der Herr, und rühret kein Unreines an: so will ich euch annehmen und euer Vater sein, und ihr sollt meine Söhne und Töchter sein, spricht der allmächtige Herr." Die Predigt, welche die „rechtschaffenen Christen als Tempel" des lebendigen Gottes zu schildern unternimmt, fließt ruhiger dahin als die seines Kollegen. Sie entwickelt in an-

sprechender Klarheit die moralische Grundlage unseres Vertrauens auf die Verheißungen des allmächtigen, allweisen und allgütigen Vaters im Himmel. Der ermahnende Schluß warnt noch in bezeichnender Weise vor der Neigung zum Separatismus, vor einer Verachtung der äußeren Kirchlichkeit, als vor einer Gefahr, die er bei den Berliner (lutherischen) Christen als Thatsache vorliegen sieht. Andrerseits will er keiner bloß äußerlichen Kirchlichkeit das Wort geredet haben, sondern in und mit der Gemeinde soll der Einzelne zu einem lebendigen Gottes-Hause sich erbauen. So ist auch in seinem Schlußgebet dem Wunsche nach „Frieden und Einigkeit" unter allen Lehrern und Besuchern dieses Gottes-Hauses ein warmer Ausdruck gegeben[18]).

Bei der darauf folgenden Einführung Heckers schildert Reinbeck das geistige Amt als ein Lehramt, dessen Wichtigkeit, Notwendigkeit und Nützlichkeit er näher erörtert. Er nimmt es mit dem Lehramt sehr genau, denn der Geistliche habe nicht bloß die göttlichen Wahrheiten vorzutragen, sondern auch zu begründen. Als einem Lehrer sei demselben aber besonders die Jugend an das Herz gelegt. Und Reinbeck sieht diese Seite des geistlichen Amtes als eine namentlich in Berlin bedeutsame an. „Wenn die Jugend versäumt ist, so ist bei den meisten alles versäumt", wird Hecker zugerufen und hinzugefügt, „Er wird bei uns in Berlin eine sehr unartige und verwilderte Jugend antreffen. Um desto mehr aber lasse er sich angelegen sein, nach aller Möglichkeit an den jungen Gemütern zu arbeiten, damit ihnen die Furcht des lebendigen Gottes eingeprägt werde." Fleißiger Besuch der Schulen und häufige Examina im Hause werden Hecker zur Erreichung dieses Zieles noch ausdrücklich empfohlen. Spürt man auch einen rationalistischen Hauch in Reinbecks Rede, so stellt sich doch auch dieser Rationalismus, wie es der bessere Pietismus unter Friedrich Wilhelm I. that, in den Dienst des praktischen Christentums. Jene Weihestunden des 30. August 1839 zeigen uns aber, wie die hervorragendsten Vertreter beider evangelischer Kirchen in Berlin bei aller Verschiedenheit der Anschauungen doch einen harmonischen Ausdruck des Glaubens zu finden und brüderliche Gesinnung zu bethätigen wußten.

Zweites Kapitel.

Die ersten Geistlichen der Dreifaltigkeits-Kirche: Jablonski und Hecker.

Knüpfte den König, wie wir gesehen, das regste persönliche Interesse an die Stiftung der neuen Kirche, so konnte er die Krönung des ganzen Werkes, die Wahl der rechten Hirten und Lehrer für die zu sammelnden christlichen Gemeinden nicht aus der Hand geben. Den Sinn, in welchem er wählte, spricht sein Bekenntnis aus, daß er seine Sorge dahin gerichtet habe, solche Prediger bei der Dreifaltigkeits-Kirche zu bestellen, „die in

Friede und Einigkeit bei einander wohnen, ihren Zuhörern das reine und lautere Wort Gottes vortragen und ihnen den rechten Weg zum Himmel weisen mögen" [1]).

Mit der Wahl des reformierten Pastors kam er zunächst ins Reine. In Köpenick befand sich eine kleine reformierte Gemeinde, bei der Friedrich Wilhelm Jablonski als königlicher Hofprediger fungierte. Dieser, wie schon erwähnt, ein Sohn des ersten Hofpredigers Daniel Ernst Jablonski, war ein tüchtiger jüngerer Geistlicher, welcher damals im dreiunddreißigsten Lebensjahre stand. Der König kannte ihn persönlich und berief ihn „wegen des besonderen Zutrauens und guten Lebenswandels auch besonderer Geschicklichkeit" [2]). Schon aus seiner Antrittspredigt lernen wir ihn als einen aufrichtigen und demütigen Christen kennen, als einen Pastor, dem das Seelenheil seiner Gemeinde auf dem Gewissen lag. Wie in seinen Adern evangelisches Märtyrerblut rollte, so war er auch ein würdiger Sproß seines großen Ahnherrn Amos Comenius, und die Verbindung edelster Weitherzigkeit mit christlichem Ernst und Eifer war aus dem Geiste seiner Vorfahren auch auf ihn übergegangen. An intellektueller Begabung stand er seinem Vater nicht gleich, doch zeigen seine Predigten die theologische Schule desselben. Erscheinen sie aber einfacher als die seines Vaters, so ist das an sich als kein Nachteil zu betrachten, obschon die etwas überladene Diktion des letzteren dem sich im Dome versammelnden Publikum sehr zusagte.

Seine „Anzugspredigt" hielt er in der Dreifaltigkeits-Kirche, wie auch sein lutherischer Amtsbruder am Mittwoch den 2. Sept., an einem der vier damals in Preußen gefeierten Bußtage. Jablonskis Predigt macht einen wohlthuenden Eindruck durch die große Bescheidenheit, die sich darin mit religiöser Wärme paart. Die Rechenschaft, welche er in ihr der Gemeinde über den Geist seiner zukünftigen Amtsführung ablegen will, knüpft er an das Wort: „So sind wir nun Botschafter an Christus statt, denn Gott vermahnet durch uns: so bitten wir nun an Christus statt, lasset euch versöhnen mit Gott" (2. Cor. 5, 20). Es ist charakteristisch, daß er zu den Pflichten seines Amtes auch diejenigen rechnet, Versöhnung der Menschen untereinander zu bringen und in jedes Haus mit dem vom Herrn befohlenen Friedensgruß (Luc. 10, 5) einzutreten. So bittet und hofft er, daß auch die beiden konfessionell getrennten Gemeinden der Kirche im Frieden miteinander leben mögen, und daß kein anderer Streit unter ihnen entstehe als der Wetteifer in der Liebe. Jablonski formuliert dabei ein ausdrückliches Unionsbekenntnis, wenn er von den Gemeinden sagt: „Wir beide haben einen Gott und Vater, einen Heiland, durch dessen Blut wir sollen Vergebung der Sünden erlangen, einen heiligen Geist, dadurch wir sollen geheiligt, ein Wort, dadurch wir berufen werden. Es ist ein Weg, den wir gehen sollen, eine Belohnung, die wir hoffen." Er wendet sich auch an den in der Kirche anwesenden lutherischen Amtsbruder und bittet denselben um ein freundliches Entgegenkommen, in dem er seinerseits „alle Liebe und Freundschaft" verspricht, „die er von einem Christen und evangelischen Prediger erwarten kann". Mit der Aufforderung, in dieser Gesinnung vereint mit ihm, als Nachfolger des Herrn, der Gemeinde ein Vorbild zu sein, um von dem Gott des Friedens gesegnet zu werden, schließt die brüderliche Anrede [3]).

Soweit wir zu urteilen imstande sind, hat Jablonski sein Friedensgelübde treu gehalten. Sein lutherischer Kollege trat als der berühmtere in einer großartigen Wirksamkeit rasch hervor, erwarb sich die Gunst des Königs Friedrichs II. in hervorragendem Maße und veranlaßte demzufolge auch ein fortschreitendes Anwachsen der Lutheraner in der neuen Parochie. Da hätte bewußte oder unbewußte Eifersucht des weniger begünstigten Jablonski wohl eine Gelegenheit zur Trübung des konfessionellen Friedens finden können. Zu unserer Freude hören wir jedoch von keiner einzigen ernstlichen Zwistigkeit, die zwischen beiden Pastoren ausgebrochen wäre. Ebensowenig ist irgend ein Streitpunkt derselben vor eine höhere Instanz gebracht worden. Das ehrt aber beide Männer, den berühmteren, wie den schlichteren. So war Jablonski nicht unwert, an Heckers Seite zu treten.

Wie trefflich der König gewählt hatte, zeigt sich allerdings noch in anderer Beziehung in der Berufung Heckers zum lutherischen Geistlichen der Dreifaltigkeits-Kirche. Johann Julius Hecker war geboren am 2. November 1707.[4]) Großvater und Vater hatten ihre Kräfte bereits der Schule gewidmet: ersterer als Rektor in Wesel, letzterer als Rektor und Stadtsekretär zu Werden an der Ruhr. Im Elternhause wurde seiner jugendlichen Seele der Geist des Christentums von früh an eingehaucht; einen guten Unterricht verdankte er dem Gymnasium in Essen, das damals unter Zopfs Leitung blühte. Für die ganze Richtung, die sein inneres und äußeres Leben nehmen sollte, war jedoch von maßgebender Bedeutung sein theologisches Studium in Halle, dem er seit Ostern 1726 oblag. Er hörte hier noch die beiden Michaelis (Joh. Heinrich und Christian Benedikt), einen Breithaupt, Lange und Rambach. Allein den tiefsten Eindruck machte doch auf ihn August Hermann Francke. Er durfte den berühmt gewordenen letzten Vorträgen dieses großen Lehrers beiwohnen. An sie knüpften sich bis an seinen Tod die schönsten Erinnerungen seiner Jugend. Und man hat gesagt, daß namentlich Franckes letzte Rede an die Studierenden den „zündenden Strahl" in seine Seele warf. Während er noch die Vorlesungen besuchte, wurde er Mitglied des von Francke gestifteten Seminarium selectum, welches, damals von Freylinghausen und Freyer geleitet, Studenten und Kandidaten der Theologie zum Schulamt vorbereitete. Hier offenbarte sich Heckers pädagogisches Talent, so daß er bereits im November 1729, kaum 22 Jahre alt, als Lehrer am Pädagogium zu Halle angestellt wurde. So steht er vor uns als ein echter Schüler der pädagogischen Richtung des Halle'schen Pietismus. Ueber die Grenzen des in Halle gepflegten theologischen Fachstudiums von zweifelhaftem wissenschaftlichen Wert strebte sein Sinn entschieden hinaus, indem er namentlich den Naturwissenschaften ein großes Interesse zuwendete. Schon in Essen hatten sie ihn gefesselt; in Halle trat er in nähere Verbindung mit dem berühmten Arzt, Geh. Rat Hofmann. Da kam ihm wohl der Gedanke, sich ganz dem ärztlichen Berufe zu widmen. Seine ersten Schriften waren in der That naturwissenschaftlichen oder medizinischen Inhaltes. Die ihm eigene wissenschaftliche Anlage und sein vielseitiger Geist fand jedenfalls keinen Geschmack an der pietistischen Streittheologie. Was ihn am Pietismus ergriff, das war vielmehr die praktische Seite desselben. Es ist für den Reichtum

seiner Gaben bezeichnend, daß ihm als Lehrer am Pädagogium der Unterricht in den verschiedensten Fächern der Philologie, Philosophie, Geschichte, Theologie und Naturkunde anvertraut werden konnte. Durch Vermittelung des gleichfalls in Halle gebildeten Feldpropstes Gedicke wurde er nun im Jahre 1735 zum Prediger, Lehrer und Schulinspektor am Militär-Waisenhause nach Potsdam berufen. Hier kam er auch mit dem Könige in persönliche Berührung; und durch den Eifer, mit welchem er sich seinen neuen Pflichten widmete, zog er die Aufmerksamkeit desselben auf sich. Mit seinem geistlichen Amte hielt er es sehr wohl vereinbar, dem Studium der Natur nach wie vor zu huldigen. Er botanisierte eifrig in seiner neuen Heimat und durfte dann dem Könige eine wertvolle botanische Sammlung überreichen. Das geistliche Amt fühlte sich offenbar damals noch zur Vertretung der allgemeinen Volksbildung berufen, trotzdem daß sich schon seit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts die objektiven Elemente dieser Bildung im Vergleich zu der Zeit, in welcher jene Voraussetzung für die evangelische Kirche entstand, in Deutschland wesentlich zu ändern begannen.

Als es sich um die Besetzung der lutherischen Pfarrstelle an der Dreifaltigkeits-Kirche handelte, war man in Berlin sehr gespannt darauf, wen der König wohl ernennen würde. Er dachte an Hecker und beschied denselben nach Königs-Wusterhausen, damit er am 19. Sonntage nach Trin. 1738 daselbst eine Gastpredigt vor ihm halte. Der Beifall des Königs blieb nicht aus. Sofort nach der Predigt erhielt Hecker, wie er selbst erzählt hat, auf dem Schloßplatz durch den König die mündliche Vokation mit den Worten: „Nun er soll bei der neuerbauten Dreifaltigkeits-Kirche in Berlin Prediger sein: er muß, wie er heut hier gethan, den Leuten auf der Friedrichsstadt den Herrn Jesum predigen und sich der Jugend recht annehmen, denn daran ist das meiste gelegen.[5])

Dies Wort war für Hecker kein fremd klingender Befehl, sondern eine zustimmende Ermunterung, den eingeschlagenen Weg thatkräftig weiter zu verfolgen. Denn Religion und Kirche standen im Mittelpunkt seines Strebens, und sein Interesse an der Schule ruhte durchaus auf dieser Grundlage. Gern hat er später jener ihm von Reinbeck bei seiner Einführung gewordenen Aufforderung, sich den Schulen und der religiösen Erziehung der Jugend der Gemeinde zu widmen, gedacht. Auch Heckers an jenem Bußtage gehaltene Antrittspredigt liegt uns gedruckt vor. Sie zeichnet sich durch eine klare Bestimmung der benutzten religiösen Begriffe, durch eine streng logische und ins Einzelne gehende Einteilung des Gedankenfortschrittes aus. In ihrem Schlußteil („Applicatio“) unterscheidet sie sorgfältig verschiedene Stufen der religiösen Entwickelung in der versammelten Gemeinde und verteilt die Elemente der aus dem Text (Apostelgesch. 26, 18) gewonnenen Heils-Wahrheit als angeeignete Frucht des Amtes des neuen Testamentes auf die einzelnen Perioden des christlichen Lebens. Die Predigt trägt einen lehrhaften Charakter, ohne doch in einen dürren dogmatischen oder methodischen Schematismus zu geraten. Auch unser lutherischer Pastor wendet sich nach vollendeter Rede seinem Amtsbruder zu mit dem Bekenntnis „Wir arbeiten an einem Hause, an einer Gemeinde, einem Herrn zu

Dienste, und wird solches von uns treulich geschehen, so wird unser Herr nicht unterlassen unsere Arbeit in Gnaden zu segnen". So hervorragend Hecker sich in der Folge als Erzieher der Jugend und als Schulmann gezeigt hat: er will dennoch die ganze Gemeinde und ihr Heilsbedürfnis im Auge behalten. „Mein herzlicher Wunsch ist", so endigt seine erste Rede in unserer Kirche, „daß ich dermaleinst, wenn der gerechte Richter an jenem Tage erscheinen wird, von vielen möge sagen können: Hier bin ich mit denen, die das Amt des neuen Testaments an sich kräftig werden lassen zur Buße, zum Glauben, zur Heiligung, und daß eure Worte sodann sein mögen: Herr hier sind wir mit dem, der nebst andern deinen Knechten an unsrer Seele zur Seligkeit treulich gearbeitet hat." [6])

Ueberhaupt legte Hecker auf seine Predigten großes Gewicht und arbeitete sie, trotz seiner Vielgeschäftigkeit, mit Sorgfalt aus. Die Eigenart der von uns geschilderten Antrittspredigt charakterisiert seine Predigt überhaupt. [7]) Stets legt er auf der Kanzel Zeugnis ab von der uns in Christo geschenkten Erlösung und Versöhnung, welche wir uns in Buße und Glauben anzueignen und in Heiligung des Wandels zu bewähren haben. Was er predigt ist ihm persönliche, innerste Ueberzeugung und ruht auf einer in der Praxis erprobten Erfahrung. Er sucht der Gemeinde ein ihrer Fassungskraft entsprechendes deutliches, geordnetes und einfaches Bild von der Heilswahrheit zu geben. Mag auch seine Redeweise nicht frei von Formalismus gewesen sein, seine Predigt drang doch zu Herzen und fand stets eine Menge von Zuhörern, auch über den Kreis der ursprünglich kleinen Gemeinde hinaus. Ohne mit der Tradition der lutherischen Lehre zu brechen, findet er die christliche Wahrheit stets ohne Schwierigkeit in der schlicht und gründlich erklärten heiligen Schrift. Theologische Originalität hat man in seinen Predigten nicht gefunden, aber Klarheit und Ordnung der religiösen Erkenntnis ist in ihnen unverkennbar. Sein theologischer Standpunkt entspricht im wesentlichen einem durch den bibelgläubigen und praktischen Pietismus gemilderten Luthertum. Hecker hat keine erschütternden inneren Kämpfe oder eine Periode grundsätzlicher religiöser Zweifel durchgemacht; aber er hat stets sein inneres Leben an dem Maßstab seiner religiösen Erkenntnis geprüft, so daß sich ihm Lehre und Leben auch im Wachstum seiner Erfahrungen und seiner Thätigkeit einten. In seiner praktisch-pädagogischen Auffassung des Christentumes begründet es sich, daß ihm die Predigt zugleich den wichtigsten Teil der Seelsorge bildete. Dennoch hatte er für die Armen und Bekümmerten auch im persönlichen seelsorgerischen Verkehr stets ein offenes Herz und eine offene Hand. Wieviel ihm aber an dem rechten Verständnis seiner Predigten lag, ersieht man daraus, daß er des Sonntags von 5—6 Uhr abends in der Kirche eine Versammlung zur katechetischen Wiederholung der vorhergegangenen Predigt einrichten ließ, um auch den geringer Gebildeten seine christlichen und biblischen Anschauungen nahe zu bringen.

Er gehörte endlich auch zu den Naturen, bei denen ein energisches praktisches Wirken durch eifriges und anhaltendes Gebetsleben religiös geweiht wird. Er hatte in Halle lebhaften Anteil an den von Francke eingerichteten gemeinsamen Gebeten der Studierenden

genommen und den Segen solcher Gebete auch später vertreten. Nach dem Zeugnis seines Bruders begann und beendigte er jeden Tag mit ernstlichem Gebete. Oft traf man ihn in seiner Stube betend oder singend an, wie nicht nur die Seinen, sondern auch andere, die ihn unvermutet besuchten, bezeugt haben. Bei dem allem war er kein Vertreter pietistischer Schwärmerei oder unkirchlicher Separation. Dem in ihm erregten Gefühlsleben stand ergänzend und zügelnd sein klarer Kopf wie eine außerordentliche Energie des Willens zur Seite. Seine rastlose Arbeit im Dienste der Gemeinschaft, seine demütige Hingabe an das Objektive ließen es zu keinem Konflikt der verschiedenen Seiten seines inneren Lebens kommen. Den Eindruck eines Schwärmers machte er nicht, hat man ihm doch in Rede und Gebärde eine gewisse Trockenheit und Steifheit zugeschrieben, welche letztere man sogar in seiner Handschrift hat finden wollen. Er drängte sich mit seiner Person überhaupt niemals anspruchsvoll hervor.[8])

Kaum hatte er nun sein Amt an der Dreifaltigkeits-Kirche angetreten, als er sich der ihm empfohlenen und seiner eigenen Empfindung entsprechenden Sorge für die christliche Jugend zuwendete. Für einen Schüler Aug. Herm. Franckes, wie für einen preußischen Geistlichen, der die religiösen Intentionen Friedrich Wilhelms I. kannte und teilte, konnte es sich dabei nicht nur um die Jugend der höheren Stände handeln, sondern auch und noch mehr um die der ganzen Gemeinde und nicht zuletzt um die Kinder der Armen und Elenden. Trotz des Königs Eifer für die Schule gab es damals in Berlin noch keine allgemeine Volks- oder Gemeindeschule. So ist es kaum auffällig, daß wir von einer verwilderten Jugend hören mußten, obschon ja für das Schulwesen Berlins bereits manches gethan wurde. An Gymnasien besaß die Stadt vier. Ein fünftes in der Friedrichsstadt kam über ein Versuchsstadium nicht hinaus und wurde dann durch die Schulanstalten der Dreifaltigkeits-Kirche ersetzt. Für das Volksschulwesen sorgte im Magistrat damals nur die Armendirektion, die teils aus ihren Mitteln, teils mit Hülfe freiwilliger Beiträge seit 1699 besondere Freischulen einrichtete, die unter Friedrich d. Gr. bis zu sechzehn angewachsen waren, später aber meist eingingen, indem die armen Kinder den Schulen ihrer Parochie zugewiesen wurden. Die niederen Schulen standen der Mehrzahl nach unter der Aufsicht der Kirche und ihrer Geistlichen. Hier nahmen aber auch arme Kinder unentgeltlich am Unterricht teil, oder es gab noch besondere kirchliche Freischulen. Friedrich Wilhelm I. stiftete deren sieben, davon fünf in der Friedrichsstadt.

Doch in der Parochie der Dreifaltigkeits-Kirche sah es in dieser Beziehung noch übel aus. Von einer ordentlichen Elementarschule konnte hier eigentlich gar nicht die Rede sein. Aus diesem Grunde hatte der König die beiden neuen Küster oder Kantoren sofort auch zu Schulmeistern bestimmt und ihnen die Errichtung von Schulen unter der Aufsicht der Pastoren aufgetragen. Als Vertreter des Lehrstandes fand Hecker aus älterer Zeit einen unvermögenden alten Mann, eine alte Frau und einen Unteroffizier vom Garnisonregiment daselbst vor, von denen die an zweiter Stelle genannte nicht einmal den Versuch des Unterrichtens gemacht hatte. Sofort nach seiner Einführung bat er den Magistrat um

eine Unterstützung zur Verbesserung der Schulen. „Allein da war“, so schreibt er, „in diesem Stück nichts zu erhalten“. Auch andere Behörden, an die er sich wendete, vertrösteten ihn auf bessere Zeiten[9]). Da galt es mit dem Glauben seines Lehrers Francke frisch zuzugreifen, wollte er nicht die armen Kinder verkommen lassen. Die einzige Hülfe bot ihm die Dreifaltigkeits-Kirche selbst. Mit Reinbecks Genehmigung bestimmte er zunächst das Beichtgeld, welches alle vierzehn Tage nach der Vorbereitung zum heiligen Abendmahl in die Becken der Kirche gelegt wurde, zum Grund-Kapital der Schulen. Bald erlaubten ihm die Oberkuratoren der Kirche, die ihm überhaupt von nun an in seinem pädagogischen Unternehmen mit größter Treue zur Seite standen, aus dem Klingelbeutel wöchentlich 2 Thaler zu Schulzwecken zu entnehmen, dann durften auch die Beckensammlungen der Haupt- und Nebengottesdienste benutzt werden, „wobei die Gemeinde zum gütigen Beitrage“ bisweilen ermahnt werden konnte. Ein Ereignis war es für Hecker, daß er noch vor Ablauf des ersten Jahres von einem Wohlthäter einen Reichsthaler erhielt. „Für einen Reichsthaler und zwei Groschen“, so meldet er im ersten Schulbericht 1740, „kann einer, der bemittelt ist oder selbst keine Kinder hat, ein Kind das ganze Jahr hindurch unterrichten lassen und weiß, daß seine Wohlthaten nicht übel angewendet worden. Denn was ist nötiger und nützlicher, als wenn die Jugend im Lesen und Schreiben unterwiesen, im Christentum befördert und zu Gott geführt wird.“

Die Schulanstalten der Dreifaltigkeits-Kirche wuchsen von Jahr zu Jahr, und zwar nicht bloß in die Breite, sondern auch in die Höhe. Aus der elementaren Schreib- und Leseschule, mit der unser Pastor begann, wurde eine mehrklassige deutsche Schule. Nachdem tüchtige Lehrkräfte gewonnen waren, kam das Latein an die Reihe, woran sich bald der Unterricht im Griechischen, Französischen, in der Geschichte und Naturkunde, später auch im Hebräischen und in den neueren Sprachen schloß. Im Jahre 1747 fügte er endlich allen diesen Einrichtungen, dem Vorbilde Christoph Semlers in Halle folgend, eine bis dahin in Berlin noch nicht vertretene eigenartige Schule hinzu: die ökonomisch-mathematische Realschule. — Auch hierbei hatte Hecker nicht blos an die Kinder aus den höheren Ständen gedacht; denn die neue Schule bestimmte er für solche Knaben, die sich nicht für die Universität, sondern für einen Bildung und Kenntnis erfordernden praktischen Beruf vorbereiten wollten. Er war fest davon überzeugt, daß eine solche Schule ein Bedürfnis der Zeit sei. Und für die Verhältnisse Berlins hat sich das jedenfalls bewährt, da seine Realschule sich nicht nur zu seiner Zeit großer und allgemeiner Teilnahme erfreut hat, sondern in fortdauerndem Erfolge wirksam blieb. Aus ihr ist die spätere Königl. Realschule, das jetzige Königl. Real-Gymnasium in der Kochstraße, freilich nicht ohne eine durchgreifende, namentlich von Spilleke begründete Reform hervorgegangen. Alle anderen Schulen dieser Art, die damals im Sinne Heckers und Semlers hie und da gegründet wurden, vermochten dagegen nur vorübergehend zu gedeihen, hat doch selbst die Halle'sche Realschule nur einen kurzen Lebenslauf gehabt.

Im Jahre 1748 bestanden die Dreifaltigkeits-Schulen infolge der geschilderten

Erweiterungen bereits aus dreierlei Anstalten: aus der deutschen, der lateinischen Schule und der Realschule. Zu den Schulen brauchte man Schulhäuser. Auch diese wußte Hecker mit Hülfe seiner Gönner und aus den Einkünften seiner Kirche zu beschaffen. Unmöglich konnte die große Zahl der Kinder, die bald auf 800—1000 jährlich anwuchs und später noch diese Zahl überschritt, in den kleinen gemieteten Räumen, in denen er das Werk begonnen hatte, untergebracht werden. Nach und nach wurden drei Häuser (in der Kochstr. und an der Ecke der Koch- und Friedrichstr.)[10]) zu diesem Zwecke erworben und ausgebaut, wozu im Jahre 1763 noch ein dem alten Schulhaus gegenüberliegendes Direktorats-Haus hinzutrat. In diesen Gebäuden wurden eine Elementarschule, die oberen deutschen Klassen, sowie die übrigen höheren Schulen centralisiert. Auch die von Hecker gegründete Töchterschule, aus welcher die Königliche Elisabeth-Schule erwachsen ist, blieb hier beisammen. Daneben bestanden vier, später (1761) sechs Parochialschulen für die kleineren Kinder an verschiedenen Stellen des Kirchspiels.

So entstand unter dieses einen Mannes Anregung und Leitung, von einem wunderbaren Segen Gottes und von der Liebe der Menschen getragen, in der Parochie unserer Kirche eine großartige Schulschöpfung, die, an Bedeutung mit den Franckeschen Stiftungen in Halle vergleichbar, doch einen eigenartigen Charakter an sich trug, indem sie sich anderen Verhältnissen und einer fortgeschrittenen Zeit anpaßte. Die Lateinschule wuchs stetig in ihren Zielen, so daß sie allmählich die Höhe des humanistischen Gymnasiums erreichte und, unter Heckers Nachfolger als Pädagogium bezeichnet, den höheren wissenschaftlichen Unterricht aus sämtlichen Anstalten in sich aufnahm. In den letzten Dezennien des achtzehnten Jahrhunderts legte man überdies den Gymnasien wieder eine erhöhte Wichtigkeit bei. In Berlin wurden dieselben damals, da sie in Verfall geraten, von namhaften Schulmännern (Büsching, Gedike und Meierotto) reformiert. Im Zusammenhange mit dieser Zeitströmung hat sich auch das Heckersche Pädagogium selbständig neben der Realschule entwickelt. Die letztere aber, Heckers Lieblingskind, griff ursprünglich in den ihr von ihrem Stifter gesteckten Zielen weit über die Grenzen derjenigen Aufgaben hinaus, die wir heute der eigentlichen Schule noch zuweisen. Sie umfaßte nicht nur das Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften, sondern auch die gewerbliche und industrielle Technik in den mannichfaltigsten Beziehungen. Fast schien es, als strebte sie nach dem Gipfel einer technischen Hochschule in Verbindung mit einer mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät. Diesen Idealen, die allerdings der Klärung und Einschränkung bedurften, entsprachen auch die großartigen Lehrmittel, die Hecker herbeizuschaffen vermochte. Wir erinnern an seinen berühmten Modell- und Maschinensaal, welcher dem Anschauungsunterricht in den Realien dienen sollte, und ein Universal-Museum mit dem reichhaltigsten und belehrendsten Inhalte darbot. Wir erinnern ferner an den botanischen Garten, den sogenannten Schulgarten, welchen er vor dem Potsdamer Thor anlegte, an die Maulbeer-Plantage, die er zur Einführung in den Seidenbau begründete.

Diese Unternehmungen konnten ja nicht ohne bedeutende Geldmittel ins Werk gesetzt werden, deshalb mußte Hecker auch zu kaufmännischen Hülfsmitteln greifen. An der Spitze

derselben steht die mit königlichen Privilegien ausgestattete Realschul-Buchhandlung, die später in die Georg Reimersche Verlagsbuchhandlung überging, deren Inhaber, in der Parochie ansässig, namentlich zur Zeit Schleiermachers, aber auch späterhin an dem Wohl der Dreifaltigkeits-Kirche thätigen Anteil genommen haben. Zur Buchhandlung trat eine Apotheke; es folgte die Herausgabe von Zeitungen und anderes. Vor Allem aber brauchte Hecker für seine Schulanstalten intelligente und tüchtige Lehrer. Für den höheren Unterricht fand er solche in begabten Kandidaten der Theologie, welche es als einen Gewinn für ihre Ausbildung und ihr späteres Amt ansahen, einige Zeit unter seiner persönlichen, stets liebevollen Anleitung pädagogisch zu wirken, oder ihn auch im Pfarramt zu vertreten, und welche daher mit sehr geringen Geldentschädigungen zufrieden waren. Schwerer waren die Elementarlehrer zu beschaffen. Diese mußte unser Pädagoge sich selbst bilden. Indem er jedoch auch hierbei sogleich in die Weite schaute, gründete er im Jahre 1748 aus eigenen Mitteln ein Stadt- und Landschul-Lehrerseminar, um dem Bedürfnis seiner Schulen wie dem der Provinz zu genügen. Die Schulbehörde unterstützte ihn dabei in der Weise, daß sie den Zöglingen der Anstalt die Anwartschaft auf die Küster- und Schulmeister-Stellen in der Nähe Berlins zusicherte, wobei sie doch zugleich Veranlassung fand, Hecker die Aufnahme „guter wohlgesinnter Schneider" anzuempfehlen. Im Jahre 1753 dotierte aber der König das Institut aus der „Amts-Kirchen-Revenüen-Kasse, und erhob es zu einem Königlichen Schullehrerseminar", welches noch heut in Köpenick eine fruchtbringende Wirksamkeit ausübt.

Ein Kulturcentrum wie das geschilderte, in der Mitte der Dreifaltigkeits-Gemeinde blühend, mußte schon an sich der letzteren reiche Anregung zu geistigem Leben und nützlicher Thätigkeit verschiedenster Art zuführen. Aber wie das Fundament zu allen diesen Schöpfungen auf den geistigen Kräften und materiellen Mitteln jener Kirche ruhte, so strömte auch der Jugend ihrer Gemeinde, in großartiger Weise auch der ärmsten und bedürftigsten, aus diesen Schulanstalten der reichste Gottessegen zu. Als der Gründer im Jahre 1768 starb, waren in seinen Schulen 7200 Kinder unterrichtet worden, von denen mehr als 3000, welche mit verschwindenden Ausnahmen der Dreifaltigkeits-Parochie angehörten, völlig freien Unterricht genossen hatten. Sie erhielten auch die notwendigen Schulbücher; und man hat die besten für sie angeschafft, wie sie denn auch stets ohne jede Zurücksetzung hinter den übrigen Schülern behandelt worden sind. Unter und neben Hecker hatten 6 geistliche Inspektoren der Gesamtanstalt, 60 Lehrer der Realschule (einschließlich der Lateinschule), 26 der deutschen Schule und der Kunstschule, 31 außerordentliche Lehrer, welche namentlich die modernen Sprachen vertraten, endlich 21 Parochialschullehrer gewirkt. Mit 40 armen Freischülern aus der Gemeinde begann er seine Arbeit; später fanden deren im Durchschnitt jährlich 200 bei ihm ihre Ausbildung. Im Jahre 1762 betrug die Zahl der Freischüler sogar an 400.[11])

Die Heckerschen Schulen zeigen indessen in ihrer ursprünglichen Anlage eine noch besonders zu beachtende Eigentümlichkeit. Sie alle nämlich, so verschieden ihre Aufgaben zu sein schienen, bildeten ein organisches Ganzes, ruhten auf demselben religiösen Prinzip

evangelischen Christentums, wurden von einer Hand geleitet, von einem pädagogischen Geiste beseelt. Der Gedanke des allgemeinen Volksunterrichtes als Pflicht der christlichen Gemeinde bildete die Basis des ganzen Gebäudes. Gerade die Realschule sollte nach Heckers Idee eine Volksschule im höheren Stil sein, für alle Zweige des bürgerlichen Lebens vorbereiten, also auch den verschiedenen Lebensstellungen Rechnung tragen. Daher erhielt er die Realschule nicht nur in engster Verbindung mit der deutschen Schule, sondern auch mit der Lateinschule. Die einzelnen Schüler konnten nach dem damaligen Schulplan zu gleicher Zeit an dem Unterricht der verschiedenen Anstalten teilnehmen. So sollte sich die Jugend aller Stände hier friedlich zusammen finden. Das war auch in der That der Fall. Es fehlte neben den Kindern aus dem Volke nicht an Zöglingen aus begüterten Familien, die in großer Zahl auch aus anderen Stadtvierteln oder als Pensionäre von außerhalb kamen. Ein merkwürdiger Reichtum von Interessen fand in Heckers Schule pädagogische Befriedigung und Ausgleichung. „Die Kinder des Grafen von Reuß fanden sich hier gern in einer Gemeinschaft mit künftigen Handwerkern, Oekonomen und Chirurgen, jedem wollte Hecker genug thun." Die Idee einer Einheitsschule, die heutigen Tages geltend gemacht wird, um die moderne Zersplitterung des geistigen Lebens aus der Erziehung zu beseitigen, zeigt sich hier unter dem Einfluß der ethisch versöhnenden Macht der Kirche, wenigstens in einer vorläufigen Gestalt segensreich verwirklicht.

Die Dreifaltigkeits-Kirche aber bewährte ihre Bestimmung als Konkordien-Kirche auch dadurch, daß sie den Pädagogen den tiefsten Grund der inneren Mission, welche den gesellschaftlichen Frieden unter den verschiedenen Ständen herstellen möchte, darbot. In ihrem Gottesdienste versammelten sich Lehrer und Schüler aller Anstalten regelmäßig, um sich, geistlich erbaut durch ihren verehrten väterlichen Führer, ihrer innigen Zusammengehörigkeit vor Gott bewußt zu werden: wobei auch daran erinnert werden kann, daß Hecker bereits die Einrichtung besonderer Kinder- oder Schul-Gottesdienste ins Auge faßte. Und selbst nachdem die Schulanstalten durch den Lauf der Dinge äußerlich von der Kirche getrennt worden waren, blieben sie mit der letzteren in innerem, freiem Wechselverkehr, der sich bei besonderen Veranlassungen auch deutlich kund gab. Vor allem waren die Dreifaltigkeits-Schulen Ausdruck und Werk des Glaubens an die Macht und Güte Gottes wie der opferfreudigen Menschenliebe in der Nachfolge Jesu Christi. Dem Vorbilde des Gründers und Leiters schlossen sich in diesem Geiste die gleichgesinnten zahlreichen Wohlthäter der Anstalten in und außerhalb der Parochie, zu denen dann auch der Magistrat gehörte, thatkräftig an. Der unentbehrlichste und wichtigste von allen menschlichen Wohlthätern war nun doch der König Friedrich II.; und daß ihm diese königliche Hülfe zuteil wurde, hat Hecker mit Dank gegen Gott, der des Königs Herz gelenkt habe, in seinen Schulberichten wiederholt gepriesen. Alle Beispiele aber dieser hülfsbereiten Gesinnung sind für die ganze Gemeinde von unberechenbarem Segen gewesen. Hecker hatte ein besonderes Wohlthäter-Buch angelegt, das er von Haus zu Haus sandte, und in welchem er überhaupt die Gaben der einzelnen Gönner zu verzeichnen pflegte[12]). Wenn die Königin und die Prinzessin von

Preußen, Grafen und Barone, Generale und Kaufherren, hohe Beamte des Staates und der Kirche große Summen, nicht selten jährlich, geopfert haben, so war das im höchsten Grade erfreulich. Aber als ein wirksameres Beispiel ist es doch anzusehen, daß die Gaben der Geringeren und Geringsten reichlich zuflossen. So schenkte ein armer, unbekannter Bedienter 2 Thlr. 2 Gr. zum Schulgeld für ein armes Kind, weil ihm Gott die Gnade und den Segen verliehen, daß er das ganze Jahr seine Dienste ohne Krankheit habe verrichten können. In beachtenswerter Weise that sich in diesen Sammlungen der noch erhaltene christliche Sinn der preußischen Armee kund. Einen regelmäßigen Beitrag sandten längere Zeit hindurch die Mannschaften des Regiments Markgraf Karl, dem wie wir wissen, die Mitbenutzung der Kirche eingeräumt war. Die Gaben verschiedener Wohlthäter wurden auch durch Worte begleitet, welche deutliche Kunde davon gaben, wie der thätige Glauben Heckers die Herzen weithin erwärmte. Nicht selten fand sich in den Becken der Dreifaltigkeits-Kirche zu seiner Freude ein Goldstück, in vielen Fällen mit einem frommen Spruche begleitet. Solche Saat der Liebe ist unschätzbar, auch über den unmittelbaren Zweck hinaus das Glaubens- und Liebes-Kapital der christlichen Gemeinde vermehrend. Der in der ganzen Arbeit Heckers vorausgesetzte Zusammenhang von Kirche und Schule erhielt aber einen feierlichen Ausdruck in der über dem nach der Kochstraße gelegenem Portal des neuen Schulhauses in Stein gemeißelten Inschrift: „Scholae Trinitatis aedes, in Dei honorem, regis gaudium, civium salutem, juventutis institutioni dicatae MDCCXXXXIX, d. h. „das Wohnhaus der Dreifaltigkeits-Schule, zur Ehre Gottes, zur Freude des Königs, zum Besten der Bürgerschaft dem Unterricht der Jugend gewidmet. 1749".

Wie schon jene Schulen über die Grenzen der Dreifaltigkeits-Parochie hinauswirkten, so war Hecker der erste, doch nicht der letzte Geistliche, dessen persönlicher Einfluß von dieser engen kirchlichen Gemeinschaft aus sich auf das gesamte preußische Land und Volk erstreckte. Friedrich d. Gr. würdigte, wie wir sahen, Heckers schulmännische Thätigkeit vollkommen. Den Plan der Realschule hielt er für einen höchst ersprießlichen, so daß er die letztere mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln unterstützte, obschon er nicht gerade alle Ideale, die sich für ihren Direktor daran knüpften, realisieren wollte oder konnte. Seine Hülfe bestand vornehmlich in zahlreichen Privilegien, mit denen er die Unternehmungen, die Hecker teils zum Unterhalt der Schulen, teils zur Vermehrung ihrer Lehrmittel ins Werk setzte, ausstattete. Die erste Gunst dieser Art war die 1741 erteilte Erlaubnis, die Berlinische Oktav-Bibel, Arnds wahres Christentum und Luthers kleine erbauliche Schriften auf Pränumeration drucken und durch Verlosung absetzen zu dürfen. Der König war auch persönlich mit Hecker bekannt geworden und schenkte seinem Charakter und seiner pädagogischen Einsicht das höchste Vertrauen. In der Sorge für die Erziehung der Jugend war er mit ihm eines Sinnes, hatte Friedrich doch das schöne, die Erziehungskunst aufs höchste ehrende Bekenntnis abgelegt: „Das Vaterland um einen guten Bürger bereichern, ist mehr als seine Grenzen erweitern." Oder er schreibt von der Jugend: „Es ist die künftige Generation . . . . die sich erneuernde Hoffnung und Kraft des Staates, die, gut

geleitet, seinen Glanz und seinen Ruhm fortdauern machen soll." Darum müsse „ein weiser Fürst all seinen Eifer daran setzen, um in seinen Staaten nützliche und tugendhafte Bürger zu erziehen" [13]). Darum öffnete er auch der Tüchtigkeit Heckers den größten Wirkungskreis. Im Jahre 1750 ernannte er ihn zum Oberkonsistorialrat und Mitglied des mit dem brandenburgischen Konsistorium verbundenen lutherischen Oberkonsistoriums. Er gewährte ihm das Recht des Immediatsvortrages in dringenden Fällen. Er übertrug ihm die Einrichtung und Beaufsichtigung des Waisenhauses zu Frankfurt a. O. und sicherte den Zöglingen seines Küster- und Lehrerseminars die besten Landschulstellen in der Kurmark. Das größte Vertrauen bewies ihm Friedrich doch darin, daß er ihm die gesetzliche Organisation des gesamten preußischen Volksschulwesens überließ. Kaum war der Hubertsburger Friede geschlossen, so befahl der König dem Minister von Dankelmann, ein General-Landschul-Reglement entwerfen zu lassen. Sofort beauftragte der Minister unseren Hecker mit der Ausführung der Sache. Der von letzterem dem Könige vorgelegte Entwurf wurde von diesem am 12. August 1763 ohne Einschränkung zum Gesetz erhoben. Auf ihm ruhen auch die späteren, etwas veränderten Schul-Reglements für das katholische Schlesien und für das Herzogtum Cleve und die Grafschaft Mark. So erkannte der König nicht nur im allgemeinen die pädagogischen Ideen Heckers als die praktisch richtigen und maßgebenden an, sondern er billigte auch ohne Bedenken die Erziehung des Volkes auf einem streng christlichen Fundamente und durch Vermittelung der kirchlichen Organe. Was also in unserer Dreifaltigkeits-Gemeinde im Kleinen befolgt und erprobt worden war: das wurde die bis heute gültige Grundlage der preußischen Volksschule [14]).

Hecker hatte ganz der Sache des Reiches Gottes gelebt, für sich selbst aber durch seine rastlose Arbeit keine irdischen Güter erworben. Kostete es ihm doch wenig Ueberwindung, sein Silbergeschirr, seine Uhr, sein Tischgerät für die geliebte Realschule zu verkaufen. Für sie opferte er schließlich sein ganzes Vermögen, so daß er als echter deutscher Schulmeister den Seinigen nur den Segen seines Andenkens vererbte. Was er an Geld und Gut hinterließ, das hatte er für die Schule erworben. Trotzdem mußte derselbe Verdächtigungen seines reinen Charakters erfahren. Wie die ganze Sache, so stellte er auch diese Anfeindungen getrost Gott anheim, indem er lieber „zur Ehre Gottes schweigen" als klagen wollte. Auch in dieser Beziehung blieb sein Wahlspruch: „Unsere Hülfe steht im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat." Hecker starb am 24. Juni 1768: wie sein Bruder berichtet, „im Glauben an den, der dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat durch das Evangelium". Von seiner Gemeinde wurde er aufrichtig beweint und betrauert, das bezeugt uns sowohl sein Freund Woltersdorf an seinem Sarge, als auch die ihm in der Dreifaltigkeits-Kirche gehaltene Gedächtnispredigt des Oberkonsistorialrats und Inspektors Sadewasser. Welch' dankbares Gedächtnis ihm aber die Schulanstalten bewahrt haben, das beweisen die Feste und Programme dieser Anstalten. Ganz besonders ist dieser Dank durch die vom Königl. Friedr. Wilh. Gymnasium in der Dreifaltigkeits-Kirche veranstaltete Säkularfeier von

Heckers Tode durch alle drei auf Heckers Schultern ruhenden Anstalten im Verein mit der Vertretung unserer Kirche in neuerer Zeit wieder ein schöner und erhebender Ausdruck verliehen worden.[15])

Drittes Kapitel.

Aeußere Umstände und weitere Entwicklung der neugegründeten Kirche. Mitarbeiter und Nachfolger der ersten Geistlichen: Hähn, Silberschlag, Bamberger.

Klein an Gut, groß an Mut: so trat die Dreifaltigkeits-Kirche ihre Laufbahn in Berlin an. Wie ihre Schulen ohne Kapitalbesitz begannen und sich mit Hülfe der Kirche, der Freunde der guten Sache, vor allen Dingen aber durch ihre eigene, durch jene Unterstützung zwar ermöglichte, aber nicht ersparte Arbeit ihren Platz erringen mußten: so war es auch der Kirche selbst beschieden. Wäre Friedrich Wilhelm I. länger am Leben geblieben, so hätte sie, wie es in dessen Absicht lag, ein fundiertes Besitztum zur Ausstattung erhalten. So aber blieb es zunächst bei der Uebernahme von 900 Thalern jährlich auf die Königl. Kasse, um die Besoldungen der Prediger und Küster zu bestreiten. Alle übrigen Bedürfnisse, auch die Baukosten, hatte die Kirche aus den freiwillig dargebotenen Mitteln der Gemeinde, der gelegentlich auch die übrigen Berliner Gemeinden hülfreiche Hand leisteten, zu befriedigen[1]). Das nächste Bedürfnis war aber die Beschaffung eines Friedhofes, da man nur wenige Leichen innerhalb der Gitter unmittelbar bei der Kirche beisetzen konnte, und die Totengräber der vorhandenen Kirchhöfe die Beerdigung der Leichen aus der neuen Parochie geradezu verhinderten, so daß Friedrich Wilhelm I. durch eine Kabinetsordre zu Gunsten „der Bedienten" der Dreifaltigkeits-Kirche einschreiten mußte. Ein von der Gemeinde zunächst erworbenes Grundstück erwies sich zu Bestattungen wenig geeignet. Daher wurde den Friedrichsstädtischen (deutschen und böhmischen) Kirchen ein gemeinsamer Begräbnisplatz dicht vor dem Halle'schen Thor überwiesen, so daß nun jener älteste Dreifaltigkeits-Kirchhof, dessen Ueberrest sich jetzt noch am Potsdamer Bahnhof befindet, nur ausnahmsweise benutzt wurde und schon seit längerer Zeit geschlossen ist. Doch auch jener gemeinsame Gottesacker mußte namentlich im Interesse der Dreifaltigkeits-Gemeinde bald erweitert werden, wozu der König im Jahre 1797 die erforderliche Summe (2300 Thlr.) bewilligte. Auf diesem neu erworbenen Teil (dem jetzt sogenannten alten Dreifaltigkeits-Kirchhofe) baute die Gemeinde auf ihre Kosten ein Leichengewölbe, umschloß ihn auch mit einer Mauer. Nach den Freiheitskriegen reichte aber bei dem steten Anwachsen Berlins auch dieser Gottesacker nicht mehr aus, so daß man sich nach einem neuen Grundstück umsehen mußte. Es gelang den damaligen Vertretern der Gemeinde, einen sehr geeig-

neten Platz von freundlicher Lage in weiterer Entfernung von der Stadt zur Beerdigungsstätte zu erwerben. Jetzt war die Kirche auch im Stande, die Gesamtkosten des Ankaufes wie der Aufführung der notwendigen Kirchhofsgebäude aus ihrer eigenen Kasse mit 10000 Thlr. zu bestreiten. Bei dieser Gelegenheit vermochte sie auch dem damals in Berlin herrschenden Wunsche nach Errichtung von sogenannten Leichenhäusern, und zwar zuerst unter den Berliner Gemeinden, nachzukommen. Am Himmelfahrtstage 1825 ist dann dieser Kirchhof durch Schleiermacher eingeweiht worden. Der anwachsende Friedhof gewährt uns aber ein Bild von dem Wachstum der Gemeinde und von der Zunahme ihrer Einkünfte. Denn wie die kirchlichen Verhältnisse zur Zeit in Berlin liegen, fließen den Kirchen der Stadt verhältnismäßig die reichsten Einnahmen aus den Kirchhöfen zu. Die Dreifaltigkeits-Kirche verwendete die aus dem Verkauf der Grabstätten und aus den Beerdigungen herrührenden Erträge, sowie die sich aus der Vermietung der Kirchensitze ergebenden von Anfang an zur Dotation der gemeinsamen Kirchen- oder Tempel-Kasse, welcher die festgesetzten Besoldungen, die Erhaltungen der Kirche wie aller zu ihr gehörigen Häuser und Baulichkeiten, auch sonstige allgemeine Kosten zur Last fielen. Daneben benutzte jede Gemeinde die in ihren Gottesdiensten (auch in den Beichten und bei den Beerdigungen) gesammelten Becken- und Klingelbeutelgelder zu ihren besonderen Bedürfnissen.

Für die Herrschaft eines regen kirchlichen Lebens in Berlin und für den Eifer unserer neuen Pastoren spricht die baldige Vermehrung der ursprünglich angeordneten Gottesdienste. Daß Hecker des Sonntags abends eine regelmäßige Katechese einrichtete, haben wir gehört. Im Interesse der Dienstboten indessen, die oft verhindert waren, die Vor- und Nachmittags-Gottesdienste, die wie in den meisten Kirchen Berlins um 9½ Uhr und um 2 Uhr ihren Anfang nahmen, zu besuchen, wurde auf Heckers Betrieb ein Frühgottesdienst um 7 Uhr eingerichtet. Solche Frühgottesdienste fanden nach Nicolai's aus den letzten Jahren Friedrichs des Großen stammenden Berichten in verschiedenen Berliner Kirchen statt. Derselbe weiß aber auch von zahlreichen Wochengottesdiensten zu erzählen, so daß z. B. in der Nikolai-Kirche nur am Donnerstag keine kirchliche Feier gewesen sei. In der Dreifaltigkeits-Kirche fand alle 14 Tage für die lutherischen und alle 6 Wochen für die reformierten Gemeindeglieder eine Predigt zur Vorbereitung auf das H. Abendmahl statt, am folgenden Sonntag wurde dann das Sakrament gefeiert. Ueberdies wurde für die Lutheraner von Pfingsten bis Michaelis alle 14 Tage, am Mittwoch von 10—11 Uhr vormittags, eine öffentliche Katechisation in der Kirche gehalten. Diese Einrichtungen standen noch im Anfang unseres Jahrhunderts in Kraft. Der katechetische Wiederholungs-Gottesdienst jedoch, den Hecker des Sonntags eingerichtet hatte, wurde von seinem Nachfolger zu einem Abend-Gottesdienst mit Predigt umgewandelt. Da Friedrich der Große zwar gestattet hatte, daß man sich zur Vorbereitung auf das H. Abendmahl mit einer allgemeinen Beichte begnüge, so war doch die Privatbeichte damit keineswegs gesetzlich aufgehoben, sondern wurde nach wie vor geübt. Von Hecker selbst hören wir, daß er jahraus, jahrein Dienstags und Freitags um

10 Uhr vormittags im Prediger-Hause, mit denen, welche zum Tische des Herrn gehen wollten, ein Beichtexamen gehalten habe.

Der innere Segen aller dieser treuen Arbeit läßt sich ja nicht messen und wägen. Das Beste ist nur Gott bekannt. Aber wenn die Pastoren 61 Jahre nach der Gründung der Kirche erklären, daß hier die Predigt des Evangeliums von Christo „Erkenntnis der Wahrheit zur Gottseligkeit auf Hoffnung des ewigen Lebens unter vielen tausend Zuhörern, nicht ohne die erwünschten Früchte verbreitet" habe: so dürfen wir annehmen, daß sie aus Erfahrung sprechen. Aber auch der äußere Segen schließt doch einen Maßstab für den Erfolg solcher Thätigkeit ein. Von ihren Angehörigen und Freunden, die in ihr mit dem Worte Gottes gespeist wurden, erhielt ja die Kirche, wie wir schon aus der Geschichte der Hecker'schen Schulen erfahren haben, reiche Gaben der Liebe. Auch Vermächtnisse wurden ihr bald von verschiedenen Seiten zu teil, und da dieses nicht minder in späterer Zeit geschah, so gelang es der Kirche, allmählich den Besitz eines, obschon kleinen und bescheidenen, eigenen Vermögens zu erreichen. Von besonderer Bedeutung für unser Gotteshaus war es, daß ihm, nachdem es sich fast 40 Jahre hindurch mit einem von einem unbekannten Freunde geschenkten kleinen Positiv zur Unterstützung des Kirchengesanges behelfen mußte, durch die Güte des Regierungsrats Rudolphi eine schöne Orgel verehrt wurde, welche die nach damaligem Maßstabe große Summe von 6000 Thalern kostete. Ihr Erbauer war der Hoforgelbauer Marx, und wurde sie im Jahre 1776 durch Heckers Nachfolger, Oberkonsistorialrat Silberschlag eingeweiht[2]). Der Kirche ward aber auch aus der Mitte der Gemeinde heraus dienstfertige Handreichung zu Teil. So rühmt die Gemeinde-Überlieferung den Kirchen-Vorsteher und Sattlermeister Minck, welcher bei der Anlage des Kirchhofes im Jahre 1797 sowohl durch uneigennützige Beaufsichtigung der Bauarbeiten, als auch durch unentgeltlich geleistete Anfuhr des Materials, wie durch häufige Geld-Vorschüsse, der Kirche erhebliche Summen erspart habe. In hervorragendem Maße hat sich die dankbare Erinnerung an die Person eines einfachen Mannes, des Maurergesellen Eckstein geheftet, welcher mit eigner Lebensgefahr die Kirche am 22. August 1789 vor der drohenden Vernichtung durch Feuer errettete. Bei einem fürchterlichen Gewitter, das sich an jenem Tage über Berlin entlud, wurde der Turm unserer Kirche vom Blitze getroffen; und bald sah man die trotz des Regens immer stärker werdenden Flammen emporzüngeln. Spritzen vermochten den Herd des Feuers nicht zu erreichen: da wagte sich jener brave Mann vor den Augen der unten bange harrenden Menge bis in des Turmes höchste Spitze, schlug eine Oeffnung in die Bedachung über dem brennenden Gesimse, und löschte durch ihm mühsam dargereichtes Wasser das Feuer aus, so daß nach wenigen Stunden die Gefahr gänzlich beseitigt war. Wer die Geschichte der Kirchen Berlins im vorigen Jahrhundert, namentlich die der Petri-Kirche, die in Folge einer Feuersbrunst 40 Jahre lang aufgehört hatte zu existieren, kennt, der wird zu ermessen vermögen, welche Wohlthat dieser brave Mann der Dreifaltigkeits-Gemeinde erwiesen hat. Am folgenden Tage, es war ein Sonntag, versammelte sich letztere zu einem von Silberschlag geleiteten Dank-Gottesdienst

in ihrer wunderbar erhaltenen heiligen Versammlungsstätte. Lange Zeit noch blieb die Erinnerung an jenen schaurigen Abend den Gliedern der Gemeinde im Gedächtnis.[3]) Als Vorteil ergab sich indessen aus jenem Ereignis, daß mit Hülfe des damaligen Ober-kurators des Kultus-Ministers von Wöllner die Kirche mit einem Blitzableiter versehen wurde, dessen Nützlichkeit sich auch bei einem starken Gewitter im Jahre 1797 erweisen konnte.

Die große Arbeit, welche, wie wir gesehen haben, im besonderen den Geistlichen der Kirche zu thun oblag, machte es bald notwendig, daß Hecker, der daneben eine so umfangreiche Schulthätigkeit übte, einen Gehülfen verlangte, welcher ihn sowohl in der Leitung der Schule als auch im geistlichen Amt unterstützen konnte. Das Kirchen-Regiment kam ihm sofort bereitwillig entgegen. Denn da die Besoldung aus der Schulkasse geleistet wurde, lagen keine äußeren Bedenken vor. Für die Schulen handelte es sich um einen Inspektor, für die Kirche um einen Hülfsgeistlichen. Der erste, der jetzt (1746), wie Hecker es wünschte, beide Ämter übernehmen konnte, war Joh. Georg Meissel. Ihm folgte Joh. Friedrich Hähn, ein trefflicher Mann und christlicher Charakter, der auch in der Geschichte der Pädagogik hervorragt. Hähn war in dem unter Leitung des Abtes Steinmetz stehenden Seminar zu Kloster-Bergen gebildet, hatte hier schon gelehrt, und verwaltete dann eine Stelle als Feldprediger. Aus dieser Stellung zunächst zum Inspektor der Realschule berufen, wurde er 1753 auch als zweiter lutherischer Geistlicher an unserer Kirche angestellt, welches Amt er bis 1759 verwaltete. Er ging dann als General-Superintendent nach Stendal und starb 1789 als General-Superintendent in Aurich. Hähn war ein unabhängiger und höchst uneigennütziger Charakter, der das Interesse der Sache, die er vertrat, über die Gunst der Leute stellte; zu Hecker aber, mit dem er ganz eines Sinnes war, schaute er mit größter Verehrung auf. Er ist, was für seine Bedeutung spricht, Heckers Gehülfe bei der Abfassung des General-Landschul-Reglements gewesen. Seine Predigten waren schwungvoller als die seines Meisters, trugen jedoch auch einen etwas belehrenden und dogmatischen Charakter. Das Gefühlsmäßige trat ohne Frage bei beiden Männern zurück[4]). Hähns Nachfolger bei der Dreifaltigkeits-Kirche war der gleichfalls treffliche Pädagoge Christoph von Einem, der schon seit 1754 als Lehrer an den Hecker'schen Schulen wirkte. Er war ein treuer Prediger und Seelsorger. Innigkeit und Klarheit darf man von seinen Predigten rühmen. Die Liebe zum Heilande beseelte sein inneres Wesen. Menschliches Vorbild war ihm Hecker. Er verstand es den Ideen desselben sogar einen noch lebhafteren, zum Herzen und zum Gefühl sprechenderen Ausdruck zu geben, als Hecker selbst es vermochte. Bald nach des letzteren Tode verließ er leider die Dreifaltigkeits-Kirche und die Realschule, um eine Pfarre in Genthin bei Magdeburg zu übernehmen. Da nun Hecker in seinen letzten Lebensjahren bei seinen vielen Geschäften sich seinen Anstalten nicht mehr so wie früher widmen konnte, so wurde im Jahre 1762 noch Gottfried Christoph Reccard als ein zweiter Schulinspektor angestellt und auch zum Hülfsprediger an der Dreifaltigkeits-Kirche ordiniert, so daß zu jener Zeit drei lutherische Geistliche an ihr wirkten. Im Jahre 1765 folgte Reccard einem Rufe als Professor der Theologie nach Königsberg. An seine

Stelle trat Hennicke, welcher im Jahre 1768 die Thätigkeit des scheidenden Predigers und Inspektors von Einem wieder mit übernahm, so daß es nach dem Tode Heckers wieder bei zwei lutherischen Predigern blieb.

Eine Lebensfrage für die Kirche und die Schulen war es nun aber: wer soll Heckers Nachfolger werden? Man wird es als eine glückliche Fügung betrachten müssen, daß ein Mann dazu ausersehen wurde, der nach seiner Anlage und Lebensführung wie dazu prädestiniert erscheint: nämlich Joh. Esaias Silberschlag. Er ist ein merkwürdiger Mann, der uns durch eine veröffentlichte Selbstbiographie gestattet, einen Blick in die Entwicklung seines inneren und äußeren Lebens zu thun. Sein frommer Sinn tritt uns sogleich in dem Motto seiner Lebensbeschreibung, das er dem Schriftwort, Psalm 103, V. 1 und 2, entnimmt, entgegen.[5]) Silberschlag wurde 1721 zu Aschersleben geboren, seine Vorfahren waren, soweit sie bekannt, teils evangelische Theologen, teils Naturkundige (Apotheker oder Ärzte) gewesen; und sein Vater verband die Apothekerkunst mit dem Beruf eines praktischen Arztes. Es zeigte sich auch in dieser Familie, daß ernste Frömmigkeit und gründliche wissenschaftliche Beschäftigung mit der Natur sich miteinander wohl vertragen. Unser Silberschlag entschied sich für das Studium der Theologie, obschon sein Vater sich bemühte, ihn zum Arzte zu bilden, und dadurch in ihm doch „einen starken Trieb zu den philosophischen, mathematischen und physikalischen Wissenschaften“ erweckte. Ein pietistischer Zug läßt sich bei dem Vater, wie auch in der geistlichen Entwicklung des Sohnes, nicht verkennen, ohne daß dabei ein Bruch mit dem rechtgläubigen Luthertum erfolgt wäre. In der Schule zu Kloster-Bergen war Silberschlag sowohl ein Schüler Hähns, des treuen Mitarbeiters Heckers, als auch ein Schüler Knapps, eines der besten Freunde des letzteren aus dem Halle'schen Seminar. Auch der Direktor in Kloster-Bergen, der als Pädagog bekannte Abt Steinmetz, war ein Zögling des Halle'schen Pädagogiums. Silberschlag verdankte dieser Schule eine reiche Geistes- und Gemütsbildung, und rühmt zugleich, daß er dort „zum völligen Genusse des durch Christentum erworbenen Friedens mit Gott gelangt sei. Wie schon sein Bildungsgang auf der Schule dem Heckers verwandt ist, so bezog er auch die Universität Halle und saß zu den Füßen derselben Lehrer wie vor ihm Hecker. Freilich: August Hermann Francke war nicht mehr unter ihnen. Doch hatte er vielen Nutzen von den asketischen und katechetischen Lektionen des jüngeren Francke. Silberschlags erste Wirksamkeit war gleichfalls eine pädagogische. Er erhielt eine Anstellung am Pädagogium zu Kloster-Bergen, und ähnlich wie Hecker hatte er sofort in den verschiedensten Fächern zu unterrichten: in Philosophie, Mathematik, Geographie, Genealogie, Heraldik, im Plan- und freien Hand-Zeichnen. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich mit der Kunst des Wasserbaues oder mit Geodäsie, auch verfertigte er astronomische Instrumente. Bei dieser wissenschaftlichen und technischen Thätigkeit beschlich ihn begreiflicher Weise der Gedanke, daß er wohl nicht zum Pfarrer bestimmt sei, daher sich seine Wünsche nach einer Wirksamkeit auf dem Katheder richteten. Schließlich lief diese Periode seines Lebens für ihn in schwere innere Kämpfe aus, von denen er uns berichtet hat. Sie hingen ohne Frage mit der geistigen Zersplitterung

zusammen, die sich als natürliche Folge seiner Vielgeschäftigkeit ergab. Er hatte sich geistig und körperlich überarbeitet. Doch konnte er bekennen: „nichts als die Religion erhielt das ziemlich leck gewordene Schiff meiner Hoffnungen über den Wellen des Unglaubens und der Angst."

Als eine Erlösung sah er es daher an, daß er bald in ein ordentliches Pfarramt zu Wolmirsleben bei Magdeburg berufen wurde. Trotz mancherlei Schwierigkeiten, die sich ihm hier von Außen entgegenstellten, fand er nun allmählich im ernsten Streben, seine amtlichen Pflichten zu erfüllen, und gestützt durch die Verbindung mit einer frommen Lebensgefährtin, das innere Gleichgewicht wieder. Die Schilderung, die Silberschlag von jener kritischen Periode seines Lebens macht, zeigt uns, wie die Verknüpfung des religiös-pietistischen Standpunktes mit dem der neueren Zeit entsprechenden Bildungsstreben doch nur für bevorzugte energische Persönlichkeiten eine innere Befriedigung hervorbrachte, in dem die kirchliche Lehre und die kirchliche Sitte, deren Aufgabe es gewesen wäre, jene Elemente in allgemeiner Weise zusammen zu halten und zu versöhnen, diese ihre bindende Kraft schon zu sehr verloren hatten. Auf die Pfarre in Wolmirsleben folgte Silberschlags Anstellung als Pastor der Kirche zum heiligen Geist in Magdeburg, wo er sich wohler fühlte wie in der früheren ländlichen Gemeinde. Von einer solchen gebildeten Stadtgemeinde sah er sich verstanden, so daß er hier die ihm eigene lebhafte und gedankenreiche und doch positiv-christliche Art zu predigen ausbilden konnte. Es gewährte ihm großen Genuß, in Magdeburg den ersten Hofprediger Sack als Gast zu beherbergen, als die königlichen und die prinzlichen Höfe hier während des siebenjährigen Krieges auf längere Zeit ihr Hoflager aufgeschlagen hatten. In Sack fesselte ihn namentlich der wissenschaftlich gebildete Theologe; und so ist es nicht zu verwundern, daß Silberschlag jetzt den Mut fand, indem er sich seiner väterlichen Erziehung und des einmal eingeschlagenen Bildungsganges wieder erinnerte, wissenschaftliche Arbeiten, die freilich nichts weniger als theologischer Natur waren, mit den Pflichten des geistlichen Amtes zu verbinden. Er hatte sich allmählich die Kraft errungen, diesem Doppelberuf, der bei ihm doch weniger als bei Hecker von Hause aus durch das Mittelglied der Pädagogik zusammengehalten wurde, zu leben und dagegen auftauchende Zweifel niederzukämpfen. Seine erste litterarische Arbeit war nicht nur wie bei Hecker keine theologische, sondern schien von aller Theologie so weit als möglich abzuliegen. Sie handelte „von den kriegerischen Wurfmaschinen der Alten", wozu er sogar die nötigen Modelle anfertigte. Diese Schrift, nach Berlin geschickt, erwarb ihm 1760 die Ehre von der dortigen Akademie der Wissenschaften zum auswärtigen Mitgliede gewählt zu werden. Ein Hauptinteresse aber blieb für ihn jedoch am Wasserbau haften, so daß seine zweite Publikation dem „Wasserbau an Strömen" gewidmet war. Und nicht blos als Theoretiker dieser Kunst trat er auf, sondern wie er schon früher Kloster-Bergen mit Wasser versehen hatte, so erbaute er auch als Pastor zu Magdeburg dort eine Wasserkunst, durch welche einem großen Teil der Stadt der nötige Wasservorrat zugeführt wurde. Indessen ließ er hier auch einige Predigten im Drucke ausgehen; eine größere Anzahl Predigten publizierte er später als Pastor an der Dreifaltigkeits-Kirche.

So hatte er sich in den verschiedensten Richtungen bekannt gemacht, so daß sich auch die Aufmerksamkeit des Ministers von Münchhausen, damaligen Kurators der Dreifaltigkeits-Kirche, auf ihn richtete, und dieser ihn zum Nachfolger Heckers vorschlug. Der König war damit einverstanden und vollzog Silberschlags Ernennung. Als praktischer Geistlicher, geübter Pädagog und hervorragender Kenner der Real-Wissenschaften in den leitenden Kreisen Berlins vorteilhaft bekannt, mußte Silberschlag in der That besonders geeignet erscheinen, um das geistliche und pädagogische Werk Heckers fortzuführen, namentlich auch die mit wachsenden Schwierigkeiten verknüpfte Verwaltung der Realschule und ihrer industriellen Institute zu übernehmen. Was Silberschlag für die Schule im einzelnen geleistet, gehört in die Specialgeschichte derselben. Im allgemeinen aber ist anzuerkennen, daß nur ein Mann, der neben seinen ausgebreiteten Kenntnissen von einer so christlich uneigennützigen Gesinnung beseelt war, wie er, die junge Realschule vor dem Schicksal allmählichen Verfalls, wie er alle ähnlichen Schulen aus damaliger Zeit traf, bewahren konnte. Silberschlag verhehlte sich die Größe der Aufgaben, und namentlich auch der pädagogischen, die ihn in Berlin erwarteten, keineswegs. Er sah sich vor die Direktion von umfangreichen Schulen gestellt, deren Gedeihen fast ganz von dem persönlichen Geschick des Leiters und von der freiwilligen, für die Zukunft nicht gesicherten Gunst des Publikums und der Behörde abhing. Selbst die nachteiligen Folgen eines Interregnums waren noch für ihn zu überwinden. Denn die Einkünfte aus Kirche und Schule, welche Hecker persönlich genossen, wurden auf ein Gnadenjahr der Familie des letzteren zugesprochen, so daß Silberschlag seine neuen Aemter erst im Juli 1769 antreten konnte. So fand er, wie er selbst bezeugt, vielfach vernachlässigte und in Unordnung geratene Schulanstalten vor, welche, so wertvoll ihr sonstiges Inventarium sein mochte, statt mit vollen Kassen ausgestattet zu sein, sich mit einer zu tilgenden Schuldenlast von 9000 Thalern belastet erwiesen. Man begreift, daß er mit großem Zagen nach Berlin kam. Doch ging er ans Werk im Vertrauen auf die göttliche Hülfe und im Gehorsam gegen den alle Ueberlegungen seinerseits abschneidenden Befehl des Königs. Es gelang Silberschlag in Bezug auf die Realschule, wie er mit Dank gegen Gott bekennt, „die Schulden zu bezahlen und die gesegnete Anstalt wieder in eine solche Verfassung zu setzen, in welcher sie die Erwartung der Redlichgesinnten erfüllen konnte". Auch unter diesem Direktor unterstützte Friedrich d. Gr. die Schule in derselben Weise, wie es unter Hecker der Fall gewesen[6]). Silberschlag wurde wie letzterer Mitglied des lutherischen Oberkonsistoriums und nahm also auch an den Sorgen des Kirchenregimentes teil. Seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse und seine im Wasserbau bewiesene technische Geschicklichkeit eröffnete ihm aber noch ein Berufsfeld, welches sowohl von dem kirchlichen wie von dem pädagogischen weit ablag, nämlich die Mitgliedschaft des von Friedrich d. Gr. im Jahre 1770 errichteten Oberbau-Departements, in dem ihm die Oberaufsicht über das Maschinenwesen und den Wasserbau übertragen wurde. Im Jahre 1787 wurde er auch zum Geh. Oberbaurat ernannt. Infolge dieser Aufgaben machte er zahlreiche Dienstreisen in die Provinzen, um die Kanäle und Ströme des preußischen

Staates kennen zu lernen, namentlich auch um bei großen Ueberschwemmungen am Rhein, an der Weichsel, an der Ostsee, Rat und Hülfe zu leisten. So wenig dieses Alles mit den Pflichten eines Theologen zusammenhing, so verwendete er doch die auf diesen Reisen gesammelten Erfahrungen nach Möglichkeit für die Kräftigung seines religiösen Lebens und für die Arbeit in seinem geistlichen Beruf. Er nahm Gelegenheit, gläubige Christen, namentlich ehemalige Zöglinge des Pädagogiums Franckes aufzusuchen und mit ihnen christliche Erfahrungen auszutauschen. Dehnte er seine Reisen bis nach Holland hin aus, so geschah es nicht allein, um den dortigen Wasserbau, sondern auch um die kirchlichen Verhältnisse dieses Landes kennen zu lernen. Er fand ferner in dem Kampf seiner Kunst mit den Elementen reiche Gelegenheit, große Naturereignisse in ihrem Einfluß auf das Geschick des Menschen unmittelbar als Thaten der göttlichen Vorsehung anzuschauen: eine Vorstellungsweise, die übrigens auch dem damaligen kirchlichen Rationalismus geläufig war.

Silberschlag verirrte sich indessen dabei doch nicht in dem bloßen Nützlichkeitsglauben der Aufklärung, sondern blieb bei der lutherischen Kirchenlehre in Verbindung mit dem praktisch pietistischen Zuge, der seiner Erziehung und Selbstbeobachtung entsprang. Und so wenig eine solche mit seiner Berufsarbeit zusammenhängende Vielseitigkeit, wie wir sie bei Silberschlag erblicken, einer Vertiefung der gewonnenen christlichen Erkenntnis an und für sich zu gute kommen konnte, so viel Gelegenheit bot sich ihm doch dadurch zur Erwerbung von natürlichen Bildern und Vorstellungen, die er zur Belebung seiner Predigt, zur Erläuterung der ihm am Herzen liegenden christlichen Wahrheit verwenden konnte. Silberschlag gehörte zu den beliebtesten und zu seiner Zeit berühmtesten Kanzelrednern Berlins. Seine Predigten wurden neben denen von Karl Woltersdorf, der seit 1754 als Geistlicher an der Georgen-Kirche wirkte, von den damaligen gläubigen lutherischen Kreisen Berlins regelmäßig besucht, aber auch von freier Denkenden nicht ungern gehört, so daß man ihn als Kanzelredner mit dem allbeliebten Spalding verglichen hat. In jenen Kreisen hatte sich die Gewohnheit gebildet, daß man jeden Sonntag entweder vormittags zu Silberschlag und nachmittags zu Woltersdorf in die Kirche ging, oder umgekehrt. „Wenn er predigte", so wird uns glaubwürdig erzählt, war die Kirche von Zuhörern in der Regel ganz überfüllt, und heilsbegierig hingen die Blicke aller an den Lippen des gesalbten Verkündigers des Evangeliums." Silberschlag zeichnete sich durch klare, logisch geordnete, das Einzelne aber anschaulich und in vielen Bildern beleuchtende Darstellung christlicher Lehre aus. Die Elemente der Heilslehre entnimmt er der auf einen biblischen Grund zurückgeführten lutherisch-kirchlichen Anschauung. Er war kein sklavischer Verehrer des Buchstabens der Bekenntnisse und läßt einen Einfluß des Pietismus und Baumgartens, des Schülers des Philosophen Wolff auf seine Ansichten erkennen. Den Pietismus ergänzt er aber nicht nur durch lehrhafte und wissenschaftliche Elemente, sondern er preist auch die Herrlichkeit der schönen Künste und ihren Beruf, dem Reiche Gottes zu dienen[7]).

Von seinen Zuhörern verlangte er eine denkende, vernunftmäßige Auffassung der Heilslehre, fesselte dieselben aber nichts destoweniger sowohl durch sein entschiedenes, männ-

liches Bekenntnis zu dem in Jesu Christo begründeten Heil, wie auch durch seine nicht ungewöhnliche, aber würdig auftretende lebendige Beredsamkeit; hat doch ein kompetenter Beurteiler die letztere als eine feurige und empfindungsvolle bezeichnet. Seine Energie zeigt sich auch in der Schärfe, mit der er die Notwendigkeit der sittlichen Frucht, die aus einem aufrichtigen Christentume und so auch aus der Teilnahme am Gottesdienste hervorgehen müsse, stets eingeschärft hat. Aus seiner Amtsperiode in Magdeburg berichtet er, daß er in der Geißelung des herrschenden Lasters zuweilen wohl zu heftig in seinen Ausdrücken auf der Kanzel gewesen sein möge. Doch erkannte auch dort seine Gemeinde sehr wohl, daß ihn nur der Eifer um ihr Wohl getrieben hatte. Von seinem gesamten Streben sagt er in seiner, einige Jahre vor seinem Tode verfaßten Selbstbiographie: er habe zu seinem Leichentext Matth. 10, 32. 33 gewählt: „Wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich wieder bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich wieder verleugnen vor meinem himmlischen Vater;" das bleibe „sein Ancil, vor welchem alle noch so feurigen Pfeile des Bösen niederfallen." Der Oberkonsistorialrat Hermes hat ihm dann auch über diesen Text in der Dreifaltigkeits-Kirche die Gedächtnispredigt gehalten. Darin wird ihm bezeugt, er sei „kein Rohr„ gewesen, welches der Wind hin und her bewegt, sondern „ein wahrer Bekenner Jesu". Seiner Gemeinde vor allem war sein geistliches Thun gewidmet. Er fand, wie er dankbar rühmt, das volle Zutrauen und die Liebe derselben. An Sterbebetten oder Krankenlagern durfte er die Erfahrung machen, daß seine Vorträge nicht wirkungslos verhallten, sondern ernstes religiöses Leben erweckten. Den ihm befohlenen Dienst an der Gemeinde faßte er in der Aufgabe zusammen: „Seelen zu retten und sie dem zuzuführen, der sie erkauft hat mit seinem Blut." Auf seinem Sterbelager erquickte es ihn noch, als er hörte, daß sein Amtsbruder Hecker und seine liebe Gemeinde seiner in gemeinsamer Fürbitte gedacht hätten.

Es war zu jener Zeit bereits das Zeitalter des Zweifels und der irreligiösen Aufklärung in Deutschland angebrochen. Da hatte Johann August Urlsperger in Basel im Jahre 1780 die „deutsche Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit" gestiftet. Später wurde sie kurzweg „die deutsche Christentums-Gesellschaft" genannt. Sie wollte durch Verbreitung geeigneter Schriften und durch vorbildlichen sittlichen und kirchlichen Wandel christliche Lehre und christliches Leben hervorrufen. Indem sich diese Gesellschaft schnell über die Schweiz und Deutschland verbreitete, bildete sich auch ein Zweigverein in Berlin, dessen Vorsteher Silberschlag wurde. Wie aus dieser Gesellschaft die heute so vielfach verzweigten Bestrebungen für die innere Mission in Deutschland hervorgingen, ist im allgemeinen bekannt. Auch diese Arbeit für das Reich Gottes wurde also der Dreifaltigkeits-Gemeinde schon frühe nahe gelegt.

In einer anderen Beziehung ward Silberschlag indessen ein weniger glücklicher Erfolg zu teil, nämlich auf dem Gebiete der eigentlichen Theologie. Es zeigt sich darin eine Aehnlichkeit zwischen ihm und Urlsperger. Letzterer beabsichtigte durch seine Gesellschaft, wie das der ursprüngliche Name schon besagt, auch die reine Lehre wieder zur Herrschaft

zu bringen, und versuchte sich dem gemäß in dogmatischen Arbeiten. Allein er wurde in der Ausbildung seiner dogmatisch philosophischen Streittheologie von seinen Freunden und der Gesellschaft zu seinem Kummer verlassen und erzielte als Theologe keine nennenswerten Erfolge, so sehr auch seine praktischen Ideen zu fruchtbaren Keimen erstarkten. Auch Silberschlag war, wie wir wissen, Freund einer lehrhaften Darstellung des Christenthums, der, sofern er die lutherische Lehre erbaulich und in praktischer Homiletik verwertete, auch Erfolge erzielt hat. Allein er band nun auch mit dem die Offenbarung leugnenden deistischen und neologischen Unglauben im wissenschaftlichen Streite an. So verteidigte er gegen jene Gegner die biblische Schöpfungslehre in seiner „Geogonie der heiligen Schrift oder Erklärung der Schöpfung der Erde und Erzeugung der Sündflut nach den Grundsätzen der Physik und Mathematik“ in einem dreiteiligen mit Kupfern versehenem Werke; oder er schrieb: „die Chronologie der Welt berichtigt durch die heilige Schrift“, ferner: „die Lehre der heiligen Schrift von der Dreinigkeit“, die sogar zwei Auflagen erlebte. Zwar konnte er sich des Beifalls seiner nächsten Freunde an diesen Arbeiten erfreuen und seinen eigenen Glauben an die Göttlichkeit der heiligen Schrift dadurch verstärken: aber Erfolge im großen erreichte er nicht, sondern hatte vielmehr heftige Angriffe zu erfahren, gegen welche er nicht sowohl wissenschaftliche Gründe, als nur seinen Bekennermut einsetzen konnte. Es ist leicht zu sehen, daß seine Verquickung der neuen Naturwissenschaft mit der religiösen Erklärung der heiligen Schrift nicht zum erwünschten Ziele führen konnte. Er täuschte sich über den Zusammenhang der traditionellen Dogmatik mit dem wahren Inhalte der heiligen Schrift und den religiös-sittlichen Bedürfnissen der Zeit. Sein theologischer Standpunkt gehört in die Kategorie jenes lutherischen Offenbarungsglaubens (Supranaturalismus), der selbst schon zu rationalistisch angehaucht war, um die Gegner wirksam aufs Haupt zu schlagen. Doch legen seine theologischen Schriften immerhin ein ehrenvolles Zeugnis dafür ab, daß in den kirchlichen Kreisen Berlins und so auch bei der Dreifaltigkeits-Kirche die Bedeutung der Wissenschaft für Kirche und Frömmigkeit nicht der Verachtung preisgegeben war. So konnte trotz aller Betonung praktischer Frömmigkeit der Sinn für die Reform der evangelischen Theologie, den ein größerer theologischer Nachfolger unternehmen sollte, lebendig bleiben. Silberschlag besiegelte sein für die Erbauung der Gemeinde und des Reiches Gottes segensreiches Leben nach kurzer Krankheit durch ein friedliches und gläubiges Hinscheiden am 22. Nov. 1791. Zwei und zwanzig Jahre hatte er dem Dienst der Gemeinde gewidmet. Das Direktorat der Schulen hatte er bereits im Jahre 1784 wegen überhäufter Arbeit und Kränklichkeit in die Hände seines treuen Mitarbeiters, des Inspektors und Pastors Andreas Jakob Hecker, eines Neffen des Gründers derselben, niedergelegt.[8]) Ehe letzterer 1780 an die Dreifaltigkeits-Kirche und zum Inspektor der Schulen berufen wurde, trat nach Hennickes Abgang im Jahre 1771 als geistlicher und pädagogischer Gehülfe Silberschlags noch sein Bruder Georg Christoph ein, der, gleichfalls ein tüchtiger und gebildeter Geistlicher, ihm bis zum Jahre 1779 treulich zur Seite stand. In diesem Jahre wurde derselbe aber als General-Superintendent und Domprediger nach Stendal berufen.

Erfreute sich der lutherische Teil der Dreifaltigkeits-Gemeinde hervorragender geistlicher Führer, so durfte auch der reformierte nicht über Vernachlässigung klagen. Jablonski wurde, wie wir wissen, im Jahre 1760 der Gemeinde durch den Tod entrissen. Zum Ersatz schlug der Minister von Dankelmann dem Könige in einem schriftlichen Bericht den bisherigen Hülfs-Prediger an der Friedrichs-Werderschen und Dorotheenstädtischen-Kirche Bamberger vor. Die Angelegenheit wurde, da der Minister abwesend war, dem Könige durch den Geh. Kabinetsrat Eichel vorgetragen. In sehr verständiger Weise, aber in schlechtem Deutsch entschied der König mündlich[9]): „recht gut, den besten, welchen sie wollen, und sie es vor Gott, vor mich und vor die Gemeinde verantworten können". Am 20. Januar 1761 wurde der Vorgeschlagene demgemäß zum Pastor an der Dreifaltigkeits-Kirche bestellt. Johann Peter Bamberger, geb. 1722 zu Magdeburg, wurde als Domkandidat zu Berlin ein Schüler und späterhin auch der Schwiegersohn des uns bekannt gewordenen Oberhofpredigers Sack. Er zeigte sich als ein würdiger Vertreter der theologischen Richtung des letzteren und gehörte wie seine lutherischen Amtsbrüder an der Dreifaltigkeits-Kirche zu den sowohl kirchlich-gesinnten als auch wissenschaftlich gebildeten Theologen Berlins. Als Pastor an der Dreifaltigkeits-Kirche wurde er auch zum Kirchenrat und Mitglied des reformierten Kirchendirektoriums ernannt. Mit Hecker und Silberschlag stand er stets, bis zu seiner im Jahre 1780 erfolgten Versetzung als Hof- und Garnisonprediger nach Potsdam, in der brüderlichsten Eintracht zusammen. Damals beschäftigte sich nicht bloß die ungläubige Aufklärung mit den geistesverwandten Schriften der Freidenker oder Materialisten Englands und Frankreichs. Auch die kirchlich gesinnten Theologen bekundeten das Bedürfnis, aus derselben Litteratur zu schöpfen, sei es um dem angefochtenen Glauben zu Hülfe kommen, sei es um die Kanzelberedsamkeit zu fördern. So erwarb sich auch Bamberger, darin seinem Schwager, dem jüngeren Sack verwandt, reiche Kenntnis englischer Werke. Er legte auf diejenigen besonderes Gewicht, in denen die Zweifel der Freidenker an der Wahrheit der christlichen Religion und der heiligen Schrift widerlegt wurden. Sie suchte er nun in Deutschland einzubürgern. So verfaßte er eine stattliche Reihe von Uebersetzungen derartiger theologischer und apologetischer Schriften aus dem Englischen zur Befestigung des Glaubens, wie zur Verbreitung theologischer Bildung. Besonders übte seine „Brittische theologische Bibliothek", wie auch sein „Brittisches theologisches Magazin" bemerkbaren Einfluß auf die Zeitgenossen aus.[10])

Wir vermögen uns aber auch ein Bild seiner Wirksamkeit auf der Kanzel nach einer Sammlung von Predigten, welche aus dem Jahr 1784 stammt, zu entwerfen. In schlichter klarer Weise hat er die ethisch-praktische Seite der evangelischen Heilswahrheit überall darzulegen versucht. Nicht verkündigt er eine niedrige natürliche Moral, sondern die Grundsätze eines christlichen Lebens, welches aus der Dankbarkeit gegen die Wohlthaten des Erlösers hervorgeht. Wer von diesen Wohlthaten überzeugt ist, bei dem sei, so lehrt er, auch eine bußfertige und demütige Gesinnung vorauszusetzen. Demnach wird zwar die Heilslehre Jesu an erster Stelle gepriesen, doch so, daß sie auch mit den Heilsthatsachen in

Verbindung bleibt. In seiner Ableitung des religiös-sittlichen Lebens aus der Erkenntnis liegt ja eine Verwandtschaft mit dem damals Religion und moralische Theorien eng verbindenden Rationalismus. Trotzdem zeigen Bambergers Predigten ein durchaus christliches Gepräge. Mehrfach legt er das Wort aus: „Ziehet an den Herrn Jesum Christ" (Römer 13, 14); und wenn er darin vor allen Dingen die Aufforderung zur Nachfolge Jesu erblickt, so soll diese doch keine menschliche Willkür, sondern eine heilige Pflicht des Christen sein, die sich auf das erlösende Verdienst des Herrn gründet. Auch von den Bewegungen und Kämpfen des inneren Menschen weiß er in drei Predigten über den Text: „Ich hatte viel Bekümmernis in meinem Herzen, aber deine Tröstungen ergötzten meine Seele" (Psalm 94, 19) zu reden. Auf dogmatische Spekulationen hat er sich nicht eingelassen, selbst da nicht, wo der Text dazu Veranlassung geboten hätte. Demgemäß behandelt er auch die Lehre von den letzten Dingen und dem jüngsten Gericht nur vom sittlichen Standpunkte aus. So entbehren diese Predigten, welche keinen Anspruch auf theologische Eigentümlichkeit erheben, zwar aller geistreichen dogmatischen Schriftauslegung, allein sie sprechen eine aufrichtige, klare, christlich-sittliche Ueberzeugung aus. Sie entfernen sich ebensosehr von der schwülstigen Rhetorik, womit nicht selten die Vertreter des aufgeklärten Rationalismus den Mangel an Gedankentiefe zu ersetzen suchten, wie von dem seichten oberflächlichen Geschwätz der sich hervordrängenden Zeitprediger, die ihre Sittenlehre immer weniger mit dem Geiste des Evangeliums zu vereinigen vermochten, so daß sie die Religion aus der Moral und die Menschen aus der Kirche hinauspredigten. Bambergers Predigten waren wohlgeeignet, unter der Voraussetzung des persönlichen Zusammenhanges des Pastors mit der Gemeinde viel Segen zu stiften. In bescheidener Weise hat er auch in einem die Herausgabe seiner Kanzelreden rechtfertigenden Vorwort auf das Zeugnis seiner Zuhörer über die belehrende und erbauliche Wirkung derselben hingedeutet.[11]) Seine Versetzung nach Potsdam, wo er im Jahre 1804 starb, werden wir mithin als einen Verlust für die Dreifaltigkeits-Kirche betrachten dürfen. Zu seinem Nachfolger in Berlin wurde der Prediger Rellstab aus Straußberg berufen: und zwar, mit Rücksicht auf die Kabinetsordre Friedrich d. Gr. vom 28. Februar 1768, direkt vom reformierten Kirchendirektorium unter Zustimmung des Ministers von Zedlitz. Wie seine Vorgänger wurde auch Rellstab Kirchenrat und Mitglied der reformierten Centralbehörde.

Viertes Kapitel.

Der Uebergang vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert. Der Kampf des alten und neuen Geistes. Andreas Jakob Heckers Wirken an der Dreifaltigkeits-Kirche. Schleiermachers epochemachendes Auftreten in Berlin.

Die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts pflegen in kirchengeschichtlicher Hinsicht mit düsteren Farben geschildert zu werden; und nicht ohne Grund. Denn die Verehrer der Bibel und die Diener der Kirche, in deren Gemeinschaft und Gottesdiensten die frommen protestantischen Väter ihren einigen Trost im Leben und im Sterben fanden, wie auch die Verteidiger der reformatorischen Glaubenslehre gegen die Theorien des Zweifels sind sichtlich ermattet. Um so weniger konnte im Herzen des Volkes der Glaube an eine verheißungsvolle Zukunft der Kirche lebendig bleiben. Die von Frankreich herüberleuchtenden unheimlichen Gluten der französischen Revolution begannen überdies den Bestand aller geschichtlichen Ordnungen in Staat und Gesellschaft in Frage zu stellen. So versteht man, daß sich Glaube und Frömmigkeit, wo sie noch lebendig vorhanden, gleichsam abwartend in die Stille des ahnenden Herzens, des christlichen Hauses oder kleiner engverbundener Kreise, wie sie sich aus der pietistischen Bewegung erhalten hatten, zurückzogen. Aber auch dadurch wurde der Verfall des öffentlichen kirchlichen Lebens mehr besiegelt, als gehemmt. Zu keiner Zeit hat man ferner das Verhältnis von Religion und Sittlichkeit lebhafter in der Theorie erörtert als damals. Trotzdem entsprach dem Niedergang des religiös-kirchlichen Lebens in der That eine weitverbreitete sittliche Erschlaffung, wenn nicht Verderbnis. Von diesem Unheil, gleichviel, wo man den Ursprung desselben suchen will, wurden allmählich alle Stände mehr oder weniger ergriffen.

Daß es in Berlin in dieser Beziehung traurig genug ausgesehen haben muß, bezeugen nicht nur strenge Sittenrichter, sondern sogar die Freunde und Verteidiger der Berliner da, wo sie übertriebenen Anklagen entgegenzutreten bemüht sind. Man wird einem solchen Verteidiger zugeben, daß jene Sittenlosigkeit, wie er behauptet, nicht als eine ausschließliche Erscheinung dieser einen Stadt, daher auch nicht nur als die Folge der hier herrschenden philosophischen Aufklärung zu betrachten sei. Indessen wird doch eingestanden, daß zu jener Zeit die Unsittlichkeit gerade in Berlin den Charakter einer gewissen Oeffentlichkeit und Bewußtheit getragen habe, wogegen in anderen Teilen Deutschlands wenigstens äußerlich eine strengere kirchliche Zucht und Lehre noch üblich gewesen sei, so daß die Unsittlichkeit dort zwar nicht in geringerem Grade, aber versteckter geherrscht habe. Diese Beobachtung ist zutreffend, und es zeigt sich darin jedenfalls ein Zusammenhang der Berliner Zustände mit der sich auf Friedrichs II. Toleranz berufenden Freigeisterei. Man fühlte sich von den kirchlichen oder gesellschaftlichen Rücksichten entbunden, die dem Bekenntnis zu einer Ethik des sinnlichen Genusses entgegenstehen, und man konnte geradezu eine systematische Unmoralität zur Schau tragen. Auffallend sind besonders die Klagen

über den damaligen sittlichen Zustand des weiblichen Geschlechts in Berlin, bei welchem freilich von dem Einfluß ausländischer ungläubiger Theorien als solcher, die man gewöhnlich für das herrschende Verderben Berlins verantwortlich macht, gesprochen werden darf, da uns versichert wird, daß der Bildungszustand desselben ein gar geringer gewesen sei. Also war nicht bloß eine fremde Bildung die Ursache jener Unsittlichkeit, sondern vielleicht noch mehr der ungünstige Einfluß, der von der begünstigten höheren Kultur des Auslandes auf die Gesamtheit der Bevölkerung, welche nur an einer gesunden sittlich-nationalen Bildung die erforderliche Stütze hätte haben können, ausging. Die Kirche war offenbar nicht imstande, diesen Schutz zu gewähren. Und man begreift, daß die stark verblaßte Rechtgläubigkeit der Gegenwart ebenso wenig einen Einfluß auf das Volksleben ausübte, als es schon die strengeren Theorieen des siebzehnten Jahrhunderts vermochten. Der Kampf der Geistlichen gegen die Sünden der Zeit wurde jetzt gewöhnlich als Heuchelei verschrieen. Die öffentliche Meinung, namentlich in Berlin, suchte schon zur Zeit Friedrichs des Großen in der Kirche nach einem versteckten jesuitischen Wesen.

Es leidet keinen Zweifel: der Glaube an die sittliche Vermittlung der Religion ist tief erschüttert; und obschon der Vorwurf eigentlicher Heuchelei in den meisten Fällen ein ungerechter gewesen sein mag, die Mattheit und Gewundenheit, mit der das Evangelium auf vielen Kanzeln vertreten wurde, konnte nur zuviel Veranlassung dazu geben.[1]) In diesem Zustande spiegelt sich auch das Scheitern der lutherisch-pietistischen Reform, wie sie das Vorhandensein solcher Schäden anerkannte, ihre Heilung versuchte, ohne doch eine Besserung im allgemeinen erzielen zu können. Es hatte ja unter Friedrich Wilhelm I. den Anschein, als ob eine lebendige christliche Frömmigkeit in der preußischen Landeskirche zu einer dauernden Herrschaft gelangen würde.[2]) Doch auffallend schnell versiegte die Kraft dieser mit dem Pietismus zusammenhängenden Bewegung, wie es auch mit dem Halle'schen Pietismus selbst nach dem Tode von August Hermann Francke der Fall war. Und während nun der selbständige Pietismus ausartete, wandten sich die strebsameren und besseren Elemente der folgenden Generation, sei es zu einer gemilderten lutherischen Rechtgläubigkeit, sei es zur rationalistischen Aufklärung, oder sie bewegten sich in den manichfaltigsten Vermittlungen beider Richtungen.[3]) Auf den Kanzeln Berlins gelangte im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts der Rationalismus zur Herrschaft, aber durchaus kein so extremer, daß er die Fühlung mit den positiveren, gewöhnlich als supranaturalistisch bezeichneten Richtungen verloren hätte. Daher ist es auch erklärlich, daß die Beurteilung der einzelnen hier in betracht kommenden Kanzelredner nicht selten eine schwankende wird.[4]) Die Pröpste Spalding und Teller an der Nikolai- und Petri-Kirche, der Hofprediger Samuel Gottfried Sack, Sohn und Nachfolger des uns bekannten Hofpredigers A. F. W. Sack, die Prediger an der Marien-Kirche Zöllner und Diterich, ersterer dann zugleich stellvertretender Propst an der Nikolai-Kirche, letzterer der Dichter des Rationalismus: sie zeigen gar verschiedene Predigtweisen. Namentlich offenbart sich zwischen dem trefflichen Spalding und dem oberflächlichen Diterich doch ein erheblicher Unterschied.

Es wäre sehr ungerecht, wollte man gerade die damalige Geistlichkeit Berlins als die Urheberin des hier herrschenden Unglaubens und der damit verbundenen Sittenlosigkeit betrachten. Ebensowenig geben dieselben im allgemeinen durch ihr persönliches Verhalten gegründeten Anlaß zum Vorwurf der Heuchelei und zu der Verachtung, welche, wie man beklagt hat, den geistlichen Stand in jener Zeit verfolgte. Aber das läßt sich nicht bestreiten: sie vermögen die bewußte Abwendung der gebildeten und höheren Stände von der Kirche, wie die unbewußte Glaubenslosigkeit des Volkes nicht zu überwinden. Denn sie vertreten keine sich einer großen geschichtlichen Vergangenheit bewußte und an ihre Zukunft glaubende ethisch-religiöse Gemeinschaft, sondern sehr allgemeine und unbestimmt gewordene christliche Lehren und Grundsätze, deren Einwirkung auf das Leben hauptsächlich von der sittlichen Autorität ihrer Vertreter, von der natürlichen Beredsamkeit mit der sie vorgetragen, von der Gelehrsamkeit, durch welche sie unterstützt würden, abhing. Und weil man unter diesen Umständen der Sache selbst, um die es sich handelte, keine rechte Kraft zutraute, ist es erklärlich, daß die Gegner der Religion auch den achtungswerten Geistlichen, die noch eine geistige Vermittelung mit dem Christentum in sich wirklich vollzogen, persönliche Wahrhaftigkeit kaum zugestanden.

Als Friedrich Wilhelm II. den Thron bestiegen hatte, drängte sich den leitenden Kreisen die Pflicht auf, etwas zur Hebung des kirchlichen Lebens zu thun. Der König besaß trotz aller seiner sittlichen Schwächen doch religiöse Interessen. So wurde im Jahr 1788 der Minister von Zedlitz, der ein Freund der Aufklärung war, aus dem Kultusministerium entlassen und Christian von Wöllner mit diesem Ministerium betraut. Durch ihn wurden nun Maßregeln getroffen, um das gesunkene Ansehen der Religion zu heben. Es erschien das von Wöllner verfaßte berüchtigte Religions-Edikt, „die Religions-Verfassung in den preußischen Staaten betreffend", welches dem Unglauben wie dem Aberglauben und der Zügellosigkeit der Sitten Einhalt thun wollte. Als christlicher Landesherr befiehlt der König darin allen Geistlichen, Predigern und Lehrern „bei unausbleiblicher Kassation und noch härterer Strafe" der Ausbreitung der Irrtümer der Aufklärung zu entsagen und die Lehre der Kirche wie der heiligen Schrift ausschließlich zu predigen. Ja selbst jedem guten Bürger wird verboten, seine religiösen Meinungen, wenn dieselben der öffentlichen Kirchenlehre nicht entsprechen, zu äußern. Wenn auch nicht gerade in moralisch unverfänglicher Weise, so doch in guter Absicht, wurde aber im Interesse der Gewissensfreiheit für die älteren Geistlichen ein Unterschied zwischen ihrer persönlichen Ueberzeugung und der öffentlichen von ihnen zu predigenden Lehre berücksichtigt. Umso härter freilich trifft das Edikt die Kandidaten. Denn es sollen in Zukunft nur solche Subjekte als Prediger und Lehrer angestellt werden, welche die erforderliche Ueberzeugung besitzen. Die ganze Schärfe der vom Rationalismus herausgebildeten Idee des unbedingten Staatskirchentums findet hier ihre Verwendung im kirchlichen Interesse. Denn oberflächlicher und polizeimäßiger, als hier geschah, konnte die an sich wünschenswerte Vertiefung des religiösen und kirchlichen Lebens kaum versucht werden. Ohne Anhörung kirchlicher Behörden, ohne Hinzuziehung

der Vertreter der theologischen Wissenschaft, ohne jede historische Vermittlung mit den Regierungsgrundsätzen Friedrichs des Großen, entsprang diese Maßregel dem Kopfe eines Ministers, dessen eigenes Leben keinen Beweis für das Verständnis religiöser Charakterfestigkeit und wahrer Frömmigkeit geliefert hat.

Die Berliner Aufklärung konnte durch dieses Edikt nur an Stärke und Kraft gewinnen. Die praktische Durchführung desselben und die Beseitigung des sich regenden Widerstandes verlangte eine Reihe von gesetzlichen Maßregeln, welche die Opposition zu lebhaftem Kampfe geradezu aufforderte. Die Schwäche des ministeriellen Standpunktes verstärkte sich namentlich in Berlin durch das sittliche Aergernis, welches vom Hofe ausging, so daß die Berliner Aufklärung mit ihrer Unkirchlichkeit jetzt das Gefühl einer sittlichen Berechtigung gewann, das allein durch die Macht der Staatskirche wohl niemals hätte gebrochen werden können. In der wissenschaftlichen Welt mußte die Maßregelung des weit und breit berühmten Philosophen Kant, wegen dessen Schrift „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" das kirchliche Interesse vollends beseitigen. Von großem Einflusse war die neologische, von Nicolai seit 1765 in Berlin herausgegebene „Allgemeine deutsche Bibliothek", deren Redaktion 1792 aus Rücksicht auf die Heuchler, wie es hieß, an Bohne in Hamburg abgetreten wurde, bis ersterer das Werk von 1800—1805 wieder als „Neue deutsche allgemeine Bibliothek" fortsetzte. Sie konnte sich nun im Kampfe des gesunden Menschenverstandes gegen allen Aberglauben, wie gegen alle tiefere Bildung mit scheinbarer Berechtigung immer mehr verhärten. Nicht weniger Nahrung erhielt durch die Wöllnersche Periode die im Jahre 1783 gegründete „Berlinische Monatsschrift" von Gedike und Biester in ihrem Kampfe gegen Aberglauben, Schwärmerei, Heuchelei und Jesuitismus. Und wie zuversichtlich der Unglaube damals auftrat, ersieht man aus Biesters Aeußerung: der Name Jesus müsse im gebildeten Europa nach 25 oder 50 Jahren religiös garnicht mehr genannt werden.[5])

Auf der anderen Seite wurden gerade die besseren Elemente, die in einem doch nicht ganz unfruchtbaren Kampfe mit der Religionslosigkeit standen, durch die neue Gesetzgebung gelähmt oder beseitigt. Der edle Propst Spalding, dessen für Berlin segensreiche Thätigkeit keinem Zweifel unterliegt, entsagte infolge des Wöllnerschen Ediktes der Kanzel, die er freilich wegen körperlicher Schwäche schon nicht mehr regelmäßig betrat, vollständig. Am empfindlichsten wurde Propst Teller gekränkt und in seiner Wirksamkeit geschädigt, indem Wöllner ihn ganz besonders seine Ungunst erfahren ließ. Im Jahre 1792 wurde er auf drei Monate suspendiert und mußte sein Gehalt an das Irrenhaus abliefern. Da ist es erklärlich, daß er in seiner Schrift „Religion der Vollkommenen" den Rat giebt, daß derjenige, welchem die Religion Herzenssache sei, in einer Staatskirche so wenig wie möglich über Dogmen predigen solle. So wurden die Geistlichen von dem positiven Zusammenhange mit der Kirchenlehre innerlich gleichsam systematisch abgedrängt.[6]) Abgesetzt wurde in Berlin unter Wöllner nur ein Prediger Stork, doch mehr wegen grober Unsittlichkeit als wegen seiner Lehre. Eine wirkliche Säuberung des geistlichen Standes fand überhaupt nicht

statt. Der ganze Effekt der neuen Religionsgesetze bestand, wie das kaum anders zu erwarten war, in allgemeinen Drohungen und Beunruhigungen oder in kleinlichen Plackereien Einzelner und diente schließlich zur vermehrten Schädigung des geistlichen Ansehens in der Meinung des Volkes.

Die Dreifaltigkeits-Kirche hatte das Glück, in diese Wirren nicht verwickelt zu werden. Ihre Pastoren bedurften der Mahnungen Wöllners nicht. Letzterer, welcher am 6. Juni 1788 durch Kgl. Kabinets-Ordre zum Kurator der Kirche ernannt worden war, schenkte dieser Kirche und ihren Schulanstalten vielmehr sein besonderes Wohlwollen. Mit der Tendenz des Religions-Ediktes mußte Silberschlag im allgemeinen einverstanden sein. Daher schloß er sich den Gegenvorstellungen gegen dasselbe, welche vom Juli bis September 1788 teils von einzelnen Mitgliedern des lutherischen Oberkonsistoriums, teils von der Gesamtheit dieser Behörde an den König gerichtet wurden, nicht an. Er überließ diese Proteste seinen Kollegen Spalding, Büsching, Teller, Diterich und dem jüngeren Sack. Ob und wie weit er mit allen Einzelheiten des Ediktes übereinstimmte, wissen wir nicht, wollen aber zur Erklärung seines Verhaltens darauf hinweisen, daß selbst der berühmte kritische Theologe Semler in Halle das Vorgehen Wöllners gebilligt hat. Im Jahre 1791 ist Silberschlag denn auch zum Mitgliede der immediaten Examinations-Kommission, welcher die Beaufsichtigung der angestellten Geistlichen und Lehrer sowie die Prüfung der Kandidaten im Sinne der neuen Gesetzgebung oblag, ernannt worden. Die von dieser Kommission erlassene Prüfungsordnung trug übrigens keinen streng orthodoxen Charakter, sondern entsprach ungefähr dem Standpunkte Silberschlags. Für die Handhabung dieser Ordnung kann er nicht mehr verantwortlich gemacht werden, weil bald nach dem Eintritt in die Kommission sein Tod erfolgte.

Seine Aemter in der Kirche, der Schule, dem Kirchenregiment, wie auch in jener Kommission übernahm Andreas Jakob Hecker, den wir bereits als zweiten lutherischen Pastor der Dreifaltigkeits-Kirche und Direktor der Realschule erwähnt haben. Vor seiner Berufung an die Dreifaltigkeits-Kirche war er Pastor und Realschuldirektor zu Stargard in Pommern gewesen. Ihm wurde es vergönnt 39 Jahre lang bis zum Jahre 1819 an unserer Kirche und ihren Schulen zu wirken. Er erlebte den großen Wechsel in der Geschichte des preußischen Vaterlandes und der evangelischen Kirche, welcher den Kern dieser Periode ausmacht. Zu einer führenden Rolle war er nicht bestimmt, wohl aber ein frommer und geschickter Arbeiter, welcher sich nach dem Zeugnis seiner Nachfolger im Pfarramt „allgemeiner Achtung und Liebe" erfreut und zum Wohl der Kirche und Schule segensreich gewirkt hat. Daß er sich nicht weniger „große Verdienste" um die Schulen, die seiner Leitung anvertraut waren, erwarb, bezeugte noch jüngst der jetzige Direktor des Kgl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums.[7]) Hecker vertritt während jenes Zeitraumes die Kontinuität der Entwicklung in seinem Wirkungskreise, doch nicht in mechanischer Weise, sondern so, daß sich das Leben der neuen Zeit mit der Vergangenheit vermitteln konnte. An geistiger Begabung stand er hinter seinem Oheim zurück. Seine Reden und Kundgebun-

gen tragen ein etwas trocknes und pedantisches, den Pädagogen mehr als den Seelsorger verratendes Gepräge. Daß auch er in guten Beziehungen zum Minister von Wöllner stand, kam der äußeren Entwicklung der Dreifaltigkeits-Kirche und ihrer Schulen zu statten. Auf seinen Antrag wurde das Pädagogium der Realschule im Jahre 1797, bei Gelegenheit des 50jährigen Jubiläums der letzteren, zu einem selbständigen humanistischen Gymnasium, zum Kgl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium durch königlichen Befehl erhoben. Es war nicht etwa Ehrgeiz, der Hecker zu diesem Wunsche getrieben hatte, sondern teils veranlaßte ihn die natürliche Entwicklung der Schule dazu, teils offenbart sich darin seine Bevorzugung der klassischen Sprachen, welche einen gewissen Gegensatz zu der von seinen Vorgängern besonders gepflegten Realschulbildung erkennen läßt.[8]) Auch er stand bereits unter dem Einfluß der neuen philologischen Richtung, welche, hauptsächlich begründet durch den damals in Halle wirkenden berühmten Philologen und Pädagogen Friedrich August Wolf, sich nicht nur von den Traditionen der pietistischen Pädagogik entfernte und ebenso den Unterricht in den Realien zurückdrängte, sondern auch die grundsätzliche Emancipation der Schule von der Kirche und der Theologie erstrebte. Wenn nun auch Hecker gleichsam durch Personalunion noch die gesamten Dreifaltigkeitsschulen bis zum Jahre 1819 unter einander und mit der Kirche zusammenhielt, so hat er doch den Anfang ihrer Trennung begründet.

Fragen wir nach seinem dogmatischen Standpunkt, so ist derselbe daraus erkennbar, daß er die lutherische Kirchenlehre in so weit sie sich biblisch begründen läßt, als den wahren Gehalt der lutherischen Bekenntnisschriften betrachtet. Der Zweck der Religion ist ihm aber, „unser Herz tugendhafter und moralischer zu machen."[9]) Seinen Vorgängern stimmt er darin vollständig bei, daß in der Schule die religiöse Grundlage der Erziehung fest gehalten werden müsse. So glaubt er, auch den Lehrern seines Gymnasiums das Zeugnis ausstellen zu dürfen: „sie lassen es sich besonders angelegen sein, durch die Wärme und Herzlichkeit ihres Vortrages dem sich allgemein verbreitenden Indifferentismus entgegen zu arbeiten, die Herzen der Jugend vor so manchen Verirrungen zu bewahren und für wahre christliche Gottseligkeit zu gewinnen".[10]) Der pietistische Zug, den wir bei seinem Oheim und bei Silberschlag gefunden haben, ist in den Anschauungen des jüngeren Hecker allerdings abgestreift. Denn so wenig er einer Aufklärung das Wort redet, welche ausschließlich auf dem Verstande beruhe, sondern nur der wahren Aufklärung, die aus moralischer und religiöser Kultur entstehe und mit der aus der Religion entspringenden Ausbildung des Herzens, d. h. des Willens Hand in Hand gehe: so bekennt er dabei doch, daß er einer „frömmelnden Heuchelei" durchaus „gram" sei.[11])

Mit dem Ende des Jahrhunderts scheint überhaupt ein sichtbarer Einfluß des Pietismus auf die Geistlichkeit Berlins zu verschwinden. Daraus erklärt es sich, wenn man behauptet hat, daß es seit dem im Jahre 1806 erfolgten Tode des oben genannten Woltersdorf bis zum Jahre 1818 „nur einen einzigen gläubigen Prediger in Berlin" gegeben habe, nämlich Jähnicke an der Bethlehems-Kirche.[12]) Den Berlinern war der Pietis-

mus nicht nur durch die im Kampfe mit Wöllner erst recht gestärkte Aufklärung, sondern auch durch den kindischen Mysticismus, welcher am Hofe Friedrich Wilhelms II. gepflegt wurde, nur zu sehr verleidet. Erst Schleiermacher wies sie in den im Jahre 1799 veröffentlichten Reden über die Religion wieder darauf hin, daß es doch auch „eine große und kräftige Mystik" gebe, „die auch der frivolste Mensch nicht ohne Ehrerbietung betrachten" könne und deren Einfalt und Weltverachtung ein religiöses Heldentum offenbare.[13])

In gleicher Weise wie die bisherigen lutherischen Pastoren der Dreifaltigkeits-Kirche vereinigte der jüngere Hecker die Verwaltung einer Reihe wichtiger Aemter. Zu den bereits erwähnten tritt noch seine Teilnahme als Oberschulrat an dem von Friedrich Wilhelm II. eingesetzten Ober-Schulkollegium. Daher bedurfte auch er der Hülfe eines tüchtigen Mitarbeiters, die ihm durch Herzberg einigermaßen gewährt wurde. Letzterer, seit 1785 Oberlehrer, später Inspektor am Kurmärkischen Landschullehrer- und Küster-Seminar, erhielt auch die 1792 erledigte zweite lutherische Predigerstelle an der Dreifaltigkeits-Kirche. Auf Heckers Wunsch wurde derselbe auch im Jahre 1804 zum Direktoratsgehülfen am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium ernannt.[14]) Diese von den lutherischen Pastoren fortdauernd in so großem Umfange geübte pädagogische Thätigkeit möchte man freilich als einen für die Dreifaltigkeits-Kirche nicht günstigen Umstand betrachten, da sich die Schulanstalten so reich entwickelten, daß sie einen immer größeren Teil der Kraft und Zeit ihrer Direktoren und Inspektoren in Anspruch nehmen mußten. Es liegt ja auf der Hand, daß sich diese Männer der kirchlichen Thätigkeit nur in geringem Maße widmen konnten, wie denn auch das pädagogische Interesse bei ihnen mehr und mehr zu überwiegen scheint. Wenn man aber auf der anderen Seite die damaligen kirchlichen Verhältnisse Berlins berücksichtigt, so ergiebt sich ein günstigeres Urteil über die Fortdauer jener alten Verbindung. In ihrem pädagogischen Wirkungskreise traten die Pastoren durch ihre ernste, niemals verleugnete Sorge für die christliche Unterweisung der Jugend doch vielen Familien und Gliedern der Gemeinde persönlich und innerlich näher. Dadurch erhielt sich die praktische Bedeutung des Predigtamtes einigermaßen lebendig; dadurch wurde der Mißachtung der Würde des geistlichen Standes, die mit der Einflußlosigkeit seiner Vertreter in jener Zeit zusammenhing, in dem Bewußtsein der Dreifaltigkeits-Gemeinde ein Riegel vorgeschoben. So wurde in ihr ein kirchlicher Geist erhalten, der sie auch in dieser unkirchlichen Zeit dazu vorbereiten konnte, Ausgangspunkt für eine neue ganz Berlin ergreifende religiöse Bewegung zu werden. Diese Erneuerung des religiösen Geistes in Berlin ist aber unauflöslich an den Namen Schleiermachers geknüpft.

Wie alle weltgeschichtlichen Bewegungen von großen führenden Persönlichkeiten ausgehen, so auch die geschichtlichen Fortschritte des Christentums in der Welt. Wie aber auf der anderen Seite die leitenden Persönlichkeiten doch gerade als die Organe ihrer Zeit und des gemeinsamen Lebens der Menschheit erscheinen, so betreffen auch die großen von Christo seinen Jüngern gegebnen Verheißungen der Weltüberwindung nicht bloß den Einzelnen, sondern vor allem seine Gemeinde, das neue Gottesvolk. Daher legitimieren

sich von der Zeit der Apostel her die Propheten des neuen Bundes durch Gründung und Sammlung von Gemeinden, die durch Glauben und Liebe verbunden sind, daher erscheinen sie stets als Vertreter der Kirche Gottes. Darin gipfeln auch alle die Lehre dieser Propheten beglaubigenden Wunder und Zeichen. Wie aber das Christentum die weltgeschichtliche Religion im höchsten Sinne sein will, so hat es auch von Anfang an die Aufgabe festgehalten, seine umbildende und erneuernde Kraft an das Gesamtleben der natürlichen Menschheit, an alle menschliche Geistesbildung heranzubringen. Der Gedanke nun, daß die Kirche eine Gemeinschaft sei oder sein solle, und zwar nicht nur eine äußere zufällige, sondern auch eine wesentliche und geistige, ist den europäischen Kulturvölkern und ganz besonders dem deutschen Volke in der Reformation des 16. Jahrhunderts zum Bewußtsein gebracht worden. Damit war zunächst freilich der Kampf oder die friedliche Auseinandersetzung der verinnerlichten religiösen Gemeinde mit den äußeren geschichtlichen Gestalten des Volkstums und Staates, der traditionellen Kirchlichkeit und der Gemeinschaft der europäischen Kulturentwicklung gegeben. Aus der Geschichte der brandenburgisch-preußischen Landeskirche haben wir ein Bild von diesen Kämpfen und Fragen erhalten. Daß man am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wieder bei einer scheinbar völligen Zersetzung des religiösen Gemeindelebens ankam, die in vieler Hinsicht an die Entstehungszeit der Reformation erinnert, dafür lieferte uns die Kirchengeschichte Berlins ein deutliches Beispiel.

Der deutsche Volksgeist selbst begann sich inzwischen von Innen heraus zu verwandeln. Geistige Mächte, von denen die Reformatoren kaum die Keime erblicken konnten, ergriffen die Gemüter. Es entwickelte sich eine neue Bildung, welche sich von der bisher maßgebend gewesenen dadurch unterschied, daß sie nicht mehr, wie die altprotestantische, darin dem Mittelalter noch verwandte, von der mit der Gelehrsamkeit geeinten Theologie und der von letzterer beherrschten Kirche als von der privilegierten Lehrerin des Volkes geleitet wurde. Sie war in ihrer Grundlage keine kritische Erregung oder ein Wiederhall fremden Einflusses, sondern ein Erzeugnis des schöpferischen Geistes der deutschen Nation, der sich unmittelbar aus den Quellen der Natur und der Geschichte, aus den Tiefen des menschlichen Herzens mit seiner Lust und seiner Qual, wie aus der gestaltenden Kraft der denkenden Vernunft mit neuem Leben zu erfüllen suchte. Die Originalität dieser Geistesströmung bedarf keines Beweises; denn sie ist getragen von unseren klassischen Dichtern von Klopstock und Lessing an, von den großen Kennern des klassischen Altertums seit Winkelmann, von den sich an Spinoza und Kant bildenden großen Philosophen. Es wird kaum möglich sein, alle Schöpfungen dieser Geisteshelden unter einen andern Begriff als den einer hohen menschlichen Begeisterung für alles, was wahr, gut und schön genannt werden kann, zusammenzufassen. Darum ist es auch sehr schwer, das Verhältnis aller dieser Erscheinungen zum historischen Christentum und zur bestehenden evangelischen Kirche nach einem einzigen, genau bestimmten Maßstab zu schätzen. Darf man aber unseren klassischen Dichtern und Philosophen einen protestantischen Geist gewiß nicht absprechen, so ist doch ihr Christentum in vielen Beziehungen ein noch elementares oder unbewußtes. Noch weniger

ist, was leicht erklärlich, bei ihnen ein positiv kirchlicher Zug im allgemeinen wahrzunehmen. Ja bei den hervorragendsten Klassikern fehlt es nicht an einer deutlichen Abneigung gegen alles kirchliche Leben.[15]) Die Tragweite dieses Gegensatzes wird freilich einigermaßen gemildert, wenn man sich nicht gegen die Thatsache verschließt, daß sich in dieser ganzen Bewegung, die ohne Frage einen idealistischen Stempel trägt, eine ähnliche Unklarheit oder gar Abneigung auch in Bezug auf das politisch-nationale, auf das volkstümlich-praktische Leben überhaupt zeigt.[16])

Wie man indessen auch sonst über jene großen Männer denken möge, dem Kirchenhistoriker ist es nicht zweifelhaft: sie vertreten einen neuen, das deutsche Volk bildenden Humanismus, der eben so wenig, wie der des Reformationszeitalters, aus sich heraus die notwendige Wiederherstellung des religiösen Lebens bewirken und die Führung in der Kirche übernehmen konnte. Was unsere Klassiker oder Philosophen geschaffen, mußte aber dem Volke erst nahe gebracht und im Streite mit alten Autoritäten verteidigt werden. So unangefochten uns heute die Größe der klassischen Dichter erscheint, damals war doch ihre Anerkennung im allgemeinen Bewußtsein durch begeisterte Verehrer und Schüler zu erkämpfen und zu befestigen. Diese Aufgabe fiel der sogenannten romantischen Schule im engeren Sinne zu, in welcher sich gewissermaßen eine ganze Generation der geistreichsten und begabtesten Köpfe unseres Volkes darstellt. Wir nennen als solche Pioniere des neuen Geistes: die Gebrüder Schlegel, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Novalis, Hölderlin, Wackenroder, Ludwig Tieck, die Philosophen Fries und Schelling; und selbst Hegel ist durch die romantische Schule hindurchgegangen.[17]) Zu diesen Männern gehörte endlich auch, wenn auch vorübergehend, Schleiermacher. Auch die Romantiker waren Idealisten und standen zur Kirche von Hause aus nicht viel anders als ihre Meister und Vorbilder selbst. Sie sind in religiöser und sittlicher Hinsicht oder wegen ihrer dichterischen und gelehrten Produktionen oft hart verklagt worden. Wie man aber auch über die Mustergültigkeit ihres Lebens und ihrer Schöpfungen denken möge: die Romantiker haben das Verständnis der klassischen Dichtung und der neueren philosophischen Ideen in weiten Kreisen verbreitet. Sie haben vor allen Dingen wieder ein tieferes geschichtliches Interesse geweckt. Sie haben sich auch nicht blos in die Geschichte und die Dichtungen der Hellenen oder der neueren Kulturvölker vertieft, sondern auch den Sinn für den Geist des deutschen Altertums erschlossen. Und die ihnen oft vorgeworfene Schwärmerei für das Mittelalter hat gerade die geschichtliche Bedeutung der Kirche wieder lebendiger zum Bewußtsein gebracht. Eine Eigenart der Romantik war noch die geistige Kampfeslust ihrer Jünger, die scharfe, mit Witz und Ironie gewürzte, aus einer selbstbewußten Genialität geborne Polemik derselben, deren Zielscheibe vornehmlich die alte, in der rationalistischen Aufklärung gipfelnde Bildung sein mußte. In dieser schien ihnen der Gegensatz gegen Genialität und Originalität, gegen alle positiven Geistesschöpfungen gleichsam verkörpert. Im Jahre 1797 bildete sich nun auch ein Zweig der neuen Schule oder vielmehr das Auftreten der Romantik als einer geschlossenen Schule in Berlin, nachdem Friedrich Schlegel von Jena dorthin übergesiedelt

war. Kurz vorher, im September 1796, zog auch Schleiermacher, als Prediger an das Charité-Krankenhaus berufen, in Berlin ein.

Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher[18]) ist am 21. November 1768 zu Breslau geboren, wo sein Vater als reformierter Feldprediger der preußischen Armee stand. Seine väterliche Familie stammte von Salzburgischen Emigranten ab, welche um des Evangeliums willen unter die Fittiche des preußischen Adlers geflüchtet waren. Bereits der Großvater war ein reformierter Geistlicher gewesen, der namentlich in Elberfeld eine große Wirksamkeit hatte. Später wurde er in die schwärmerisch-pietistischen Bewegungen, welche schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts im Wupperthal auftraten, verflochten. Schleiermachers Mutter, die Tochter des Berliner Hofpredigers Stubenrauch, war eine kluge und zugleich wahrhaft fromme Frau. So sind ihm schon in frühster Jugend, besonders durch den Einfluß der Mutter, die Keime christlicher Frömmigkeit eingepflanzt worden. Nachdem er die Schulen in Breslau und Pleß besucht hatte, wurde er im Jahre 1783 von seinen Eltern der Erziehungsanstalt der Brüdergemeinde in Niesky übergeben. Hier sollte sein lebhafter und viel versprechender Geist, wie die Mutter an ihren Bruder Stubenrauch berichtet, vor den „seelenverderbenden Meinungen, Grundsätzen und Sitten“ der damaligen Zeit bewahrt bleiben. Der junge Schleiermacher ging in die religiöse Empfindungsweise, welche in dieser Gemeinschaft herrschte, mit kindlicher Empfänglichkeit ein. Doch läßt sich nicht verkennen, daß die Gefühle, die er in verschiedenen, von dort aus geschriebenen Briefen ausspricht, neben allem Erfreulichen, auch etwas Unnatürliches zeigen, sofern sie von einem lebhaften und gesunden Knaben seines Alters geäußert werden. So konnte es nicht ausbleiben, daß sein scharfer Verstand eine spätere Sichtung dieser Gefühlsweise vornahm. Auf eine ausschließlich religiöse Bildung war er in Niesky aber keineswegs angewiesen. Mit seinem vertrautesten Jugendfreunde Albertini, dem nachmaligen Bischof der Brüdergemeinde, durfte er sich in die klassische Dichtung der Griechen vertiefen, oder sich an den Meisterwerken Klopstocks begeistern. Im Herbst 1785 wurde er auf das Seminar, gleichsam die Universität der Brüdergemeinde in Barby versetzt, wo ein innerer Konflikt in ihm zum Ausbruch kam, den man in gewisser Beziehung als unvermeidlich bezeichnen darf. Schleiermacher gehörte zu den außerordentlichen Naturen, in denen sich tiefstes und innigstes Gefühlsleben mit einem hervorragenden Verstand und Scharfsinn verbindet. So war auch sein Bedürfnis nach Erkenntnis der Wahrheit zu tief und lebendig in ihm geworden, um nicht mit der Unwissenschaftlichkeit eines einseitigen Pietismus, welche in den pädagogischen Grundsätzen dieses Seminars recht schroff hervortrat, in Kampf zu geraten. Den dort studierenden Jünglingen war nämlich sowohl die Kenntnisnahme der bedeutendsten wissenschaftlichen Werke der Gegenwart, als auch das Lesen vieler Schriften der klassischen Dichter, wie Goethes Werther, Wielands Gedichte, geradehin verboten. Unter den begabteren Seminaristen entwickelte sich daher die Gewohnheit, sich die untersagten Schriften heimlich zu verschaffen. Aber nun fehlte ja die liebevoll leitende Hand des christlichen Lehrers, der sie zum Verständnis und zur rechten Schätzung dieser Bildungselemente im Lichte des

Evangeliums angeleitet hätte. So wurde gerade Schleiermacher von dem Reiz dieses neuen Geistes so gefesselt, daß sich ernste religiöse und dogmatische Zweifel seiner bemächtigten, und er sich um des Gewissens willen vom Vater die Erlaubnis erbat, die Brüdergemeinde zu verlassen und in Halle Theologie zu studieren. Dieser war über solchen Fehlschlag seiner Erziehung aufs tiefste erschüttert. Eine rührende Korrespondenz giebt von den inneren Erregungen Zeugnis, die Vater und Sohn bei dieser Gelegenheit austauschten. Man erblickt ein Ringen zwischen dem schwer und mühsam in böser Zeit bewahrten Glauben der älteren Generation und dem Verlangen der männlichen Jugend, sich ihre religiöse Überzeugung in freiem, kühnem Forschen persönlich erstreiten zu dürfen. Der Ausgang des hier vorliegenden persönlichen Kampfes konnte allerdings nicht zweifelhaft sein. Hegte der alte Schleiermacher auch keinerlei Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg des vom Sohne gewünschten freien Studiums, so konnte er doch als evangelischer Christ niemals daran denken, den Glauben erzwingen zu wollen. Es ist für jene Zeit höchst charakteristisch, wenn er den Sohn nun in die im bösesten Sinne des Wortes zu deutende „Welt" entläßt, während letzterer sich doch nur als Studiosus der heiligen Theologie bei der guten Universität Halle immatrikulieren lassen wollte. Schleiermacher legt aber bei dieser Gelegenheit ein Zeugnis für die Notwendigkeit unseres protestantischen akademischen Studiums ab; denn eine solche freiere Lage, wie sie die Universität mit sich bringt, erscheint ihm, so schreibt er dem Vater, als das „beste, das einzige Mittel", ihn zum Glauben „zurückzubringen". Bald versöhnt sich denn auch der Vater mit dem Schritte seines Sohnes, indem er anerkennt, daß dieser darin einer höheren Macht gefolgt sei. Er lernt den Genius des Sohnes verstehen und kann ihn nun sogar mahnen, sich nicht vorschnell in die Arme eines Systems zu werfen, indem er ihm das charakteristische Wort schreibt: „Erkenne vielmehr Deinen Beruf, welcher ist, mit uneingenommenem Gemüt und mit aufrichtig demütigem und Gott vertrauendem Herzen, Wahrheit und Weisheit zu suchen." [19]) Von Ostern 1787 bis 1789 studierte unser junger Freund in Halle, die akademische Freiheit jedoch nicht zum Vergnügen, sondern zu ernster wissenschaftlicher Arbeit benutzend. Er beschäftigte sich freilich nicht mehr, als unumgänglich nötig war, mit der ihn wenig anziehenden, ziemlich rationalistischen Fakultäts-Theologie, lieber dagegen mit der Philosophie, namentlich mit Kant und dem Leibniz-Wolff'schen System, wie mit dem klassischen Altertum, mit Plato und Aristoteles.

Nach bestandenem Examen übernahm er eine Lehrerstelle im Hause des Grafen zu Dohna in Schlobitten. Die persönlichen Beziehungen, die er mit dieser nicht bloß gebildeten und edler Sitte huldigenden, sondern auch echt christlichen Familie anknüpfte, waren auch für seine innere Weiterentwickelung von Bedeutung. Daß ihm der Wert des deutschen Familienlebens, welches er weder in der durch die häufigen Amtsreisen des Vaters hervorgerufenen Unruhe des elterlichen Hauses, noch in der Brüdergemeinde recht kennen lernte, in Schlobitten aufgegangen ist, hat er in seinen Monologen bezeugt. Aber es war noch ein besonderer Segen, daß er hier den stillen und doch so mächtigen religiösen Ein-

fluß des evangelisch-christlichen Hauses an sich selbst erfuhr. War auch der an ihn mehr und mehr herantretende Ernst des Lebens, so wie der Gedankenaustausch mit seinem versöhnten Vater und der Einfluß des trefflichen Bruders seiner Mutter, des Predigers Stubenrauch, nicht ohne Wirkung auf sein Gemüt, geblieben: im Dohnaschen Hause wurde ihm doch so recht das Herz wieder warm. So bestieg er auch hier zuerst die evangelische Kanzel als Jünger Jesu und Bekenner christlicher Wahrheit. Und wenn uns die aus dieser Periode erhaltenen Predigten des jugendlichen Kandidaten begreiflicherweise von dem Geiste der Zeit nicht unberührt erscheinen, so stellt er doch schon in ihnen, und namentlich sofort in der ersten, Christum in den Mittelpunkt des Christentums, auch nicht sowohl als einen unserer Vernunft entgegenkommenden Lehrer, sondern als eine heilige Autorität, der wir persönliches Vertrauen zu schenken verpflichtet seien, und die uns auf ein tieferes, geheimnisvolles Gebiet hinweise, welches die Grenzen des menschlichen Verstandes überschreite. „Daß Christus allein unser Seligmacher ist, und wir keines anderen zu warten haben," bildet das Thema seiner ersten Predigt. In den alten Rationalismus und die Aufklärung war also seine Geistesentwickelung nicht eingemündet; darüber besteht kein Zweifel. Vielmehr sind es die seinem jungen Gemüt einst so lebendig nahegetretenen Einflüsse der Brüdergemeinde, die schon deutlich wieder auftauchen und sich mit den Ergebnissen seiner wissenschaftlichen Arbeit zu einer neuen Gestaltung des religiösen Bewußtseins zusammenschließen. Als er in der Ausbildung seiner Grundsätze und Anschauungen zu einem Abschluß gekommen war, schrieb er seinem Freunde Georg Reimer in Berlin im Jahre 1802 aus dem Herrnhutischen Gnadenfrei im Rückblick auf seinen inneren Lebensgang: „Hier ging mir zuerst das Bewußtsein auf von dem Verhältnis des Menschen zu einer höheren Welt. . . . Hier entwickelte sich zuerst die mystische Anlage, die mir so wesentlich ist und mich unter allen Stürmen des Skepticismus gerettet und erhalten hat. Damals keimte sie auf, jetzt ist sie ausgebildet, und ich kann sagen, daß ich wieder ein Herrnhuter geworden bin, nur von einer höheren Ordnung." [20])

Nach der pädagogischen Thätigkeit in Schlobitten, wirkte er einige Zeit in Berlin als Lehrer am Gedike'schen Seminar, am Kornmesser'schen Waisenhause, sowie am Kölnischen Gymnasium, indem er sich auch fleißig im Predigen in verschiedenen Kirchen Berlins übte, so daß er sich schon damals mit den dortigen kirchlichen Verhältnissen bekannt machen konnte. Sein sehnlichster Wunsch ins Pfarramt zu kommen, wurde nach bestandenem zweiten Examen im Jahre 1794 erfüllt, indem er als Hülfsprediger in Landsberg an der Warthe angestellt wurde. Auch aus dieser Zeit ist uns eine größere Anzahl seiner Predigten erhalten, welche zwar einerseits den auf so mächtige Weise auf reine Sittlichkeit dringenden Einfluß Kants verraten, doch andererseits Schleiermachers Grundanschauung als eine durchaus eigentümliche darthun. Im Gegensatz zu dem so weit verbreiteten Scheinchristentum mahnt er gerade zum mutigen und aufrichtigen Bekenntnis zum Herrn. In seiner in Landsberg gehaltenen Antrittspredigt über den Text: „Ihr sollt den Tod des Herrn verkündigen, bis daß er kommt", spricht er die ernste Forderung aus, „daß wir uns der Religion Jesu, die

er gestiftet und besiegelt hat, nicht schämen" sollen. In einer deutlichen Anspielung auf eine Stelle in Kants Schrift über die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, in der behauptet wird, daß jeder Mensch sich mit Recht stets schäme, wenn er beim Gebet überrascht werde, erklärt Schleiermacher dieses für eine falsche Scham. „Warum nicht bekennen", ruft er aus: „Ja ich folge diesem Jesu, ich gründe auf ihn meine Hoffnung, meine Überzeugung, meine Ruhe!" [21]) Wo Schleiermacher bisher die Kanzel bestiegen hatte, erntete er großen Beifall. Zuhörer aus den verschiedensten Lebenskreisen fühlten sich durch ihn angezogen und gefesselt. Auch seinen kirchlichen Vorgesetzten konnte seine hohe Begabung für den Kanzelberuf nicht entgehen. Daher wurde ihm durch Vermittlung des Hofpredigers Sack die Stelle des reformierten Predigers an der Charité in Berlin im Jahre 1796 übertragen.

In den kirchlichen Verhältnissen Berlins entstand bald nach seinem abermaligen Einzuge in diese Stadt infolge des Todes Friedrich Wilhelms II. ein wesentlicher Umschlag. Durch die das Verfahren und die Gesinnungen Wöllners scharf verurteilenden Kundgebungen, durch welche der neue Herrscher die Gesetzgebung jenes Ministers beseitigte, [22]) schien der Aufklärung und dem Rationalismus eine lange und unbestrittene Herrschaft in Berlin gesichert zu sein. Daß sich durch den zweimaligen schroffen Wechsel der Grundsätze in der Leitung der preußischen Landeskirche der älteren im Kirchenregiment stehenden Persönlichkeiten eine große Ratlosigkeit und Unsicherheit bemächtigte, dürfte nur zu erklärlich sein. Ein merkwürdiges Beispiel davon zeigt sich in dem Verhalten des Oberkonsistorialrats Teller, als diesem im Jahre 1797 von einigen jüdischen Hausvätern Berlins, Repräsentanten des philosophisch aufgeklärten Judentums, unter der Führung Friedländers, des hervorragendsten Schülers von Moses Mendelssohn, der Wunsch ausgesprochen wurde: man möge doch die bisherigen kirchlichen Schranken zwischen Judentum und Christentum endlich beseitigen. Jene Hausväter verlangten, auf Grund ihrer allgemeinen Bildung in die evangelische Kirche aufgenommen zu werden, und zwar ohne Taufe und Glaubensbekenntnis, da letzteres den Vernunftwahrheiten widerspreche. Diese Angelegenheit wurde zu einer Tagesfrage Berlins, die in einer großen Zahl von Broschüren besprochen wurde. Teller antwortete nur ausweichend, indem er mehr die äußeren, als die inneren Schwierigkeiten eines solchen Verfahrens geltend machte. Es stehe dem aber nichts im Wege, meinte derselbe, jene Juden durch die Taufe in die Kirche aufzunehmen. Die öffentliche Meinung war der jüdischen Forderung geneigt; nur in der Auffindung der rechten Form schien ihr eine Schwierigkeit zu liegen. So führte damals eine anonyme Broschüre aus geistlicher Feder aus, daß irgend welche Gewissensfragen bei dem Religionswechsel, welcher nur ein Wechsel äußerer Formen sei, überhaupt nicht in Frage käme. Die Juden möchten nur ohne ihren Vorbehalt, der noch zuviel Gewissenhaftigkeit beweise, zum Christentum übertreten. Die in dieser Sache zum Reden Berufenen schwiegen. Da griff Schleiermacher in einer anonymen, in Briefform verfaßten Schrift zur Feder, um seinen Mitbürgern die religiöse Scheidewand zwischen Judentum und Christentum wieder zum Bewußtsein zu bringen, um die kirchliche Über-

lieferung, namentlich in den Sakramenten zu verteidigen, um allen Beteiligten, selbst dem Oberkonsistorium das Gewissen zu schärfen. Er leugnet darin auf der anderen Seite freilich nicht, daß die Streitfrage auch eine politische Seite habe, ja er vermutet, daß die Erwerbung bürgerlicher Vorteile das treibende Motiv in dem Verlangen jener gebildeten Juden sei, weil sie nur in bedingter Weise in die Kirche eintreten wollten. Gegen die Forderung einer besseren bürgerlichen Stellung der Juden, die in einer größeren Trennung von Kirche und Staat bestehen würde, hat er nun von seinem Standpunkte aus nichts einzuwenden. Doch verlangt er im Interesse des Staates, daß die Juden in solchem Falle ihre Hoffnung auf einen Messias „förmlich und öffentlich" aufgeben. So läßt diese kleine, in Lessing'schem Stil geschriebene Schrift, welche das angeregte Problem mit größter Objektivität und sittlichem Ernst behandelte, schon Schleiermachers kirchliche Stellung erkennen.[23]) Von einer persönlichen Feindschaft gegen die jüdischen Mitbürger ist sie um so weniger eingegeben, als er zu jener Zeit gerade in freundschaftlichen Beziehungen zu vielen der wissenschaftlich gebildeten Juden Berlins stand.

Durch den mit ihm in inniger Freundschaft verbundenen Grafen Alexander Dohna, den ältesten Bruder seiner ehemaligen Zöglinge, war er schon früher in das reiche, gastfreie, Wissenschaft und Kunst pflegende Haus des berühmten jüdischen Arztes Markus Herz und seiner Gattin Henriette, einer hochgebildeten, klassisch schönen, aber auch sittlich edlen Frau eingeführt. In diesem Hause fanden die besten Vertreter der jetzt unter dem Panier der neuen Bildung nach menschlich idealen Zielen strebenden jüngeren Generation einen Sammelpunkt. Hier verkehrten die Gebrüder Humboldt, Graf Alexander Dohna, Gustav von Brinkmann, ein Freund Schleiermachers aus der Brüdergemeinde, ja fast alle litterarisch bedeutenden Persönlichkeiten der Residenz, darunter natürlich auch Repräsentanten des gebildeten Judentums. Man hat diesen Verkehr Schleiermachers und seine sich daraus ergebende romantische Periode in alter und neuer Zeit oft getadelt. Man möge indessen beachten, daß das Herz'sche Haus das in sittlicher Rücksicht vortrefflichste unter den damals berühmten jüdischen Häusern war, die einen Mittelpunkt für die neue Berliner Gesellschaft, wie man zusammenfassend die verschiedenen zwischen Juden und Christen sich zu jener Zeit bildenden ästhetischen und litterarischen Verkehrsgruppen bezeichnet hat, bildeten.[24]) Daß Schleiermacher jedoch mit dieser ganzen, die neue Bildung gleichsam in Kurs setzenden Bewegung und mit dem Geist jener neuen Ideale in so enge Berührung kam, war für seinen späteren kirchlichen Beruf doch nicht ohne Bedeutung. Wir erblicken darin gleichsam das Gegenbild der Verbindung Luthers mit dem Humanismus des sechzehnten Jahrhunderts, mit den sogenannten Poeten, aus deren Reihe die Briefe der Dunkelmänner hervorgingen, und zu denen ein Ulrich von Hutten gehörte, durch welchen der Reformator auch mit der noch einmal in einer revolutionären Zuckung aufflammenden Romantik des alten Rittertums in Beziehung trat. So könnte man auch von einer romantischen Periode Luthers sprechen. Auch liegen bei diesen Freunden des letzteren genau solche sittliche Bedenken vor, wie man sie nicht ohne Grund gegen die Gesamtheit jener gesellschaftlichen Kreise Berlins geltend

gemacht hat. Für Luther wie für Schleiermacher war aber die Verbindung mit den Elementen der geistigen Revolution ihrer Zeit ein Durchgangspunkt zu einer Reformation, indem ihr Christentum den Sieg über die zerstörenden Elemente jener Kreise davon trug. Für beide war dieser Durchgangspunkt auf der anderen Seite eine höhere Notwendigkeit, um sie zu einer centralen Stellung ihrer ganzen Zeit gegenüber zu befähigen.

Der polemische Geist der Romantik, wie er namentlich durch Friedrich Schlegel vertreten wurde, konnte in Berlin kein passenderes Angriffsobjekt finden, als die bereits ins Greisenalter eingetretene philisterhafte Aufklärung. Alle Genialität, über die jene Romantik zu verfügen im stande war, der Lebensdrang einer von neuen Sonnen, namentlich der Göthe'schen, bestrahlten und von neuen Ideen erfüllten Jugend fand in diesem Kampfe reichliche Gelegenheit sich ungehemmt zu äußern. Mit beißendem Witze und geistreicher Ironie stürmte man die Burg der Berliner Aufklärung. Auch Schleiermacher beteiligte sich, und nicht als der ungeschickteste Fechter, an diesem Geisteskampfe. So wurde er angeregt, auch die Fittiche seines Genius zu entfalten, die ganze Schärfe seines Verstandes zu üben, die Unabhängigkeit seines Urteils von den Götzen und Autoritäten des Tages auszubilden. Der Kirche freilich konnte das alles erst frommen, wenn es nicht in den Dienst neuer Götzen, sondern in den des wahren Gottes gestellt wurde.

Schleiermachers Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern, die er als sein erstes größeres Werk 1799 der Oeffentlichkeit übergab,[25]) erfüllten aber in der That die Aufgabe in einer für unser ganzes Geistesleben maßgebenden Weise, einen Weg von den romantischen Idealen aus zur Erneuerung des christlichen und kirchlichen Lebens zu bahnen. So machte sich auch Schleiermacher selbst damit von der bisherigen Romantik frei. Ihm war es jetzt zur lebendigsten Gewißheit geworden, daß weder die alte, noch die neue Bildung das Höchste leiste, sondern daß uns ein göttliches Ideal, das weit über beide hinausragt, leiten müsse. Diese Erfahrung trägt seine Schrift in die Kreise der Gebildeten in einer ihnen verständlichen Sprache, mit den Waffen, die ihm jener Bildungsstreit selbst in die Hand gegeben, mitten hinein. Daher führen die Reden ein zweischneidiges Schwert, indem sie sich sowohl gegen die alte Bildung des aufgeklärten Rationalismus, wie gegen den neuen Geist eines nur weltlichen Idealismus richten. Für Gebildete bestimmt, tragen sie ein philosophisches Gewand, wollen aber keineswegs eine neue Philosophie empfehlen, sondern die Religion, welche alle menschliche Weisheit überstrahlt. In begeisterter Rede mit einem, wie man mit Recht gesagt hat, reformatorischen Feuer sucht jenes Werk den Wert und das Wesen der Religion zu offenbaren. Ihrem Wert nach wird sie als das köstlichste Kleinod des menschlichen Geisteslebens gepriesen; sie entspreche einem unaustilgbaren, anerschaffenem Bedürfnisse der menschlichen Natur, ohne dessen Befriedigung dem Menschen die innere Harmonie seines Wesens, der Glaube an die Erreichung seines höchsten Zieles und die Zuversicht zu seinem ganzen, doch nur in der Ewigkeit und göttlichen Wahrheit vor der Vernichtung gesicherten Dasein fehle. Ihrem Wesen nach soll die Religion weder ein inhaltsleeres Begriffs-System, noch ein Produkt willkür-

licher Einbildungen, sondern eine heilige, von dem Menschen innerlich zu fühlende und zu erfahrende Wirklichkeit sein. Sie sei die thatsächliche Verbindung der Seele mit einem lebendigen Gott, das im Menschen entzündete göttliche Leben selbst, oder das menschliche Leben in die Sphäre des Göttlichen erhoben und eingetaucht. Das sind die packenden, mit großer rednerischer Gewalt und der Wärme sittlicher Ueberzeugung vorgetragenen Grundgedanken jener Reden, welche damals so mächtig in die Gemüter einschlugen. Die mehr historischen Teile des Buches, in welchen gezeigt wird, daß die Religion sich stets in bestimmten Religionen darstelle, unter denen die christliche die unbestritten höchste und vollkommenste sei, wobei auch die Gottheit Christi, ihres Stifters, anerkannt wird, haben aus verschiedenen Gründen nicht ganz denselben Eindruck hinterlassen, als jene ideale Auffassung der Religion an sich.

Ganz besonders lag es Schleiermacher aber noch am Herzen, nachzuweisen, daß sich dieses religiöse Leben, obschon es innerlich und persönlich entstehe, doch äußern und kräftig hervorbrechen, also auch Gemeinschaft stiftend sein müsse. Hierdurch bildet sich ihm die Kirche. Aus dem Wesen der Religion folgert er dann aber auch, daß sich die Kirche als die höchste, als die in die Ewigkeit hineinreichende und aus der unmittelbaren Verbindung des Menschen mit Gott stammende Gemeinschaft, von allen menschlichen Verbindungen, die anderen Zwecken dienen, unterscheidet. Und so hoch er den Staat als menschliches Kunstwerk stellt, auch derselbe steht ihm, da er darin immer nur ein vergängliches und irdisches Gebilde erblickt, der Kirche nicht gleich. Die Forderung, die Aufgaben der Kirche von denen des Staates scharf zu unterscheiden, ergiebt sich hieraus mit Notwendigkeit. Und ein schneidenderer Protest als die Reden gegen die herrschende Vermischung von Staat und Kirche aussprechen, läßt sich kaum vorstellen. Uns sind diese Gedanken geläufig geworden. Damals waren sie in Berlin fast unerhört. Denn der Rationalismus konnte wohl von einer dem Staatszwange sich entziehenden Privatreligion, nicht aber von einer selbständigen Kirche sprechen. Geben ja nun auch die Reden zu, wie das Schleiermacher später noch klarer eingesehen hat, daß die Kirche in ihrer wirklichen Erscheinung vom Staate nicht äußerlich gelöst werden könne und solle, sondern sich in und mit ihm erbauen müsse, so war doch das Ideal kirchlicher Selbständigkeit, weil unzertrennlich von der Würde und Bedeutung des religiösen Lebens überhaupt, so energisch und eindrucksvoll ausgesprochen, daß es sich in den Gemütern eine dauernde Stätte erobern mußte.

Ragt im Verhältnis von Staat und Kirche der Gedanke der Trennung in den Reden hervor, so tritt dafür eine andere positive Beziehung der Religion auf das Leben ein, wodurch die persönliche Innerlichkeit und die ideale Anschauung der letzteren praktisch ergänzt, ja auch erst eine Vergleichung von Staat und Kirche auf dem Gebiete der Wirklichkeit ermöglicht wird, eine Beziehung die dem damaligen Geschlecht nicht weniger fern lag, als die Idee einer unpolitischen Kirche. Wir meinen die Beziehung der Religion auf das Volkstum, auf das nationale Bewußtsein. Die Herrschaft der Glaubenslosigkeit in Deutschland erschien Schleiermacher als ein Abfall unseres Volkes von seinem eigenen

Wesen. Von der religiösen Bestimmung des deutschen Volkes tief durchdrungen, konnte er sich daher die erhoffte religiöse Wiedergeburt nur mit der Abwendung von den verführerischen Einflüssen des Auslandes verbunden denken. Obgleich, ja vielleicht gerade weil die Form eine ganz andere, weht uns in der Art, wie er in jener Schrift Deutschland zu einer Freistatt wahrer Frömmigkeit berufen erklärt, etwas von dem Geiste des jugendlichen Luther an, als dieser, verbündet mit den Rittern und Poeten, seinen großen Aufruf an den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung ergehen ließ. Und auch der prophetische Zug, der aller national empfundenen Religion eigenet, offenbart sich in ähnlicher Weise wieder bei Schleiermacher, wie einst bei jenem Reformator. Das zeigte sich namentlich in der Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands und Preußens, in welcher Schleiermacher im Glauben an den religiösen Beruf des deutschen Volkes, aus dem einst die Reformation geboren, den Sturz des französischen Tyrannen und die Befreiung des Vaterlandes vorausschaute. In einem Nachtrage der zweiten Auflage der Reden, der im Jahre 1806 erschien, hat er diesem felsenfesten Glauben, der einst zum Schauen eines Wunders der Religion und des Christentums werden müsse, einen mächtigen Ausdruck verliehen. In vertrautem Gedankenaustausch beseelte ihn aber keine andere Gesinnung. „Niemals", schrieb er am Sylvester-Abend 1808 an seine Braut, „kann ich dahin kommen am Vaterlande zu verzweifeln; ich glaube zu fest daran, ich weiß es zu bestimmt, daß es ein auserwähltes Werkzeug und Volk Gottes ist. Es ist möglich, daß alle unsere Bemühungen vergeblich sind und daß vor der Hand harte und drückende Zeiten eintreten werden — aber das Vaterland wird gewiß herrlich daraus hervorgehen in Kurzem."[26]) Wie auf einer religiösen, so ruht ihm dieser Glaube auch auf einer sittlichen Grundlage, auf der Voraussetzung einer religiösen und sittlichen Wiedergeburt des Volksgeistes. Ein solcher prophetischer Geist konnte sich daher schon vor dem äußeren Sturz des Vaterlandes in Schleiermachers erster Offenbarung seines sittlichen Lebens-Ideales, in seinen Monologen, die als Neujahrsgabe zum Beginn des neuen Jahrhunderts erschienen, ankündigen. Nicht bloß „im Reich der Träume", wie damals Schiller, sieht er das Heil, sondern im Reiche des im Menschen vom Himmel stammenden Geistes und im inneren sittlichen Leben liegt ihm eine durch kein äußeres Schicksal zu überwindende Macht. Diese Geistesmacht spricht er aber dem Geschlecht der Gegenwart „das so schamlos als nie ein früheres gethan, sich brüstet", das „den Glauben kaum an eine bessere Zukunft ertragen kann", in schneidender Bußpredigt ab. Doch der Glaube an die Zukunft bleibt ihm lebendig. Sein Bekenner will Schleiermacher sein und bleiben, als „ein prophetischer Bürger einer späteren Welt".[27]) Und er weiß, er steht nicht allein, er ruft die Gesinnungsgenossen auf zum „Bündnis der Verschworenen für die bessere Zeit". Nach dem Falle Preußens trat dieses Bündnis ja in die Erscheinung. In ihm war Schleiermacher der hervorragendste Vertreter der evangelischen Kirche.

Die Zustände der letzteren sah er in demselben Verfall, wie die des ganzen religiös-sittlichen und politischen Lebens. Schon im Jahre 1804 trat er mit praktischen Vorschlägen für eine kirchliche Reform hervor, und zwar in der merkwürdigen Schrift: „Zwei unvor-

greifliche Gutachten in Sachen des protestantischen Kirchenwesens, zunächst in Beziehung auf den preußischen Staat". Wie tief ihn diese Sache innerlich bewegte, zeigt uns die Vorrede, mit der er das Buch einem Freunde widmet. Er glaubt Sturm läuten zu müssen, selbst wenn er nur ein Eremitenglöckchen anschlagen könne. Er rüstet sich darauf, daß die Wespen bei seinem Hervortreten über ihn herfallen werden. Gleichviel, welches der Erfolg sei, „es ist nur", sagt er, „der Schrei des Schmerzes, den ich ausstoße. Wozu ist die Luft? Wozu hat der Mensch eine Stimme und seine Brüder Ohren? Und wer hat mehr Recht zu rufen als der, dem das Herz brechen will!" „Schlimm genug steht es um unsere ganze Sache; Gott helfe uns bald!"[28]) Die kirchlichen Zustände Preußens wiesen zunächst keine Besserung auf. Als daher Schleiermacher im Jahre 1808, nachdem die ganze Kirchenverwaltung in Preußen rein weltlichen Behörden übergeben worden war, dem Könige einen Entwurf für eine neue Verfassung der Kirche einreichte, mußte er wiederum klagen: „daß unser Kirchenwesen in einem tiefen Verfall ist, kann niemand leugnen; der lebendige Anteil an den öffentlichen Gottesverehrungen und den heiligen Gebräuchen ist fast ganz verschwunden; der Einfluß religiöser Gesinnungen auf die Sitten und auf deren Beurteilung kaum noch wahrzunehmen; das lebendige Verhältnis zwischen den Predigern und ihren Gemeinden so gut als aufgelöst, die Kirchenzucht und Disciplin völlig untergegangen, der gesamte geistliche Stand in Absicht auf seine Würde in einem fortwährenden Sinken begriffen, in Absicht auf seinen eigentlichen Zweck von einer gefährlichen Lethargie befallen."[29])

Eine erfolgreiche Einwirkung auf die Behörden war in kirchlichen Angelegenheiten damals nicht möglich. Um so mehr hielt es Schleiermacher für seine Pflicht, von der Kanzel aus reformatorisch zu wirken. Sein Amt an der kleinen Krankenhausgemeinde hatte er mit frischer Zuversicht und Freudigkeit zum geistlichen Berufe angetreten.[30]) Gern benutzte er aber auch jede sich darbietende Gelegenheit, in anderen Kirchen Berlins zu predigen. Einen Teil dieser Predigten, denen er einige aus der Landsberger Zeit hinzufügte, gab er im Jahre 1801 in einer Ueberarbeitung für den Druck heraus. Sie schlagen den den Berlinern bekannten moralischen Ton an, wollen aber auf Grund einer klaren, zielbewußten ethischen Lebensanschauung, wie solche seiner eigenen Bildung entsprach, den Gemeinden den Weg zum Eingang in das Heiligtum der christlichen Wahrheit bahnen. So gipfeln diese 12 Predigten sehr bezeichnend in der Predigt über Ps. 26, 8, welche den „Wert des öffentlichen Gottesdienstes" ins Licht stellen will. Im allgemeinen knüpfen sie an die in den Hörern noch vorhandenen christlichen Elemente an, sie suchen dieselben zu sammeln und liebevoll zu pflegen. Ist ihr religiöser Ton ein sehr gehaltener, so daß der Redner die tieferen Klänge christlicher Heilslehre nur gleichsam leise ertönen läßt, so bewundern wir darin Schleiermachers hohe pädagogische Begabung. Hat man ihn doch neuerdings gewiß mit Recht einen pädagogischen Genius genannt.[31]) Die lange Reihe der uns von ihm überlieferten Predigten zeigen auch das seltene Schauspiel eines stetig und stufenmäßig fortschreitenden religiösen Wachstums, wie in der Gemeinde, so in der ihr

dargereichten Lehre. Wie wenig Schleiermacher aber den Berlinern damals bieten durfte, ist aus dem Schluß der erwähnten Predigt zu ersehen. Denn indem er sich nicht verhehlt, daß wohl die meisten des Gottesdienstes entraten zu können meinen, spricht er die Erwartung aus, daß eine Gottesverehrung, wie er sie empfohlen, die einem inneren Herzens-Bedürfnis entspreche, in Zukunft vielleicht noch weniger Teilnahme finden werde, als bisher. Im Namen der dann noch fest bleibenden kleinen Schar darf er aber bekennen, „wir wollen hier Gott ehren und uns in der Nachfolge des Erlösers befestigen; er wird auch ferner mitten unter uns sein, wie wenige auch in seinem Namen versammelt sein mögen".

Er war sich dessen bewußt, daß er nur schwache Speise reichte. In einem Briefe an seine fromme Schwester Charlotte, der er die Predigtsammlung geschickt hatte, sprach er sich darüber aus. Indem er sich bei ihr erkundigte, wie die Predigten ihr gefielen, bat er sie zu bedenken, „daß sie eben für die Welt gemacht sind". „Ich habe aber", setzte er hinzu, „andere auf dem Herzen, die mehr nach deinem und auch nach meinem Geschmack sein werden".[32]) In dem Vorwort zu diesen Predigten hat er sich auch über den Standpunkt, den er in ihnen einnahm, offen ausgesprochen. Sie sollen keine Missionspredigten, die sich an ganz Ungläubige wenden, sein, sondern wollen sich an eine noch vorhandene christliche Gemeinde richten. Und wenn es auch nicht so scheine, meint er, als gebe es noch eine solche Gemeinde, so müsse man doch ihr Dasein voraussetzen, um sie wieder sichtbar werden zu lassen. Der kirchliche Sinn Schleiermachers, der Glaube an die wahre Kirche in der Masse des Scheinchristentums spricht sich darin aufs stärkste aus. Zu einem Methodismus, der aus der Verachtung der Kirche geboren wird, vermag er sich nicht zu bekennen und ebensowenig fühlt er sich zu einem Sekten- oder Religionsstifter befähigt. Man erkennt in seinem ganzen kirchlichen Auftreten auch den beschaulichen und prüfenden Zug seines Charakters, dem ein rasches Zufahren nach Außen widerstrebte und ein energisch-organisierendes Virtuosentum versagt war. Auf solche Eigenart oder Schranke seines Wesens hat er uns in seinen Monologen selbst freimütig hingewiesen. Durch sie war er andererseits freilich zu der wissenschaftlichen Reform der Theologie befähigt, die ihm als eine hervorragende Aufgabe zufiel.[33])

Die Gemeinde der Zukunft liegt in der Jugend. Durch seine Reden wie durch seine Monologen, namentlich aber durch die ersteren, erzielte Schleiermacher eine verheißungsvolle religiöse Erweckung der gebildeten Jugend, besonders des jüngeren Theologengeschlechtes. Zahlreiche der begabtesten Vertreter des letzteren haben uns oft noch nach vielen Jahren die durchschlagende Wirkung dieser Schrift, den zündenden, ja ihr ganzes inneres Leben umwandelnden Eindruck, den sie von ihr empfingen, beschrieben. Wir erinnern hier nur an Claus Harms, Friedrich Lücke, den Missionar Grafen Zaremba, an die jüngeren Universitäts-Kollegen Schleiermachers: August Neander, den Ober-Hofprediger Friedrich Strauß, und Philipp Marheineke. Einen nachhaltigen Eindruck machte das Werk auch auf den empfänglichen Teil der Romantiker, namentlich auf Novalis, der durch sie zu seinen tief-

empfundenen religiösen Dichtungen angeregt wurde, wie auch auf Schelling, dessen spätere Philosophie dadurch wesentlich beeinflußt worden ist.

Die Häupter der klassischen Bildung verhielten sich indessen zu diesem neu erweckten religiösen Geiste ablehnend. Und ein Schiller hat seine Abneigung deutlich ausgesprochen. Auch Jakobi und Fichte konnten sich mit den Reden über die Religion nicht befreunden. Man hat mit Recht gesagt, „die Philosophie forderte, unsere klassische Poesie träumte eine bessere Welt“. Wie so oft, war auch damals vielen der schöne Traum lieber als die Wirklichkeit, das ideale Gesetz wichtiger als seine Erfüllung. Beides aber offenbart und bietet gerade die Religion. Daß Nicolai in seiner Allgemeinen deutschen Bibliothek (im Jahrgang 1800) die Reden mit Unwillen besprach, ist nicht auffällig. Indessen selbst der älteren theologischen Generation der kirchlichen Rationalisten war der Standpunkt Schleiermachers nicht verständlich. Auch sie empfanden mehr das Unfertige und Unreife der neuen Ideen, als den darin enthaltenen Keim des erwachten religiösen Lebens. Zwischen Schleiermacher und seinem väterlichen Freunde Sack, in dessen Familie er ein gern gesehener Hausfreund war, entstand sogar durch seine Reden, wie auch durch seinen Verkehr mit den romantischen Kreisen eine, wenn auch vorübergehende, Spannung.

Sack suchte trotzdem in anzuerkennender Weise Schleiermacher innerlich und äußerlich weiter zu fördern. Und so veranlaßte er letzteren im Jahre 1802 eine Hofprediger-Stelle in Stolpe anzunehmen, von wo Schleiermacher dann im Jahre 1804 als Professor und Universitätsprediger nach Halle berufen wurde. Hier konnte er am 3. August 1806 die Eröffnung des neuen akademischen Gottesdienstes mit dem Bekenntnis beginnen: „Ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben.“ Das war der Text seiner dortigen ersten Predigt, der an 700 Studierende beiwohnten. Durch die Schlacht bei Jena, die Besetzung Halles durch die Franzosen, die Einverleibung dieser Stadt in das Königreich Westphalen wurde seiner verheißungsvollen Thätigkeit ein Ziel gesetzt. Doch so lange noch nicht das Kirchengebet für den König von Westphalen angeordnet worden war, konnte er schon auf den Hallenser Kanzeln seinen religiös-nationalen Prophetenberuf, zu dem er sich vorbereitet hatte, als Lehrer der christlichen Gemeinde auszuüben beginnen. In seiner zweiten, im Jahre 1808 erschienenen Predigtsammlung sind diese herrlichen Offenbarungen eines christlichen Patriotismus niedergelegt. Berühmt ist besonders die am Neujahrstage 1807 über Mathäus 10, 28 gehaltene Predigt, an welcher sich der Freiherr vom Stein wieder aufrichtete, als er vom Könige in höchster Ungnade entlassen worden war.[34]) In den letzten Tagen des Jahres 1807 siedelte Schleiermacher nach Berlin über, um sich hier im preußischen Lande eine neue Wirksamkeit zu schaffen.

Nach der Schlacht bei Jena rückten die ersten Franzosen am 24. Oktober in Berlin ein. Drei Tage darauf (am 27. Oktober) hielt Napoleon, von den Vertretern der städtischen Behörden und von vornehmen Bürgern demütig am Brandenburger-Thor empfangen, seinen glänzenden Einzug in Preußens Hauptstadt. Die Glocken läuteten, die Geschütze donnerten, selbst Jubelrufe ließen sich auf der Straße vernehmen, als der französische Sieger einritt,

um einen vollen Monat hier zu verweilen. Daß sich bei jener Katastrophe weder die Militär- und Civilbehörden, noch die Mehrzahl der das Wort führenden Berliner mit Ruhm bedeckt haben, ist eine leider unbestreitbare Thatsache. Die würdigste Haltung nahmen noch ältere Vertreter der evangelischen Geistlichkeit Berlins ein. Unter den damals erschienenen zahlreichen Schriften, welche sich auf die politische Situation bezogen, war die Sacks „Ein Wort der Ermunterung an meine Mitbürger" die gediegenste und gehaltvollste. Dem greisen Oberkonsistorialrat Erman hat das spätere Berlin seine ritterliche Verteidigung der Ehre und Tugend der Königin Luise gegen Napoleons Verleumdungen nicht vergessen. Als nämlich Napoleon in seiner Gegenwart bei einer Vorstellung der Behörden sich beleidigende Äußerungen dieser Art über die Königin erlaubt hatte, war ihm von Erman kurz erwidert worden: „Sire, ce n'est pas vrais!" (Sire, das ist nicht wahr.) Über dieses kühne Wort war der Kaiser so betroffen, daß er schwieg, auch seitdem Erman stets mit großer Achtung behandelte. Zum Kommandanten von Berlin ernannte Napoleon den General Hulin.[35]) Die Stadt wurde zwar verhältnismäßig milde behandelt, doch gerade die Dreifaltigkeits-Kirche sollte den Übermut des Siegers fühlen. Der neue Kommandant erteilte sofort den Befehl, sie zu einer französischen Kaserne umzuwandeln. Zu diesem Zwecke sollten die Kirchenstühle hinausgeschafft und Lagerstätten im Schiff der Kirche eingerichtet werden. Die Pastoren Thiele, Hecker und Herzberg baten in einem Schreiben vom 4. November das Ober-Kuratorium um Abwendung des drohenden Unheils. Sie machten namentlich die große Feuersgefahr geltend, die nicht nur der Kirche, sondern auch den nahegelegnen Häusern und so der ganzen Stadtgegend durch die Einquartierung der Franzosen in ersterer drohe. Leider vermochte das Kuratorium nichts auszurichten. Die Kirche wurde vielmehr mit dem aus Überläufern der preußischen Armee gebildeten Isenburgischen Regimente belegt, welches in ihr arg genug hauste. In kurzer Zeit verwüsteten die Soldaten den ganzen unteren Raum der Kirche, namentlich aber ließen sie ihren Mutwillen an der Orgel aus, indem sie alle Pfeifen herausnahmen. Nur durch unermüdliche Sorgfalt gelang es dem Kirchenvorsteher Minck und dem Kirchendiener Ebert die schöne Orgel vor gänzlicher Zerstörung zu behüten, sowie auch die die Kirche bedrohende Feuersgefahr abzuwenden. Eine Beschwerde über diesen in der Kirche getriebenen Unfug, welche der Minister von Massow beim General Hulin anbrachte, woran er zugleich die Bitte um Schutz der Berliner Kirchen überhaupt knüpfte, kam den Bemühungen jener wackeren Kirchenbeamten jedenfalls zu Hülfe.

Besonders hart wurde von der Not der Zeit der reformierte Pastor Thiele, der Nachfolger Rellstabs an der Dreifaltigkeits-Kirche, betroffen. Derselbe war als ein älterer verdienter Geistlicher im Jahre 1786 von Züllichau, wo er das Amt eines Schloßpredigers bekleidete, auf Sacks und des Kirchenrats Lipten Empfehlung vom Kirchendirektorium an diese Kirche berufen. Bei Gelegenheit seiner Einführung erfahren wir, daß damals die Sitte herrschte, daß die reformierten Geistlichen sich gleichsam selbst durch eine schriftliche Anrede an die Gemeinde introducierten. Aus dem vom Hofprediger Konrad an den

König erstatteten Bericht lassen sich auch die Grundgedanken der Antrittspredigt Thieles über Johannes 17, 3 erkennen. Sie legen Zeugnis ab von dem ernsten christlichen Sinn desselben. Ihn traf nun das Unglück mit dem weitaus größten Teile seines Gehaltes, d. h. mit über 500 Thalern, an Königliche Kassen gewiesen zu sein. Diese aber stellten nach der französischen Okkupation ihre Zahlungen ein, so daß er als ein Greis von über siebzig Jahren fast brotlos wurde. Wie aus den wehmütigen und rührenden Klagen, welche seine Wittwe den geistlichen Behörden vortrug, und welche der Superintendent vollauf bestätigte, hervorgeht, erkrankte Thiele aus Gram und Kummer über das erlebte Unglück und die sein Alter bedrückenden Nahrungssorgen, so daß diese Krankheit die Ursache seines im Jahre 1808 erfolgten Todes wurde. Der ganz mittellos zurückbleibenden Wittwe schuldete die Staatskasse nicht weniger als 1384 Thaler, ohne im stande zu sein, ihren Verpflichtungen fürs erste nachzukommen. Diese uns aktenmäßig überlieferten Nachrichten gewähren uns ein deutliches Bild, wie sich auch in diesem Falle die Verknüpfung der Wohlfahrt der einzelnen mit der des gesamten Vaterlandes geltend machte.[36])

Fünftes Kapitel.

Die Geschichte der Dreifaltigkeits-Kirche vom Jahre 1809 bis 1840, Schleiermacher und Marheineke als Geistliche an derselben. Kirchliche Verfassungsfragen. Union und Agende. Jubiläum der Dreifaltigkeits-Kirche und der Reformation in Berlin.

Daß sich nach dem Zusammenbruch des alten preußischen Staates das Interesse der Staatsmänner und Patrioten zunächst auf eine Erneuerung des Staatswesens, auf politische Reformen, wie auf Gründung einer neuen Armee koncentrierte, läßt sich verstehen. Von den Kirchenhistorikern ist es aber stets beklagt worden, daß sich damit eine gänzliche Beseitigung der bisherigen, seit zwei Jahrhunderten bestehenden Repräsentation der Kirche, welche durch wenigstens teilweise geistliche Behörden ausgeübt wurde, verknüpfte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß damals in den leitenden Kreisen Preußens, ja auch im Volke selbst, das rationalistische Staatskirchentum in seiner die Selbständigkeit der Kirche vollständig ignorierenden und namentlich die Geistlichen rein als Staatsdiener betrachtenden Gestalt als der gesetzliche Zustand angesehen wurde. Man wollte freilich in dieser negativen Konsequenz jener Anschauung nicht überall das letzte Wort gesprochen haben. Namentlich hat ja der König Friedrich Wilhelm III. stets ein persönliches Interesse an den Angelegenheiten der Kirche und ihrer Förderung gezeigt. Doch haben weder die Epigonen der älteren Aufklärung und des in das neunzehnte Jahrhundert herübergenommenen Rationalismus, noch die so einflußreichen Vertreter der dichterisch-klassischen und philosophischen

Bildung das Volk auf die Notwendigkeit einer neu zu gestaltenden evangelischen Kirche hingewiesen. Die führenden Philosophen lassen keineswegs christliche und religiöse Elemente in ihren praktischen Idealbildern gänzlich vermissen. Es wäre besonders ein Unrecht, in Fichtes im Winter 1807—1808 in Berlin gehaltenen, patriotisch zündenden Reden an die deutsche Nation einen christlichen Geist zu verkennen. Aber die Philosophie suchte im Grunde doch nur nach einem idealen Staate; und selbst bei Fichte tritt weder das geschichtliche Recht der Kirche noch das Ideal einer religiösen Gemeinschaft, wie es Schleiermacher in seinen Reden über die Religion aufgestellt hatte, zu Tage. Und dem konsequentesten Vertreter aller idealistischen Philosophie, Hegel, ist der Staat für das menschliche Leben geradezu alles in allem. Erst aus solchen Einflüssen erklärt es sich, daß sich jener, die sichtbare Kirche fast vernichtende, gesetzgeberische Akt in Preußen so leicht und einfach vollziehen konnte. Aber auch die Schwierigkeiten, die sich späterhin einer positiven Gestaltung des Kirchenwesens entgegen türmten, hängen noch mit diesen mächtigen Strömungen zusammen. In demselben Jahre nun, in welchem den bürgerlichen Gemeinden Preußens durch die neue Städteordnung ein frisches Leben eingehaucht wurde, ist allen selbständigen kirchlichen Organen das noch flackernde Lebenslicht ausgelöscht worden. So wurden alle Konsistorien, wie auch das lutherische Oberkonsistorium, das reformierte Kirchendirektorium und die übrigen kirchlichen Behörden Berlins aufgelöst. Die kirchliche Centralleitung kam an eine Sektion des Ministeriums des Innern, die Geschäfte der Konsistorien gingen auf eine geistliche- und Schuldeputation der Provinzialregierungen über. Vergeblich protestierten die geistlichen Centralbehörden in Berlin: das reformierte Kirchendirektorium, das französische Oberkonsistorium, das Dom-Kirchenkollegium und das lutherische Oberkonsistorium, welches am kräftigsten und entschiedensten sich aussprach.[1]) Das Ober-Kuratorium der Dreifaltigkeits-Kirche konnte sich diesen Protesten nicht mehr anschließen, da es thatsächlich bereits eingegangen war.

Im Jahre 1807 nach dem Frieden von Tilsit erhielt nämlich der Minister von Massow aus Sparsamkeitsgründen seine Entlassung, der zufolge er auch sein Amt als Kurator der Dreifaltigkeits-Kirche niederlegte. Da ein neuer Kultusminister überhaupt nicht wieder ernannt wurde, so blieb damit auch die Stelle eines lutherischen Kurators jener Kirche unbesetzt. Noch war indessen als reformierter Kurator Präsident von Irwing, der seit 1796 die Dreifaltigkeits-Kirche beraten hatte, in Funktion. Er starb im Jahre 1808; und wenn auch für ihn noch als letztes reformiertes Mitglied des Kuratoriums der Kammergerichtsrat Graf Carmer eintrat, so verließ dieser doch noch in demselben Jahre Berlin auf Urlaub, ohne wieder zurückzukehren. Zwar übernahm der Konsistorialpräsident von Scheve vertretungsweise die Kuratorialgeschäfte, doch das Kuratorium selbst war schon nicht mehr vorhanden, und auch diese Vertretung erlosch, als das Konsistorium am 31. Juli 1809 geschlossen wurde.[2])

Eine gesetzliche Neuordnung der Verfassung der Dreifaltigkeits-Kirche konnte indessen nicht umgangen werden. Sie geschah durch eine königliche Kabinetsordre vom 28. Septem-

ber 1809, durch welche die Pastoren angewiesen wurden, sich in geistlichen Angelegenheiten den Superintendenten Küster und Stosch unterzuordnen. An die Stelle des aufgehobenen Ober-Kuratoriums wurde aber die Errichtung eines Kirchenkollegiums angeordnet, welches aus den Predigern und einigen weltlichen Vorstehern, die auf Vorschlag des Kirchen-Ministeriums von dem Könige zu ernennen seien, bestehen sollte. Unter dem wechselnden Vorsitz der Geistlichen ward ihm die Besorgung aller äußeren Angelegenheiten der Kirche übertragen, als seine vorgesetzte Instanz hatte dasselbe die geistliche Deputation der kurmärkischen Regierung zu betrachten. Mit dieser Ordnung wollte sich nun Hecker doch nicht zufrieden geben. Er remonstrierte dagegen in einem Schreiben an den König, in welchem er sich zwar in Übereinstimmung mit seinem reformierten Amtsbruder Schleiermacher der Aufhebung des Ober-Kuratoriums und der Unterordnung unter die Regierung unterwirft; aber es erscheint ihm wie eine Herabsetzung, daß er sich unter einen Superintendenten stellen solle. Der lutherische Superintendent Küster selbst bat den König, die alte Ausnahmestellung der Dreifaltigkeits-Kirche doch bestehen zu lassen. Beide Gesuche waren vergeblich. Der König erklärte Hecker, daß er von der allgemeinen Ordnung keine Ausnahme machen könne, wobei er sich aber bemühte, letzterem jeden Gedanken an eine persönliche Kränkung oder Herabsetzung zu benehmen. Auf eine Anfrage Küsters wurden diesem durch ein königliches Reskript auch die Parochialschulen der Dreifaltigkeits-Kirche und die Realschule untergeben. Mithin blieb letztere noch in ihrer bisherigen Abhängigkeit von der Kirche, wogegen das Gymnasium und das Seminar bereits ihren kirchlichen Charakter verloren hatten.

Die Durchführung dieser neuen Kirchen-Verfassung ließ indessen auf sich warten, da es den Pastoren Schwierigkeit bereitete, geeignete Mitglieder für das Kirchenkollegium ausfindig zu machen. Denn mit dem Tode des verdienten Minck war auch der alte Kirchenvorstand damals erloschen. Wie ernst es der König jedoch mit der Einführung einer Gemeinde-Repräsentation meinte, wird daraus ersichtlich, daß er durch eine Ordre aus Potsdam vom 14. Juni 1810 auf endliche Einsetzung des Kirchenkollegiums drang. Erst am 28. Dezember 1810 konnten die Pastoren die Konstituierung des letzteren allerhöchsten Orts anzeigen. Es setzte sich aus den Geistlichen Hecker, Schleiermacher, Herzberg, Pischon und vier weltlichen Mitgliedern zusammen. Dieses Kirchenkollegium bestand, obgleich seit 1860 mit einem Gemeinde-Kirchenrat zusammenwirkend, bis zur Einführung der jetzigen Kirchen-Verfassung in die Gemeinde im Januar 1874. So bescheiden uns jene Laien-Repräsentation jetzt erscheinen mag, sie erregte doch damals den Neid vieler Berliner Gemeinden. Und es entstand in denselben der Wunsch, daß ihnen eine gleiche Verfassung gegeben werden möchte, was Hecker zur Kenntnis des Königs brachte. Letzterer lehnte aber ein Eingehen darauf ab, da, wie er antwortete, „die übrigen Kirchen Berlins mit der Dreifaltigkeits-Kirche nicht in gleichem Verhältnis“ ständen. Sie seien städtischen Patronats, und da sei die Städte-Ordnung maßgebend. Zu seinen Mitgliedern zählte jenes Kirchenkollegium im Laufe der Zeit bekannte und hochgestellte Staatsbeamten, Juristen und Vertreter der Industrie.[3]) Alle Mitglieder dieser Gemeindevertretung aber haben sich

um die gedeihliche Entwicklung der äußeren Verhältnisse unserer Kirche die größten Verdienste erworben. —

Wir erwähnten bereits Schleiermacher neben Hecker als den Nachfolger Thieles an der letzteren. Im Jahre 1808 hatte ihn der König durch ein direktes Handbillet dazu ernannt.[4]) Sein Amt aber konnte er aus Rücksicht auf das der Wittwe seines Vorgängers zustehende Gnadenjahr erst am 11. Juni 1809 antreten. Bald erhielt er daneben eine theologische Professur an der in Berlin neu gegründeten Universität und wurde Mitglied und 1815 Sekretär der Akademie der Wissenschaften. Von 1809 bis 1815 arbeitete er zugleich als Rat in der Sektion des öffentlichen Unterrichts im Ministerium des Innern. So erblicken wir denselben jetzt auf der Höhe seiner großartigen, welt- und kirchengeschichtlich bedeutsamen Wirksamkeit. Seine Vielseitigkeit hat von jeher die allgemeine Bewunderung auf sich gezogen. Doch hat er es mehrfach ausgesprochen, daß ihm im geistlichen Amte doch Kern und Stern all' seines Wirkens liege. So wurde nun durch ihn die Kanzel der Dreifaltigkeits-Kirche die erste im evangelischen Deutschland; und sein ihm von Gott verliehener Beruf als Prediger des Evangeliums kam hier zur vollendetsten Darstellung. Ein Biograph hat von ihm gesagt: „Die höchsten Wirkungen seines Genies waren von der Kanzel. Nach allen Schilderungen waren sie mit nichts zu vergleichen, was man seit der Generation Luthers an Einwirkungen von der Kanzel aus in Deutschland erlebt hat."[5]) Das gilt namentlich von seiner Wirksamkeit auf unserer Kanzel. Wir wissen, mit welchen Voraussetzungen er sie betrat, und was er der Gemeinde vor allen Dingen ans Herz legen wollte. Immer klarer trat jetzt aber auch der religiöse Mittelpunkt hervor, von dem aus er das ganze sittliche Leben des evangelischen Christen, und zwar nicht bloß das des einzelnen, sondern auch ganz besonders das des evangelischen Volkes in seinen verschiedensten Berufs- und Gesellschaftskreisen, in der evangelischen Familie, wie in der kirchlichen Glaubensgemeinschaft, zu beleuchten suchte. Die Person des Erlösers, wie er den Herrn vorzugsweise zu nennen pflegt, geht in seinen Predigten immer klarer als die Sonne auf, von der alles Licht und alle Wärme in unser Leben einströmen muß, und vor deren erhabenem Glanze alle selbständige menschliche Herrlichkeit in Wissen und Können erbleicht, wie die Sterne am hellen Tage. Im Dienste dieser Verkündigung feierte auch seine Rednergabe ihre höchsten Triumphe. Man hat sich wohl nicht selten verwundert darüber ausgesprochen, daß seine Rede einen so mächtigen Eindruck machte, da sie doch im Grunde jedes rhetorischen Schmuckes entbehrt habe. Selten führt er Liederverse oder Sprichwörter an, und äußerst sparsam war er in der Anwendung von Bildern. Aber gerade die großartige Einfachheit der Form trug zur Wirkung seiner Predigt wesentlich bei. Schleiermacher war, wie er selbst wußte, kein Dichter, sondern ein Denker. Solche Produkte der Phantasie hätte er nur wie ein fremdes Eigentum verwenden können. Wie jedoch dem Dichter das Lied als ein Quell aus verborgenen Tiefen entströmt, so unmittelbar rauschten auch seine großartigen Gedankenbildungen wie ein lebendiges Wasser aus der Tiefe seiner felsenfest begründeten und innerlich zur Gesinnung geläuterten religiösen Erkenntnis hervor. Und

so umfassend und manichfaltig sich die Gedankengänge von ihrem Grunde aus in seiner Rede im mächtigen, doch immer durchsichtigen Periodenbau entwickelten, selbst einfache Leute, auf welche das Bild sonst eine größere Wirkung zu üben pflegt, als der Gedanke, wurden von der Kraft seiner Lehre ergriffen. Denn man vermochte bei einiger Empfänglichkeit in seinen Predigten den in sittlich schöpferischer Thätigkeit zur Erscheinung kommenden denkenden Geist gleichsam unmittelbar zu empfinden. Und je mehr Schleiermacher in dem Fortschritt seiner geistlichen Praxis den Rest des Schulstaubes abschüttelte, desto mehr wurde auch seine Predigt der Ausdruck seines ganzen inneren Menschen. Denn das war die Voraussetzung seiner Welt- und Lebensanschauung, daß auch die höchste Erkenntnis auf einer sittlichen Basis ruhe, und daß im Gemüte des Menschen sowohl die Heimat der Religion zu suchen sei, als sich auch in ihm der Brennpunkt aller Strahlen menschlichen Geisteslebens überhaupt offenbare. Darum hat es seine Predigt so meisterhaft verstanden, den religiös-sittlichen Gesamtzustand der Gemeinschaft oder des Einzelnen zur Anschauung und zum Bewußtsein zu bringen.

Ruhig und natürlich floß seine gedankenreiche Rede im ganzen dahin. Allein es fehlte auch nicht an Momenten, die namentlich zum Schluß auftauchten, in denen die Empfindung der unmittelbaren Wahrheit des Bezeugten, ihn bis zu Thränen gerührt hat. Wir haben Berichte von Augenzeugen, die das nicht etwa nur auf die Zeit der letzten Lebensjahre Schleiermachers einschränken, in denen derselbe nach dem Verlust seines einzigen Sohnes besonders weich gestimmt gewesen sei, was seine rationalistischen Gegner gern als eine Ermattung seines Geistes auffassen möchten. „Mit Thränen in den Augen habe ich ihn lange vor dem Tode seines Sohnes", sagt sein Schüler, der bekannte Göttinger Theologe Friedrich Lücke, „die Kanzel verlassen sehen. Aber diese tiefste Aufregung seines religiösen Gefühls gab seiner Rede nur die volle Wärme der Ueberzeugung, nie hat sie ihn gehindert, klar und kräftig zu denken und zu reden." Und ein anderer namhafter Schüler, der spätere Professor Alexander Schweizer in Zürich, bekundet uns dazu gleichfalls aus eigener Erfahrung, daß Schleiermacher nicht „von Tod, Unsterblichkeit, Wiedersehen, Grab, Kummer und Leiden" gesprochen hätte, wenn er sich der Thränen nicht erwehren konnte: „sondern", so sagt derselbe, „wo er die Liebe Gottes und des Erlösers schilderte, die Höhe der christlichen Frömmigkeit, das Erhabene des Gottesreiches, da ergriff ihn am meisten jene Wehmut, die vielleicht ihm entstand aus dem Bewußtsein des traurigen Gegensatzes, die Viele zu jenem Herrlichen bilden".[6]) Einen ebenso tiefen Eindruck auf die Hörer machten nun auch die sittlichen Ermahnungen, in denen seine Predigten gipfelten. Denn nur dann hatte ihm ja die christliche Ueberzeugung Wahrheit und Wert, wenn sie das Leben durchdringt, wenn jeder bereit ist, das irdische Dasein zu ihrer Verteidigung daranzugeben. Vor allen Dingen aber sollte das, was die Predigt zu geben hatte, nicht bloß persönliches Eigentum des Geistlichen sein und bleiben. Er erklärt ausdrücklich in seiner praktischen Theologie: „Der Prediger ist auf der einen Seite Organ seiner Kirche, auf der anderen Repräsentant seiner Gemeinde; das liegt in seiner Stellung. Als Organ seiner Kirche darf er nicht im Wider-

spruch sein mit dem, was ihre Einheit konstituiert, als Repräsentant seiner Gemeinde muß er ausgehen von der gemeinsamen Anregung; und das beides ist sein Grenzpunkt, weiter aber auch nichts. Vermittelst des Einflusses seiner lebendigen Persönlichkeit soll er die gemeinsame Anregung leiten und ihr eine bestimmte Richtung geben." Innerhalb dieser Grenzen kann die religiöse Rede dann aber nach Schleiermacher alles in den Kreis ihrer christlichen Betrachtung ziehen; denn der Christ soll ja nach ihm mitten im praktischen Leben stehen.[7]) Auch die Berührung des politischen Gebietes auf der Kanzel hat er demnach nicht nur nicht verboten, sondern er hat dieselbe, wie wir schon wissen, unter allen Umständen als unerläßlich angesehen, weil sich ihm nämlich das Christentum ganz vorzüglich in der rechten Stellung zur bürgerlichen Obrigkeit und vaterländischen Gemeinschaft als echt und gesund zu bewähren habe. Zu einer politischen Predigt gehört nun freilich nicht bloß Mut, sondern auch Weisheit und demütige Liebe. Schleiermachers politische Predigten sind mit Recht in ihrer Art als Musterpredigten angesehen worden und stehen bis jetzt noch unübertroffen da. In der Zeit, als der politische Nebel der Karlsbader Beschlüsse vom Jahre 1819 und der sich daran knüpfenden Demagogen-Furcht- und Verfolgung über Deutschland gelagert hatte, und man namentlich die selbständigeren Professoren der deutschen Hochschulen beargwohnte, hatte denn freilich unsere Dreifaltigkeits-Kirche auch die zweifelhafte Ehre, Polizeispione unter den andächtigen Teilnehmern an ihren Gottesdiensten zu wissen, die regelmäßig berichten sollten, ob nicht etwa in Schleiermachers Predigten „demagogische Tendenzen zu Tage träten"[8]). Man konnte ihm jedoch nach dieser Seite hin nichts Unrechtes nachweisen. Und nicht sowohl weil er zu klug gewesen wäre, sondern weil sein auf der Kanzel vertretener ethisch erhabener Standpunkt sich mit innerer Notwendigkeit von dem Schmutz eines niederen Parteitreibens und dem gemeinen Klatsch des Tages abwendete.[9]) „Sauber und reinlich", sagt er im Vorwort zu der von ihm herausgegebenen Predigt bei der Feier der neuen Städte-Ordnung „wollen Feste begangen sein, aller Staub und Unrat werde vorher sorgfältig herausgethan aus dem Heiligtum.[10])" Und darin liegt überhaupt der sicherste Schutz gegen eine durch unwürdige Rücksichtnahme auf menschliche Autoritäten beeinflußte Haltung in der christlich-sittlichen Beleuchtung unserer Pflichten im öffentlichen Leben. In der Regel wählte Schleiermacher, der reformierten Sitte folgend, freie und zwar kurze Texte, aus denen er ein scharf begrenztes Thema herauszuziehen liebte, um einen wichtigen Grundgedanken durchzuführen. In Uebereinstimmung mit der Tradition des lutherischen Pietismus und der von Friedrich Wilhelm I. begünstigten Predigtweise schloß er sich meist an ein neutestamentliches Schriftwort an. Doch zog er an vaterländischen Fest-, Buß- und Bettagen in der Regel einen alttestamentlichen Text vor. Man hat trotzdem das Zurücktreten des Alten Testamentes bei ihm getadelt; und es ist in der That eine Eigenart seiner Predigt, die indessen auf seinem Standpunkte und für seine Berliner Wirksamkeit ihre Berechtigung hatte. Die Bedeutung auch einer mehr alttestamentlichen, die geschichtliche Vorbereitung des Evangeliums stärker hervorhebenden Predigtweise ist ja damit keineswegs in Frage gestellt. In den Nachmittags-, besonders in den Frühgottesdiensten, die noch um 7 Uhr stattfanden,

pflegte er ganze Bücher des Neuen Testamentes auszulegen. Erhalten sind uns aus guten Nachschriften seine berühmten Homilieen über das Evangelium Johannis, seine Auslegung des Evangeliums des Markus, der Apostelgeschichte, des Philipper- und Kolosser-Briefes.[11])

Die zunächstliegende große Lebensfrage, die Schleiermacher mit seiner Berliner Gemeinde ins Licht des Evangeliums zu stellen hatte, war die der Wiedergeburt des unglücklichen Vaterlandes. Mit voller Seele ging er hierauf ein, um durch mahnende und ermunternde Rede seinen Beitrag zu ihrer „glücklichen Lösung", zur „Regeneration", wie er an seinen Freund Brinkmann schrieb, zu liefern.[12]) Jedes wichtige politische Ereignis sehen wir von einer seiner Predigten beleuchtet. Doch auch die Zeit der bangen Erwartung der Zukunft als Christen zu benutzen, mahnt er die Gemeinde in einer merkwürdigen Predigt vom Jahre 1812 über das Thema: „Wie wir eine zwischen großen Ereignissen liegende Zeit auskaufen sollen." Nach den Worten des Apostels Petrus (1. Petr. 4, 8—10) fordert er da vom Christen anhaltendes Gebet, eifrige Bruderliebe, „treue Benutzung der Gaben, die jeder bekommen hat". Denn nur die, „welche auch im gewöhnlichen Lauf der Dinge des Evangelii würdig gewandelt und fest im Glauben und in der Liebe bestanden sind", können gewiß sein „in anderen Zeiten zu größerem emporzusteigen und auch zu dem Genuß einer höheren Seligkeit" zu gelangen. Eine Ergänzung hierzu bildet die Predigt aus demselben Jahre über das Thema: „wie sich in großen Wendepunkten die Würdigen beweisen" (nach Lucas 7, 24—34).[13]) Als er die Einführung der Städte-Ordnung feierte, hatte er „nicht blos die französische Partei und den starren Konservatismus derer, die jeder freien Entwicklung abhold waren, zu bekämpfen, sondern auch die Apathie eines philisterhaften Bürgertums und die Hartnäckigkeit bureaukratischer Gewohnheit".[14]) Indem Schleiermacher bei dieser Gelegenheit „Ueber das rechte Verhältnis des Christen zu seiner Obrigkeit" sprach, betonte er den alten „Wahlspruch", „daß die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist, und daß sie allein die Verheißung hat des zeitlichen und ewigen Lebens". So sei „auch sie vornehmlich der Boden, auf welchem echte Treue, wahrer Gehorsam und jede Bürgertugend vorzüglich oder wohl gar allein mit Sicherheit emporwachsen kann". Waren diese Predigten zwar in Berlin, doch noch nicht auf der Kanzel der Dreifaltigkeits-Kirche gehalten, so treten uns unter den von dieser aus entstandenen zuerst die beiden bedeutsam entgegen, welche dem Andenken der Königin Luise gewidmet wurden. Die erste Predigt über „die Verklärung des Christen in der Nähe des Todes", wurde aus eigenem Antrieb der Gemeinde, die andere über Jesaias 55, V. 8—9 bei der allgemeinen Gedächtnisfeier gehalten. Das der christlichen Gemeinde so teure Bild der Königin tritt uns aus beiden ergreifend entgegen. Der köstliche Nachlaß der Königin, so heißt es in der zweiten, seien „die schönen Hoffnungen besserer Zeiten". Das Bild ihrer inneren Schönheit aber habe sie namentlich unauslöschlich ihren königlichen Kindern eingepflanzt, so daß es dieselben „auf immer festhalten wird bei dem Guten und Schönen und sie bewahren vor allem, was der vollendeten Mutter unwürdig sein könnte". Und da jeder wahre Christ ein lebendiges Gotteswort genannt werden könne: so sei auf die Wirksamkeit der Königin der Aus-

spruch des Propheten anzuwenden: „Das Wort, das aus meinem Munde geht, soll nicht leer zu mir zurückkehren. Denn wie der Regen nicht wieder gen Himmel kehrt, sondern die Erde befeuchtet, so soll auch mein Wort nicht leer zurückkehren, sondern soll ihm gelingen, wozu ich es gesandt." So wird der Königin hohe Mission, deren Wert den späteren Geschlechtern unzweifelhaft geworden, im Lichte der Heiligen Schrift schon in jener Zeit der Saat auf Hoffnung erkannt und gefeiert.[15]) Eine hervorragende Beachtung beanspruchen selbstverständlich die Predigten aus dem Jahre 1813, dem Jahre der beginnenden Befreiung des Vaterlandes. Die Neujahrspredigt, die ja der Erhebung des Volkes noch voranging, ist uns nur aus dem Bericht eines bewundernden Zuhörers erhalten. Sie ist doch ein merkwürdiges Zeichen des weitausschauenden Standpunktes, den Schleiermacher einnahm. Wird in ihr: „Christus der König", verherrlicht, so wendet sie sich auch an die christlichen Herrscher Europas und fordert diese zur Unterwerfung unter den König der Könige auf. Mit einem Nachdruck, der sich allen Hörern mitgeteilt habe, so erzählt jener Zeuge, sei Schleiermacher dabei in einen alten Liedervers ausgebrochen, in den Vers:

„Ihr hohen Potentaten
Nehmt dieses Kindlein an,
Soll euch sein wohlgeraten
Und wollt ihr gehn die Bahn,
Die Euch hier herrlich zieret
Und dort zum Himmel führet." [16])

Als die Krone aller seiner politischen Predigten ist die am 28. März bei der feierlichen Verkündigung des Aufrufes des Königs „An mein Volk" und des Aufrufes zur Landwehr gehaltene bezeichnet worden. Zum Text nahm er damals Jerm. 17. V. 5—8 und 18. V. 7—10. Schleiermacher fragt hier zunächst nach dem Zweck einer gottesdienstlichen Feier jenes Ereignisses, und er findet die Antwort, daß der Christ sich dadurch mahnen lassen solle, mit demütig erhebenden Gedanken an Gott diesen heiligen Krieg zu beginnen. Das eigentliche Thema der Rede besteht aber in der Aufgabe, den großen Schritt von der Seite „unserer Würdigkeit vor Gott zu betrachten". Mit Ernst und Freimut schildert der Redner die Sünden des Volkes und der Regierungen, die uns in die bisherige Knechtschaft gestürzt hätten. Mit Jubel begrüßte er die große Verwandlung, welche plötzlich bei uns hereingebrochen. Jetzt endlich habe die Stunde der „Rückkehr zum freien Handeln" geschlagen; „nun haben wir wieder", so wird der Gemeinde verkündet, „einen eigenen Willen", nun kämpfen wir für unseren, für den dem Volke von Gott verliehenen Beruf. Für jeden Stand, für jedes Alter, jeden Berufszweig, für die in den Kampf Ziehenden, wie für die daheim Bleibenden hat er eine kurze und treffende patriotische Mahnung, auch ein gutes Wort in bezug auf den kriegerischen Ehrgeiz, welcher die brüderliche Gemeinschaft nicht stören oder verleugnen dürfe. Und „wenn öffentliche Auszeichnungen", so fügt er hinzu, „sich allerdings an einen Erfolg halten müssen, so möge jeder streben, nicht sie zu erwerben, sondern zu verdienen; möge jeder bedenken, daß alle, die treu ihre Pflicht thaten, diejenigen mit erwerben halfen, die anderen geworden sind; und daß das Be-

wußtsein alles, was mit Eifer und Lust möglich war, gethan zu haben, und die Anerkennung derer, die dieses wissen, jede andere Auszeichnung aufwiegt." Die große Veränderung aber, welche jetzt dem Vaterlande bevorstehe, könne, und das schärft die Rede vorzüglich ein, uns nur dann zum Heil gedeihen, wenn „wir fühlen, daß im einzelnen, noch mehr im großen, der Wechsel des Schicksals abhängt von dem Steigen und Sinken des inneren Wertes."[17]) Von einer anderen gottesdienstlichen Feier dieser Art in unserer Kirche hat der Bischof Eylert uns einen höchst interessanten Bericht gegeben. Die freiwilligen Jäger Berlins hatten in corpore vor ihrem Ausrücken nach Breslau Schleiermacher gebeten, ihnen kirchlichen Segen und Weihe vor ihrem Abmarsche zu erteilen. Ihre Büchsen standen an die Mauern der Dreifaltigkeits-Kirche gelehnt. Die Kirche war überfüllt. Eylert, der nicht zu den näheren Freunden unseres Pastors gehörte, erwartete anfangs nicht viel von der Predigt, wurde aber von ihr im Innersten ergriffen. Die letztere ist leider nicht gedruckt worden, doch giebt jener Berichterstatter eine deutliche Skizze ihres Inhalts, die auf schriftliche Notizen schließen läßt. Zum Text habe Schleiermacher, berichtet derselbe, Matth. 11, v. 2 genommen und daraus die Zeichen der mit Christus anhebenden neuen und vollkommeneren Zeit durch Deutung der im Text liegenden Symbole auf die Gegenwart angewendet. So habe er sechs Zeichen der jetzt hereinbrechenden besseren Zukunft aufgestellt: Langgenährte Vorurteile schwinden, gelähmte Kräfte werden neu belebt, sittliches Verderben wird erkannt und bereut, immer wieder überhörte Wahrheiten finden endlich Eingang, das Veraltete und Abgestorbene macht neuem Leben Platz, endlich den Armen wird das Evangelium gepredigt, d. h. die ewigen Rechte des Menschen werden in jedem Menschen erkannt und geachtet und eine Kraft von unten nach oben durchdringt begeisternd das ganze Volk. „Da stand", schreibt Eylert, „der kleine, unscheinbare Mann mit seinem edlen geistvollen Angesicht an heiliger Stätte, in heiliger Stunde und seine sonore, reine, durchdringende Stimme drang durch die feierliche Stille der überfüllten Kirche. In frommer Begeisterung vom Herzen redend, drang er in jedes Herz und der volle, klare Strom seiner gewaltigen Rede riß Alles mit sich fort. Seine freimütigen, kühnen Aeußerungen über die Ursachen unseres tiefen Falles, sein scharfer Tadel fortgehender Gebrechen, wie sie im engherzigen Kastengeiste, hochmütigem Aristokratismus und in den toten Formen des Bureaukratismus sich sichtbar herausgestellt, waren Blitze und Donner, die einschlugen; und die Erhebung der Herzen zu Gott und seiner Hülfe auf den Schwingen der Andacht waren Harfenklänge aus einer höheren Welt." „Das Ganze seiner Rede war aus einem Guß und ein jedes Wort aus der Zeit, für die Zeit. Und als er zuletzt noch mit dem Feuer der Begeisterung die zum Kampfe gerüsteten Jünglinge anredete, dann an deren größtenteils anwesende Mütter sich wandte und mit den Worten schloß: „„Selig ist euer Leib, der einen solchen Sohn geboren, selig eure Brust, die ein solches Kind getränket hat"": da durchzuckte es die ganze Versammlung und in das laute Weinen und Schluchzen derselben rief Schleiermacher sein versiegelndes Amen."[18]) Für unsere Kirche war dieser Tag zugleich ein Tag edler Sühne für die ihr durch die über-

mütigen Feinde angethane Schmach. Eine denkwürdige Predigt ist auch die vom 22. Oktober 1815, über 1. Korinther 8. v. 56—58, welcher Tag sowohl dem Feste des Friedens, als auch dem vierhundertjährigen Jubiläum der Hohenzollernherrschaft in der Mark gewidmet wurde. Am 18. Oktober 1818 hatte sich aber unser Pastor schon wieder über Lauheit und Mattigkeit des christlichen Patriotismus zu beklagen. Merkwürdig ist auch seine Predigt bei der Begehung des fünfundzwanzigjährigen Regierungs-Jubiläums des Königs Friedrich Wilhelms III. am 17. Nov. 1822, worin er zum Text Sprüche Salomonis 22. v. 11 nimmt: „Wer ein treues Herz hat und eine liebliche Rede, des Freund ist der König.“ Von einem besonderen praktischen Wert ist darin die Ausführung, daß solche Rede sich nicht bloß kund thun müsse, wenn man zum Könige rede, sondern besonders „wo wir von der Person des Königs und von seinen Verhältnissen zu seinem Volke, ja wo wir in irgend einer Beziehung von unseren bürgerlichen Ordnungen, Gesetzen und Zuständen“ sprechen. In allen diesen Fällen sei die Lieblichkeit der Rede, auf die der Text hinweise, „die schönste Zierde des treuen Herzens“. Diese Lieblichkeit stehe aber auch im scharfen Gegensatze gegen alles unlautere und lieblose politische Parteitreiben. Möchten verschiedene Ansichten unter uns herrschen, so hätten wir doch dafür zu sorgen: „daß durch die Erörterung dieser verschiedenen Ansichten unsere Liebe unter einander nicht zerstört oder gefährdet werde, die ja das schönste Kleinod und die festeste Zuversicht des Königs“ sei. „Denn was wäre sonst eine liebliche Rede“, wird zum Schluß gefragt, „wenn nicht, worin die Liebe sich ausspricht“![19])

Wie Schleiermacher die großen Begebenheiten der vaterländischen Geschichte vor der christlichen Gemeinde beleuchtete, so führte er sie auch in die Bedeutung entscheidender Vorgänge auf dem Gebiete der evangelischen Kirchengeschichte ein. Voran steht hier seine Predigt am zweiten Tage des Reformations-Jubelfestes 1817. Dieselbe trägt gleichsam einen pädagogischen Charakter, indem sie von vornherein darauf hinweist, daß die Fortpflanzungsfähigkeit geistiger Prinzipien ein wesentliches Kennzeichen ihres Wertes und ihrer Größe bilde, und daß vom christlichen Standpunkte aus die Kämpfe um innere Güter vorzüglich im Interesse der künftigen Geschlechter geführt worden seien. „Darum war der Erlöser selbst“, sagt die Predigt, „der erste Kinderfreund, wohl wissend, daß wenn diese nicht sein Wort festhielten, dann seine Erscheinung vergeblich gewesen wäre auf Erden.“ So mahne das Reformationsfest an die Pflichten gegen die Jugend, an den doppelten Vorsatz: „daß wir der Jugend wollen behülflich sein zum freien Gebrauch des göttlichen Wortes und daß wir sie erziehen wollen zu der Gerechtigkeit, die aus dem Glauben kommt.“ Hierher gehört auch die Unionspredigt vom Jahre 1822 und der interessante Cyklus von zehn Predigten über die Augsburgische Konfession, deren dreihundertjähriges Bestehen im Jahre 1830 in der deutsch-evangelischen Kirche gefeiert wurde. In ihnen wird unsere Gemeinde eingehend von dem Gesichtspunkte der Union aus über die Grundsätze des Protestantismus belehrt. Blickt Schleiermacher in der letzten dieser Kanzelreden auf die Zeit der Weiterentwicklung der evangelischen Kirche, so kann er sich einen heilsamen Fortschritt nur dann versprechen,

wenn mit der Erkenntnis die Liebe verbunden bleibe, wenn ohne Unterdrückung des einzelnen Gewissens durch gemeinsame Prüfung und demütige Verständigung das festgestellt werde, was dem Einzelnen und der Gesamtheit zum Heile diene. Und so kommen die Predigten zu dem Schlußwort: „Auf diesem Wege möge unsere Kirche fortwandeln, so wird sie, was für Stürme ihr auch bevorstehen mögen, sich immer mehr befestigen! So werden wir am besten immer mehr lernen, und es wird uns immer leichter werden, einer den anderen zu vertragen in der Liebe mit aller Demut, Sanftmut und Geduld. So werden wir — nicht thörichterweise bald so, bald anders trennend und scheidend — Ein Leib und Ein Geist fleißig sein, zu halten die Einigkeit, nicht im Buchstaben, sondern im Geist durch das Band des Friedens. So werden wir in allen Stücken wachsen an dem, der das Haupt ist, Christus, bis daß wir Alle hinkommen zu einerlei Glauben und Erkenntnis des Sohnes Gottes und zum vollkommenen Mann werden nach dem Maße des vollkommenen Alters Christi."[20])

In den Mittelpunkt der christlichen Heilswahrheit aber wird die Gemeinde namentlich durch die von Schleiermacher an den christlichen Jahresfesten gehaltenen Predigten eingeführt. Die letzteren sind alle der Erinnerung wert. Neben den Passionspredigten, welche das Geheimnis des Kreuzes deuten, ragen die Advents- und Weihnachtspredigten besonders hervor. Die Anbetung des fleischgewordenen Wortes, des Erlösers, der „als der Sohn Gottes geboren ist", entsprach so recht seiner Anschauung Christi, wie sie sich ihm auch wissenschaftlich vermittelt hatte. Erschien ihm doch unter allen Büchern des Neuen Testamentes das Evangelium Johannis, dessen Echtheit er gegen alle Angriffe verteidigte, als das köstlichste. Auch vom theologischen Standpunkte aus erblickte er in Christo die absolute göttliche Vollkommenheit und Wahrheit, wie sie der besseren Menschheit stets als Ideal vorschwebe, in vollster historischer Wirklichkeit. Die von den Menschen immer gesuchte, nie gefundene Einheit und Versöhnung von Ideal und Wirklichkeit ist ihm allein in dem Erlöser gegeben und kann ihm nur im Glauben an diesen zu unserer Seligkeit angeeignet und verbreitet werden. „Alles, was irgend einen Wert hat", sagt eine Adventspredigt, „und die Menschen fördern kann zur Seligkeit, muß fortan sein (Christi) Bild tragen und seine Überschrift; und wer zu den Menschen kommen will im Namen des Herrn, der komme fortan nur im Namen Jesu von Nazareth." Perlen unter den Schleiermacher'schen Kanzelreden bietet noch die Sammlung von neun Predigten über den christlichen Hausstand, die in vorbildlicher Weise diesen so wichtigen Teil der christlichen Sittenlehre den evangelischen Christen entwickelt und auf das Herz und Gewissen gelegt haben.[21])

Da Schleiermacher als Pastor an der Dreifaltigkeits-Kirche in die Mitte der kirchlichen Bewegungen Berlins gestellt war, konnten seine schon früher lebendig gewordenen Interessen an einer verfassungsmäßigen Neugestaltung der gesamten evangelischen Landeskirche nur zunehmen. Wir erwähnten seinen Verfassungsentwurf aus dem Jahre 1808, den übrigens der König als einen solchen bezeichnete, „welcher für die neue Organisation sehr wichtig" sei. Daß in demselben von der Einrichtung von Konsistorien Umgang genommen wird, ist aus dem Umstande, daß dieselben soeben begraben worden waren, vollständig

erklärlich. Statt derselben handelt es sich darin unter der Oberaufsicht des Staats-Ministers um eine Gemeinde-Vertretung, um geistliche Synoden und evangelische Bischöfe. Im Jahre 1812 machte unser Theologe einen neuen Vorschlag dieser Art, der bis jetzt noch nicht der Öffentlichkeit übergeben wurde. Er faßte besonders das Ziel ins Auge, durch synodales Leben Ansehen, Bildung und Eifer des geistlichen Standes, auf dessen Gesundheit er zum Gedeihen der Kirche mit Recht ein hervorragendes Gewicht legte, zu erhöhen. Mit derartigen Bestrebungen stand er aber keineswegs isoliert da. Die über das Volk dahin brausenden Gerichte Gottes, wie die herrliche Frühlingszeit der Freiheitskriege, hatten ja die Herzen wieder zum lebendigen Gott gezogen und untereinander zu gemeinsamer Anbetung verbunden. So wurden denn die kirchlichen Fragen auf die Tagesordnung gesetzt. Von Behörden und Privatpersonen gingen vielfältige Vorschläge zur Neugestaltung der Kirche aus. Innerhalb des Rahmens der bestehenden Gesetze wurden freiwillige Synoden der Geistlichkeit ins Leben gerufen. Eine Versammlung von 22 Superintendenten der Kurmark, welche im Juni 1814 in Berlin stattfand und allgemeine Teilnahme erregte, wagte den König um eine kirchliche Verfassung zu bitten. Der letztere erwies sich einem solchen Verlangen geneigt und setzte die sogenannte, aus angesehenen Geistlichen bestehende liturgische Kommission ein, welche nicht nur liturgische Fragen, sondern auch alle eingelaufenen Wünsche, Pläne und Anträge zur Entwerfung einer kirchlichen Verfassung zu bearbeiten hatte. Es ist für jene Zeit charakteristisch, daß der auf diese Weise zu stande gekommene Verfassungs-Entwurf auf eine weitgehende Trennung der Kirche vom Staate und auf ein möglichst nur der Geistlichkeit anheimgestelltes Kirchenregiment hinauslief. Schleiermacher war bei dieser Arbeit nicht beteiligt, äußerte sich aber in einem den Hochwürdigen Mitgliedern dieser Kommission gewidmeten Glückwunschschreiben, worin er jedoch nicht sowohl auf die Verfassung, als auf die liturgischen Fragen in einer das Gewissen der Kommission schärfenden Weise einging.[22])

Indem ein großer Teil der Vorschläge der letzteren des Königs Zustimmung fand, wurde nun auch die Einführung einer Presbyterial- und Synodalverfassung wirklich in Angriff genommen. Auch Schleiermacher hoffte auf ein Zustandekommen der Sache. So wurden im Jahre 1817 vorbereitende Kreissynoden gehalten, die sich mit diesen Fragen, zu denen jetzt auch die Union gehörte, beschäftigten. Die Berliner Geistlichkeit war bereits zu einer gemeinsamen evangelischen Kreissynode versammelt. Es war das in Folge der damals herrschenden Unionsstimmung auf einer vom Konsistorium unter Heckers Präsidium veranstalteten allgemeinen Versammlung der Geistlichkeit beschlossen worden, ohneachtet Schleiermacher, der schon damals Ueberstürzungen in der Einführung der Union fürchtete, dagegen gestimmt hatte.[23]) Um so mehr wurde er dadurch überrascht, daß er, der keinerlei kirchenregimentliches Amt bekleidete, von einer bedeutenden Mehrheit zum Präses der Synode, die sich auch mit der Unions- und Verfassungsfrage zu beschäftigen hatte, gewählt wurde. Im Jahre 1819 kam es noch zu Provinzialsynoden, die das angefangene Werk weiter führen sollten. Auf diesen tagten die Superintendenten einer Provinz oder eines großen Teiles derselben. Ein Beweis von der Geltung der Person Schleiermachers in der Kirche

liegt in der Thatsache, daß er, obschon nicht Superintendent, zur Teilnahme an der in Berlin versammelten Synode, welche die Hälfte der Provinz Brandenburg vertrat, eingeladen worden war. Für seine Anteilnahme an den Verhandlungen wurde ihm dadurch der Dank der Synode ausgesprochen, daß er in den leitenden Ausschuß, das sogenannte Moderamen, gewählt wurde. Wenn diese Synode die Beseitigung des Kultusministeriums und der Konsistorien, obschon letztere inzwischen durch königliche Verordnungen vom Jahre 1815 und 1817 wiederhergestellt waren, beschloß, und an ihre Stelle freigewählte Synodalausschüsse setzte, so darf man doch nicht Schleiermacher zum intellektuellen Urheber dieser Beschlüsse stempeln. Als Gast auf jener Synode mitwirkend, den einzelnen Superintendenten persönlich unbekannt, konnte er hier keine direkt führende Rolle spielen.[24]) Aus seinen Aeußerungen geht nur hervor, daß auch er jenen Beschlüssen, die fast einstimmig durchgingen, gern zugestimmt hat. Wir sehen darin die ziemlich allgemeine Forderung der damaligen evangelischen Geistlichkeit von allen theologischen Richtungen verkörpert; denn auch andere Provinzialsynoden gelangten zu ganz ähnlichen Resultaten. Dabei übersehe man aber nicht, daß auch die neuen Konsistorien ein ziemlich kümmerliches Dasein fristeten; alle externa, selbst die Vokationen, waren ihnen abgenommen, so daß sie Schleiermacher mit der Zeit eigentlich dem Untergange geweiht schienen[25]). Daß indessen die Geistlichkeit nicht in ihrem eigenen Interesse arbeitete, ist daraus zu ersehen, daß die Berliner Synode das Prinzip nur geistlicher Synoden fallen ließ und auch eine synodale Repräsentation der Laien forderte. Schleiermachers Ideal lag freilich, wie wir wissen, nach der Seite der kirchlichen Selbständigkeit hin. Praktische Erfahrungen hatte er hierüber freilich nur in den kleinen Kreisen der Brüdergemeinde sammeln können. Seine Zustimmung zu jenen Beschlüssen ist daher erklärlich. Seine persönliche Ansicht hat er jedoch in reinerer Weise in seiner Schrift vom Jahre 1817 niedergelegt: „Ueber die für die protestantische Kirche des preußischen Staates einzurichtende Synodal-Verfassung." Eine synodale Vertretung der Kirche fordert er auch hier entschieden. Allein er erkennt an, daß die bestehende Konsistorialverfassung „ihrem Wesen nach tief in unsere ganze Staatsverfassung eingewurzelt" sei, und daß es deshalb am nächsten liege „eine Synodalverfassung neben der Konsistorialverfassung" zu bilden. Zeigt sich schon hierin sein vorschauender Blick, so auch darin, daß er die Synoden nicht zu einer entscheidenden Instanz in der Bestimmung des kirchlichen Lehrbegriffes für geeignet hielt. Denn so sehr er der wissenschaftlichen Theologie die Pflicht ans Herz gelegt hat, für die Kirche zu arbeiten, so fest steht es ihm andererseits, daß erstere in ungehemmter Berührung mit der gesamten wissenschaftlichen Forschung, aus der eben die Zweifel herkommen, die dann auch nur auf wissenschaftlichem Wege überwunden werden können, bleiben müsse. Will jemand aber bedauern, daß die zukünftigen Pastoren auf der Universität mit dem Zweifel in Berührung treten: dem antwortet er: „Ein Theologus wird nicht anders reif, denn durch Zweifel und Anfechtung; das ist ein altes, wahres und herrliches Wort." Jede Lehrdisciplin für die Verwalter des geistlichen Amtes deshalb aber zu bestreiten, fällt ihm durchaus nicht ein. Daher sollen

die Synoden stets berechtigt sein, offenkundige oder zweifellose Ausschreitungen und Aergernisse des Lehramtes zu besprechen. Aber zugleich hegte er die Hoffnung, daß der synodale Verkehr der Geistlichen untereinander dazu beitragen werde, solche Aergernisse und Anstöße immer mehr zu beseitigen.[26])

Schleiermachers Teilnahme an jener Provinzialsynode war die letzte Thätigkeit dieser Art, die er ausübte. Die von ihm erhoffte Landessynode ist unter Friedrich Wilhelm III. nicht mehr zu stande gekommen, wie überhaupt das ganze Verfassungswerk ins Stocken geriet. Der König hatte 1816 bestimmt, daß nach fünf Jahren eine General-Synode solle berufen werden. Er erinnerte noch im Jahre 1821 das Ministerium an diese Vorschrift. Und wurde auch noch im Jahre 1822 wieder darüber verhandelt, so scheiterten doch die weiteren Pläne an dem Widerstande der Minister, auch an der Abneigung des Herrn von Altenstein, der im Jahre 1817 zum Kultusminister ernannt worden war, gegen jede Regung kirchlicher Selbständigkeit. Der König selbst war damals bereits in mancherlei Schwierigkeiten wegen der Agende und der Einführung der Union verwickelt, so daß es, ganz abgesehen von politischen Bedenken, wohl schon hieraus erklärlich wird, daß er sich nicht noch neue kirchliche Sorgen aufladen mochte. Vor allen Dingen konnte man doch mit einem Schein des Rechtes in den verlangten geistlichen Synoden hierarchische Tendenzen wittern, wie das bereits das Gesamtministerium über das Gutachten jener Kommission gethan hat.[27]) Das alles war freilich keine Entschuldigung dafür, daß man im Osten der Monarchie alles beim Alten ließ, so daß hier nur noch Kreissynoden von ziemlich geringer Lebenskraft als Material für eine spätere Reform übrig blieben. Für Berlin namentlich war dieses Scheitern aller kirchlichen Verfassungspläne ein großes Unglück. Denn in der mehr und mehr wachsenden Großstadt vermochte die staatskirchliche Behörde bei allem guten Willen den kirchlichen Bedürfnissen immer weniger gerecht zu werden. Daher mußte sich auch das Mißverhältnis der geistlichen Kräfte zu der Gemeinde steigern, und es den Pastoren schließlich unmöglich werden, den religiösen Gesamtzustand ihrer Gemeinde zu übersehen und mit der Mehrzahl derselben in persönlicher Fühlung zu bleiben. Es ist klar, daß aus dieser äußeren Entfremdung nur zu leicht eine innere entstehen konnte. Indem die Pastoren fortdauernd nur mit einem Teil der Gemeinde in Beziehung traten, konnten sie nur zu leicht, falls ein Geist der Zwietracht und der Parteiung in die letztere selbst einzog, ohne es zu beabsichtigen, als die Seelsorger einer Partei erscheinen. Schleiermacher hatte freilich noch einen weiteren Gesichtspunkt bei seinen Verfassungswünschen. Er sprach in der erwähnten Schrift die Hoffnung aus, daß kirchliche Synoden durch ein vorbildliches brüderliches Wirken für die allgemein erwartete politische Volksvertretung von Segen sein würden. Gott hat es anders gefügt. Die kirchlichen Versammlungen haben jetzt die Aufgabe, sich vor dem unbrüderlichen Vorbilde der Parlamente zu hüten und von dem Einfluß des weltlichen Parteigeistes zu befreien.

Dauernderen Erfolg erzielte das, was, sei es für Berlin überhaupt, sei es für die Dreifaltigkeits-Kirche, von dem Könige für die endliche gesetzliche Begründung der evange-

lischen Union geschehen ist. Zwar vollzog sich auch diese unter harten Kämpfen, die namentlich mit der davon unzertrennlichen liturgischen Frage entstanden; doch war es namentlich der Dreifaltigkeits-Kirche vergönnt, sich den Frieden und die Hoffnung auf eine zukunftsfrohe Wirksamkeit für das Reich Gottes zu erstreiten. Der König war schon in seiner Jugend durch seinen Lehrer Sack mit dem Gedanken der Union erfüllt worden, und hatte auch bald nach seinem Regierungsantritt dahingehende Kundgebungen erlassen.[28]) Daß er jetzt ernstlich in dieser Sache vorging, um dem Ideal greifbare Gestalt zu geben, erklärt sich hinreichend aus den Zeitverhältnissen. Seine theologischen Ideen erinnern vielfach an den Standpunkt Friedrich Wilhelms I. Von der konfessionellen Dogmatik hatte er keinen hohen Begriff, ein einfaches auf die Bibel zurückgehendes Christentum erschien ihm als das Wesentliche. Auf der anderen Seite unterschied er sich von seinem Ahnherrn dadurch, daß er von Hause aus weniger Fühlung mit dem Pietismus hatte, es aber nicht verleugnen konnte, daß er seine kirchlichen Anschauungen unter dem Einfluß des staats-kirchlichen Rationalismus ausgebildet hatte. Das dritte Jubeljahr der Reformation lenkte nun das allgemeine Interesse wieder auf die Grundlage des Evangeliums zurück. Und so beschloß der König bei dieser Gelegenheit durch eine einfache, mehr vorbildliche als gesetzliche That mit der Gründung der Union vorzugehen. Er erklärte am 27. September 1817 den Konsistorien, daß er am Reformationsfeste mit den Lutheranern gemeinsam das H. Abendmahl in der Hof- und Garnison-Kirche zu Potsdam genießen werde. Er glaubte damit den großen Zwecken des Christentums, den ursprünglichen Absichten der Reformatoren und dem Sinne seiner Vorfahren zu entsprechen, und hoffte, daß sein Beispiel bei seinen evangelischen Unterthanen allgemein freudige und freiwillige Nachfolge finden werde. Eine Form dieser Vereinigung für die Gemeinde zu finden, überläßt er „der weisen Leitung der Konsistorien und dem frommen Eifer der Geistlichen und ihrer Synoden".[29]) Die am 1. Oktober in Berlin unter Schleiermachers Vorsitz versammelte Berliner Synode trat diesen Intentionen des Königs ihrerseits in erhobener Stimmung bei. Schleiermacher entwarf eine amtliche Erklärung der Berlinischen Synode über die am 30. Oktober von ihr zu haltende Abendmahlsfeier, worin die Gemeinden über den Segen, wie über Art und Wesen dieser von den Geistlichen der Hauptstadt einmütig gebilligten Kultus-Union aufgeklärt wurden. Auch für die Gemeinden soll das Vorgehen der Geistlichen im Anschluß an den König zunächst nur ein Beispiel abgeben. Und es wird erklärt, daß die Synode dazu entschlossen war, noch ehe die königliche Verordnung erschienen. Aber es wird auch ausdrücklich ausgesprochen, daß nur derjenige folgen dürfe, welcher es mit gutem und reinem Gewissen zu thun im stande sei. Viele freilich würden, so meint die Erklärung, bereits auf dem Standpunkte der Geistlichkeit stehen, da ja doch Reformierte und Lutheraner sich hier schon „seit langer Zeit" gemeinsam im Gottesdienst erbaut, bei Taufen, Konfirmationen und Trauungen nicht nach der Konfession des Geistlichen gefragt hätten, so daß eigentlich nichts mehr fehle, als der gemeinsame Abendmahlsgenuß. Zur Beruhigung der Gewissen wird endlich noch geltend gemacht, daß der erste gemeinsame Abendmahlsgenuß weder der

Frage nach einem definitiven Unions-Ritus vorgreifen, noch überhaupt die Notwendigkeit einer Einheit in der dogmatischen Erklärung des Abendmahles oder einer die individuellen Bedürfnisse der einzelnen Gemeinden mißachtenden liturgischen Uniformität begründen solle. Dafür aber, daß man sein lutherisches oder reformiertes Bekenntnis getrost mit in die Kultus-Union hineinnehmen könne, und daß eine Änderung des Bekenntnisses also von der Synode nicht im geringsten beabsichtigt sei, beruft sich die Erklärung auf das Beispiel der Brüder-Gemeinde.[30])

Am 30. Oktober, welchen Tag der König bestimmt hatte, fand die erhebende reformatorische Abendmahlsfeier in der neu hergestellten Nikolai-Kirche statt. Nicht nur 63 Berliner Geistliche, denen sich auch die französischen Pastoren angeschlossen hatten, nahmen daran teil, sondern auch sämtliche Doktoren und Professoren der Theologie von der Universität, die Mitglieder des Konsistoriums, viele hohe Staatsbeamte, die Direktoren und Lehrer der Gymnasien, der Magistrat, die Stadtverordneten und Bezirksvorsteher. Vor dem Altar reichten sich die theologischen Kollegen, der reformierte Schleiermacher und der lutherische Marheineke die Hand. Diese Beteiligung läßt keinen Zweifel mehr darüber bestehen, daß Berlin für die Union vollkommen reif war. Man kann es indessen verstehen, daß das Werk von dem Standpunkte anderer evangelischer Kirchen aus auf Mißverständnisse und abfällige Beurteilung stieß, da die preußische Landeskirche ihre eigenartige Entwicklung gehabt hat. Von den Angriffen, welche dieses Friedenswerk sofort von nicht preußischen Lutheranern erfuhr, nennen wir die Thesen des berühmten Pastors Claus Harms in Kiel und deren Verteidigung seitens des Hofpredigers Ammon in Dresden, weil sich gerade Schleiermacher zum Vertreter der Union diesen Anfeindungen gegenüber berufen fühlte. In einer meisterhaften, den Unionsgedanken mächtig fördernden Streitschrift hat er diese Aufgabe erfüllt. Beide Gegner gehörten sehr verschiedenen Lagern an. Ammon war Rationalist, während Claus Harms sich mit seinen 95 Thesen gleichsam an die Stelle Luthers setzte. Schleiermacher zeigte sich über Ammon, der selbst früher die Union empfohlen hatte, entrüstet, während er Harms persönlich hochachtete. In seiner Streitschrift faßte er jedoch beide Gegner so geschickt zusammen, daß gerade durch den Kontrast derselben die angefochtene Sache gewann und der immer mit Achtung behandelte Harms selbst bedenklich über die Bundesgenossenschaft wurde, in die er geraten war. Entstand hierdurch zwar zwischen Schleiermacher und Harms eine unvermeidliche Verstimmung, so ist sie doch mit der Zeit wieder ausgeglichen, so daß die preußische Regierung sogar den Versuch machen konnte, letzteren nach Schleiermachers Tode an die Dreifaltigkeits-Kirche zu berufen. Leider wurde Harms nicht gewonnen, da er doch Bedenken trug, in eine unierte Landeskirche überzutreten.[31])

Für die Entwicklung der Union war es indessen ein folgenschwerer Uebelstand, daß der König sie zwar nicht auf ein neu hergestelltes theologisches Bekenntnis gründete, wohl aber durch liturgische Einrichtungen mit Anwendung staatlicher Gewalt durchzuführen suchte. Hierdurch schuf er für die Agitation vielleicht eine breitere Basis, als wenn es sich nur um die alten dogmatischen Streitfragen gehandelt hätte. Fortwährend geübte liturgische

Gebräuche wachsen den Gemeinden ans Herz, da sie an ihnen thätigen Anteil haben. Auch mit dem Bekenntnis hängt die Liturgie zusammen. Namentlich erscheint auch die Feier der Sakramente nach Artikel 7 der Augsburgischen Konfession als eine Grundeinrichtung der Kirche, so daß es sich dabei nicht bloß um menschliche Anordnungen handelt. So war in einem liturgischen Streite widerstrebenden Theologen hinreichende Gelegenheit geboten, sich mit den Gemeinden gegen die neue Ordnung eng zu verbinden. Für Herstellung einer neuen liturgischen Ordnung oder Agende hatte sich der König persönlich bereits seit 1798 interessiert, ohne bei den Berliner Theologen ein ihm genügendes Entgegenkommen zu finden. Nach den Freiheitskriegen nahm er die liturgische Frage wieder auf. Daß es eine Angelegenheit war, welche die Laien interessierte, bewies der König selbst, indem er, nicht befriedigt durch die ihm gemachten Vorschläge, sich in eigener Person an die Arbeit machte und die Schriften der Reformatoren, namentlich die Werke Luthers studierte, um eine geeignete Liturgie zu erreichen. Die kirchlichen Mitarbeiter, deren er sich bediente, gingen auf seine Ideen ein, ohne eine selbständige theologische Ueberzeugung geltend zu machen. Einen sehr geschmeidigen Diener hatte er besonders an dem Hof- und Garnisonprediger Eylert in Potsdam, der auch im Jahre 1817 zum evangelischen Hofbischof ernannt wurde, wogegen der alte Sack, der im Jahre 1817 starb, eine unabhängigere Haltung bewahrte. So traten nun Liturgieen oder Agenden ans Licht, welche, unter direkter Mitwirkung des Königs verfaßt, teils unmittelbar durch Verordnung des letzteren eingeführt, teils mit Hülfe eines Druckes, in welchem die ganze Macht des absoluten, vom Staate nicht getrennten Kirchenregiments eingesetzt wurde, zur allgemeinen nur scheinbar freiwilligen Annahme gebracht werden sollten. Dieses Verfahren erregte, was nicht zu verwundern war, in der evangelischen Landeskirche die größte Mißstimmung, und um so mehr, als die neuen Agenden nur für eine unierte Kirche bestimmt waren, mit ihrer Einführung also die Union als unbedingt angenommen galt, und als überdies der Kultusminister von Altenstein sich nicht scheute, den Intentionen des Königs die denkbar schroffste Auslegung in der Praxis zu geben. Auf diese Weise entstand zuerst im Jahre 1816 eine Liturgie für die Hof- und Garnisonkirche, deren Gebrauch ohne weiteres für Potsdam und Berlin gesetzlich angeordnet wurde. Es folgten eine Liturgie für die Militär-Gemeinden, eine für den Berliner Dom, die unter lebhaften Protesten eines Teiles der Domgeistlichkeit in Kraft trat, bis im Jahre 1822 den Konsistorien eine Liturgie zur allgemeinen Einführung in die preußische Landeskirche empfohlen wurde. Wie an vielen Orten, so fand die Liturgie auch in Berlin ernsten Widerspruch und wurde hier noch zu einem Zankapfel zwischen der Geistlichkeit der Nikolai- und Marien-Kirche, die sich zustimmend erklärten, einerseits, und den städtischen Behörden, die sich dagegen aussprachen, andererseits. Ja im Juli 1824 erließ der Magistrat einen energischen Protest gegen ihre Einführung, nachdem im März 1824 das Kultusministerium eine kategorische Antwort für oder wider verlangt hatte. Im Jahre 1825 erschien endlich ein Ministerial-Reskript, worin allen Geistlichen entweder die Annahme der neuen Agende, oder der Gebrauch der ganz alten, angeblich rechtsbeständigen Liturgieen anbefohlen wurde. Für die Drei-

faltigkeits-Kirche, bei welcher die Union ohne Vermischung mit der Agendenfrage eingeführt worden war, bedeutete die zweite Forderung geradezu Auflösung ihrer inzwischen vollzogenen Union.

Zu denjenigen, welche dieses ganze Verfahren des königlichen Regimentes weder formell gerechtfertigt, noch sachlich zum Heil der Kirche dienend hielten, gehörte auch Schleiermacher. Er fühlte sich aber berufen sowohl im Interesse seiner Gemeinde als auch in dem der ganzen Kirche mit seinem Widerspruch offen und energisch hervorzutreten. So wurde er der Vorkämpfer der Kirche in diesem kirchengeschichtlich so denkwürdigen Streite, in welchem er die ganze Autorität seines gefeierten Namens, aber auch seine ganze bürgerliche Existenz aufs Spiel setzte. Seine Opposition war um so kühner, als sie einerseits unter den Augen der höchsten Gewalthaber, nicht in dem Winkel irgend einer entlegenen Provinz stattfand, und als sie sich nicht nur gegen eine einzelne Behörde, sondern nach Lage der Umstände gegen die unmittelbar dabei beteiligte Person des Königs selbst richten mußte. Dieser Kampf brachte ihm die schwersten Sorgen seiner kirchlichen Thätigkeit, weil er dabei nicht nur in die Lage kam, sein teuerstes Ideal, die Union, selbst zum Opfer anzubieten, sondern weil er auch in den innerlichsten Konflikt seiner königstreuen, bisher untadelhaften patriotischen Gesinnung mit seinen Pflichten gegen die Kirche und sein theologisches Gewissen geriet. Gott hat in diesem Kampfe das schwerste gnädig von ihm abgewendet. Die Lauterkeit seiner Gesinnung wurde auch von seinen Gegnern, namentlich von Friedrich Wilhelm III. anerkannt und gewürdigt. Und der Verlauf des Agendenstreites hat darum auch schließlich sowohl dem Könige als auch Schleiermacher zur Ehre gereicht. Der König vermochte die nur zu begreiflich persönlich unangenehmen Empfindungen, die gerade des letzteren energischer und einflußreicher Widerspruch gegen sein eigenstes Werk hervorrief, zu überwinden, und Schleiermacher ergriff gern und dankbar die zur Versöhnung dargereichte Hand seines königlichen Herrn und Gebieters. So endete der Streit nicht nur in ehrlichem Frieden, der vornehmlich der Dreifaltigkeits-Kirche zu statten kam, sondern der König wandte Schleiermacher sogar ein persönlich erhöhtes Wohlwollen zu, indem er ihn nicht nur durch einen Orden auszeichnete, sondern ihn sogar im Jahre 1831 auf Wunsch des Kronprinzen zum Bischof und Generalsuperintendenten von Schlesien ernennen wollte, damit er die in dieser Provinz durch übereifrige Diener gesteigerten Fehler der königlichen Unionspolitik zu beseitigen und die altlutherischen Wirren aus der Welt zu schaffen suchen sollte.

Schon die Liturgie der Hof- und Garnison-Kirche in Potsdam und Berlin unterzog Schleiermacher in einer Schrift vom Jahre 1816 einer scharfen Kritik, in der er vornehmlich auf die Verantwortlichkeit und Schwierigkeit der ganzen liturgischen Frage hinweist, die nur durch eine gemeinsame Arbeit kirchlicher Behörden und berufener Theologen befriedigend erledigt werden könne. Als aber die Verordnung vom Jahre 1825 erschien, welche die Dreifaltigkeits-Gemeinde unmittelbar bedrohte, entschied er sich gegen erstere für einen von Hoßbach verfaßten, von zwölf namhaften Berliner Geistlichen, die man scherzweis die zwölf Apostel nannte, unterzeichneten Protest, der dem Konsistorium eingereicht wurde. Schleiermacher hatte zunächst erklärt, er werde sich im Interesse seiner Gemeinde weder

der alten, noch der neuen Liturgie bedienen, und dieses Recht der Dreifaltigkeits-Kirche, mit Hindeutung darauf, daß seine Gemeinde eine sich an die unter Friedrich Wilhelm I. verordnete Agende anschließende, eigene Liturgie gebrauche, in einem besonderen Schreiben an das Königliche Konsistorium auseinandergesetzt. Ueberhaupt entwickelte sich hierüber eine mehrfache Korrespondenz Schleiermachers mit jener Behörde und dem Kultusministerium. Es wurde dann namentlich sehr übel vermerkt, daß jene Geistlichen ihren Protest veröffentlicht hatten. Sie glaubten es thun zu müssen, weil Altenstein den Schritt als ein Komplott bezeichnete und die Sache ignorieren zu wollen schien. Im Staatsministerium und in leitenden Kreisen dachte man an eine sehr ernste Disciplinar-Untersuchung gegen die Protestierenden. Der König aber wollte doch nicht allein mit staatlichen Machtmitteln vorgehen, sondern wählte als Bischof den Weg persönlicher Verständigung, namentlich mit Schleiermacher, dessen geistige Bedeutung er erkannt hatte. So sendete er seinen Vertrauten, den General von Witzleben an letzteren ab, ohne freilich dadurch ausreichend erscheinende Koncessionen von Schleiermacher zu erlangen. Doch überreichten die Protestierenden dem Herrn von Witzleben eine von Schleiermacher verfaßte Denkschrift, worin sie Gelegenheit nahmen, ihre Wünsche so gemäßigt, als möglich zu formulieren. Außerdem wurde, da das Konsistorium zur Durchführung der Agende weitere Verfügungen getroffen, dem Kultusminister noch ein Protest übergeben, worin, wenn von der Regierung keinerlei Nachgiebigkeit zu erwarten, die den Unterzeichneten schmerzliche Bitte um Wieder-Auflösung der Union geäußert ward. Man kann sich denken, wie schwer für Schleiermacher das Aussprechen dieses Gedankens sein mußte. Einem Disciplinarverfahren konnten sie nun doch nicht entgehen, und so erhielten sie, darunter auch Schleiermacher, einen strengen Verweis durch den Oberpräsidenten als Chef des Konsistoriums. Schleiermacher hat dann in würdiger Weise beim Staats-Ministerium gegen den Verweis remonstriert, indem er glaubte, ein reines Gewissen in der ganzen Angelegenheit zu haben. Damit war diese Sache abgethan. Inzwischen (1824) hatte er eine bedeutende, allgemeine Aufmerksamkeit erregende Schrift über das liturgische Recht evangelischer Landesfürsten geschrieben, worin er dieses Problem teils kirchengeschichtlich und kirchenrechtlich teils ethisch beleuchtete. Er ist aus beiden Gründen gegen ein absolutes Fürstenrecht in Bezug auf die kirchlich-liturgische Gesetzgebung, ohne einen formalen Absolutismus als geschichtlichen Durchgangspunkt zu bestreiten. Man kann vielleicht seine kirchenrechtlichen Ausführungen bemängeln, obwohl er auch hier in der Hauptsache Recht hat. Allein der Nachdruck lag in jener Schrift auf der Betonung der sittlichen Verpflichtung des evangelischen Fürsten, der gerade in liturgischen Fragen, sich mit dem, was der Gemeinde und dem evangelischen Volke frommt, und ihrer geschichtlichen Entwicklung entspricht, vertraut zu machen und nicht das formale Recht des Landesherrn als oberste Norm zu betrachten habe. Damit wollte Schleiermacher die Sache von dem juristischen, auf das religiös-sittliche Gebiet hinüberleiten. Und zuletzt, als schon das Damoklesschwert der Disciplinar-Untersuchung über seinem Haupte schwebte, schrieb er (1827) noch eine kleine anonyme Schrift, „Gespräch zweier selbstüberlegender Christen“,

welche direkt gegen eine vom König persönlich zur Verteidigung seiner Agende, ebenfalls anonym verfaßte Abhandlung „Luther in Bezug auf die neue preußische Agende“ gerichtet war. Es ist gesagt worden: gerade diese Kühnheit habe ihn gerettet, indem sie dem König volle Achtung abnötigte, und ihn in großmütiger Weise bestimmte, die Sache sich mehr innerlich, als äußerlich entwickeln zu lassen. Jedenfalls ist anzunehmen, daß Friedrich Wilhelm III. überhaupt allmählich und im Zusammenhange mit anderen Erfahrungen die Ueberzeugung gewann, daß Schleiermachers Widerstand doch auf sachlichem Fundamente ruhe. Darum lenkte er ein und versah die Agende durch Kabinetsordre vom 4. Januar 1829 mit Nachträgen für die einzelnen Provinzen, welche einer freieren Bewegung Raum gaben, veranstaltete auch einen Auszug aus der Agende, welcher Schleiermacher besonders erwünscht schien. Ja er gestattete endlich diesem überhaupt einen freien Gebrauch der letzteren, so daß derselbe von Einzelheiten, die sein Gewissen, als das eines reformierten Theologen beschweren möchten, absehen durfte.[32])

Es ist wohl eine sehr müßige Frage, wer von beiden, der von theologischem Eifer beseelte König oder der „gewaltige Theologe“ zuletzt die größere Nachgiebigkeit bewiesen habe, oder ob Schleiermacher besiegt worden sei. Keiner von beiden fühlte eine aufrichtige Freude an diesem Streite. Beide ergriffen daher gern die Gelegenheit zu einem mit ihrer Ehre und ihrem Gewissen verträglichen Frieden zu gelangen.[33]) Das königliche Kirchenregiment indessen in der Unions- und Agenden-Sache von allen Fehlern freizusprechen, ist doch angesichts der in Schlesien unter den dortigen Lutheranern angerichteten Verwirrungen unmöglich. Der gute Wille des Königs verdient gewiß die größte Anerkennung. Allein bei dem Mangel jeder repräsentativen Kirchenverfassung war es ein Glück, daß ein Mann wie Schleiermacher nicht nur das Prinzip persönlicher Gewissensfreiheit, sondern auch das Recht eines selbständigen kirchlichen Gemeinschaftslebens, unbekümmert um äußeren Vorteil oder Nachteil, im Mittelpunkt des preußischen Staats- und Geistes-Leben vertreten hat. Die Staatsmänner konnten sich nicht verhehlen, welche Stütze dieser Theologe in der öffentlichen Meinung und in der Zustimmung der verschiedensten kirchlichen Richtungen hatte. So konnten sie die Kirche doch als keine ihnen allein anvertraute Domaine betrachten. Im Volke, wie in der Geistlichkeit wurde ebenso das kirchliche Bewußtsein wach erhalten, und sowohl die Wiederkehr des traurigen Indifferentismus der früheren Zeit verhindert, als auch Raum geschaffen zu neuen kirchlichen Bewegungen, auch zu solchen, die nicht direkt von Schleiermacher beeinflußt waren. Welchen Grund aber letzterer hatte gegen eine aufstrebende staatskirchliche Despotie zu kämpfen, mag man aus einem Briefe seines Freundes, des Staatsministers a. D. Grafen Alexander Dohna ersehen, in welchem ihm dieser im Jahre 1822 schreibt: „Wie sehr die Verordnung wegen des Einflusses des Polizeiministeriums bei Anstellungen und wegen der Entsetzung der Geistlichen mich aufs tiefste betrübt hat, vermag ich nicht auszusprechen — welch unseliges Mißverständnis, welche Verkennung der hohen Bestimmung der preußischen Monarchie, welche Verfehlung der wahren Größe des Monarchen, welche unselige österreichische Nachahmung? — !!! Diese geisti-

gen Hemmungen und Fehlgriffe sind es, welche uns zu Grunde richten und den treuen Freund des Vaterlandes und des Königs am tiefsten schmerzen. . . „Gott wende jeden Unfall von Ihnen und den Ihrigen ab.“ Wie Schleiermacher aber auch durch die Gebete der Gläubigen unterstützt wurde, ersehen wir aus einem anderen Briefe dieses edlen Freundes aus jener Zeit. „Gott sei gepriesen“, heißt es dort, „daß Sie und Ihr teurer Familienkreis sich ja wohl zu befinden scheinen. Es gehört zu meinem heißesten Flehen zu Gott, daß er Sie mit allem Erfreulichen segnen, Ihnen das längste Leben und viel Trost und Freudigkeit verleihen möge, um fortwährend in vielfacher Richtung für sein Reich zu wirken, was nur Sie zu wirken vermögen.“ [34]) Der Friedensschluß Schleiermachers mit dem königlichen Kirchenregiment beweist ohne Frage die auch von ihm anerkannte Unentbehrlichkeit des Hohenzollernschen Summepiskopats in der evangelischen Kirche und die geschichtliche Notwendigkeit einer Verbindung des preußischen Staates mit der letzteren, wenn auch deren Verhältnis zu einander zu verschiedenen Zeiten einen verschiedenen Ausdruck suchen muß. So wurde jetzt die Durchführung der Union gesichert, vor allen Dingen aber die freiwillige Union der Dreifaltigkeits-Kirche gerettet, und der kirchliche Friede in Berlin hergestellt. Denn, nachdem sich Schleiermacher unterworfen und befriedigt erklärt hatte, fügte sich auch der Magistrat in einer Erklärung vom 27. Februar 1829. Am 12. April wurde die verbesserte Agende in allen Kirchen Berlins eingeführt.

Man darf es als einen besonderen, unserer Dreifaltigkeits-Kirche zu teil gewordenen Segen ansehen, daß in ihr die Union nicht auf dem Wege eines Druckes von oben, oder durch in Aussicht gestellte weltliche Vorteile eingeführt wurde, sondern daß sie von Innen heraus auf eine Bestand verheißende Weise, aus der Einigkeit im Geiste, wie sie zwischen den Pastoren und der Dreifaltigkeits-Gemeinde herrschte, erfolgt war. Sie war eine reife Frucht ihrer ganzen Geschichte. Die Union der Geistlichkeit Berlins war bereits im Jahre 1817 vollzogen. Schleiermacher hatte natürlich von vornherein den Wunsch, daß auch die Dreifaltigkeits-Gemeinde diesem Beispiel folgen möchte. Aber er war ja gegen jede Uebereilung. Hecker war zu sehr Schulmann, um ein großes Interesse an kirchlichen Reformen zu haben. Nach dessen Tode aber, als Marheineke an Heckers Stelle getreten war, begann die Sache zu reifen. Marheineke war ein großer Freund der Union; seine im Jahre 1816 zur Vorbereitung der kommenden Jubelfeier der Reformation veröffentlichte Geschichte derselben hat der Union nicht unwesentlich vorgearbeitet. Er schrieb sie nicht im Interesse eines konfessionellen Luthertums, sondern in dem des ganzen Protestantismus, ja er möchte sogar, daß die unselige Trennung eines evangelischen und katholischen Deutschlands endlich einmal ein Ende finde. Er stellt als Grundsatz in der Vorrede zu dieser Geschichte auf: „was die Menschen trennt, ist allein das Menschliche, das Göttliche vereiniget sie immerdar“. Am 6. Dezember 1820 erließen die Pastoren unserer Kirche in Verbindung mit dem Kirchen-Kollegium eine, unter Zustimmung der Superintendenten Küster und Marot, von Schleiermacher verfaßte Ansprache an beide Gemeinden, in welcher

letzteren die Vollziehung einer Gemeinde-Union, die, wie nachgewiesen wird, in der Geschichte der Gemeinde sich schrittweise, fast bis zur Vollendung vorbereitet habe, ans Herz gelegt wird. Die Ansprache wurde im Druck vervielfältigt, um allen Gemeindegliedern das darin enthaltene Unionsstatut bekannt zu geben, welches die Pastoren und das Kirchenkollegium nach eingeholter Erlaubnis der vorgesetzten Behörde im Verein mit den Superintendenten entworfen hatten. Werde, so heißt es, diese Ordnung von der Gemeinde gebilligt, so solle hiernach die Union vollzogen werden. Ein volles Jahr wird aber den Gemeinde-Gliedern zur Anbringung ihrer Einwürfe und Bedenken Frist gelassen, auch gebeten, alle Fragen oder Einwendungen behufs der vorgeschlagenen Verfassungsänderung bei dem betreffenden Superintendenten anzubringen, damit von diesem den Behörden ein ganz unparteiischer Bericht erstattet werden könne. Man wird kaum bestreiten, daß auf diese Weise mit möglichster Berücksichtigung und Schonung der gewissenhaften Ueberlegung jedes einzelnen Gliedes vorgegangen wurde. Auch sachlich ist alles mit großer Weisheit geordnet. Der gemeinsame Gottesdienst wird so gestaltet, daß jede Gemeinde so wenig wie möglich von demjenigen vermisse, was ihr in der Vergangenheit lieb und wert geworden. Daher wird auch kein einheitliches Gebetsformular für den Gottesdienst vorgeschrieben. Jeder Pastor solle vielmehr das Recht behalten, die bisher üblich gewesenen Gebete in ihren verschiedenen Formen zu verwenden. Zu den Neuerungen gehört es, daß von nun an sonntäglich das H. Abendmahl ausgeteilt werden soll, und zwar entweder nach der Früh- oder nach der Hauptpredigt. Bei den Taufen wird von den Lutheranern das Handauflegen der Pathen als allgemein empfehlenswerth übernommen. Auf diese Weise entstand überhaupt eine besondere, für die Dreifaltigkeits-Kirche gültige Agende, deren vollständige Veröffentlichung für die Geschichte der Liturgik nicht ohne Interesse sein würde. Zum Schluß sagen die Unterzeichner des Aufrufes: „Da wir wissen, daß sie (unsere Gemeinden) ohne Rücksicht auf die bisherige Verschiedenheit, schon immer im Glauben und in der Liebe verbunden gewesen sind: so zweifeln wir unsererseits gar nicht, daß diese Ankündigung einer gänzlichen Vereinigung von ihnen mit herzlicher Freude werde aufgenommen werden; daß sie sich mit uns in dem frommen Wunsch einer baldigen Beendigung derselben vereinigen; und daß sie wie wir einen reichlichen Segen Gottes davon erwarten werden, wenn wir in noch vollkommenerem Maß, als bisher geschehen, der apostolischen Regel folgen: Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens.“ [35])

Die in die Gemeinde gesetzte Erwartung wurde glänzend erfüllt. Nicht das leiseste Bedenken gegen die Vorschläge der verehrten Pastoren ist laut geworden. Dagegen machten die Behörden bezüglich der endgültigen Bestätigung des Unionsstatutes einige Schwierigkeiten, wobei es sich um die Stellung der Reformierten zur Dreifaltigkeits-Parochie handelte. Alle Reformierten bildeten gesetzlich und gewohnheitsmäßig durch ganz Berlin nur eine Parochie, wie sie auch nur unter einem Superintendenten standen. In dem neuen Statut für die Dreifaltigkeits-Gemeinde war aber auch den Reformierten, welche sich bisher zu dieser Kirche gehalten, ohne doch in deren Sprengel zu wohnen, der Zutritt zu der

Unionsgemeinde offen gelassen und zugleich angedeutet, daß sie damit eine gewisse dauernde Parochialpflichtigkeit zu übernehmen hätten. Das Konsistorium verschärfte auf Vorschlag der Superintendenten diese noch unbestimmt gehaltenen Vorschläge dahin, daß sämtliche Reformierte, welche in der Parochie wohnten, selbst wenn sie sich bisher zu anderen Gemeinden gehalten hatten, von nun an gesetzlich zur Parochie der Dreifaltigkeits-Kirche gehören sollten. Es überrascht keineswegs, daß der Kultusminister in diesen Anordnungen den Keim eines Konfliktes mit den Ansprüchen anderer reformierter Kirchen und eine Beeinträchtigung der Rechte der Reformierten überhaupt erblickte. Aus diesem Grunde wurde das Unionsstatut vom Minister Altenstein (am 20. Dezember 1821) nur unter Aufrechterhaltung des bisherigen Rechts der letzteren, sich zur Kirche ihrer Wahl zu halten, bestätigt. Aber freilich mußte dann doch, die freie Entscheidung dieses Teiles der Gemeinde vorausgesetzt, nach Einführung der Union über die Zugehörigkeit der Reformierten zu der damit entstehenden neuen unierten Parochie etwas bestimmt werden. Dies geschah späterhin mit Altensteins Zustimmung in der Weise, daß neben allen in der Dreifaltigkeits-Parochie wohnenden Lutheranern von nun an auch diejenigen Reformierten parochialpflichtig sein sollten, welche sich bis jetzt zur Kommunion bei der Dreifaltigkeits-Kirche gehalten haben.[36]) Mit der Einführung der Union in ganz Berlin verlor dann diese Ausnahmestellung der Reformierten ihr specielles Interesse und erhielt sich nur in nationaler Form für die Böhmische Kirche, wenn man die französische Gemeinde nicht mehr als streng reformiert betrachten darf. In Folge der Union erhielt die Dreifaltigkeits-Kirche auch in allen Kassenangelegenheiten eine einheitliche Verwaltung. Ebenso trat ein gemeinsamer Küster für die unierte Gemeinde in Funktion;[37]) auch die reformierte Parochialschule wurde in den Kreis der übrigen Schulen aufgenommen. Die Pastoren ordneten ihre Stellung zu einander in der Weise, daß Herzberg in die Stelle eines gemeinsamen Nachmittags- und Hülfspredigers der beiden von nun an in allen amtlichen Geschäften gleichstehenden unierten Pfarrer trat, wofür er durch einen hervorragenden Anteil an den Amtshandlungen entschädigt wurde. Endlich löste sich die letzte äußere Verbindung mit dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und der Realschule bei dieser Gelegenheit, indem die Kirche von der noch bestehenden Verpflichtung, an diese Anstalten Zahlungen zu leisten, entbunden wurde. Es stand dem jetzt nichts mehr im Wege, daß durch einen gemeinschaftlichen Gottesdienst, am Palmsonntage den 31. März 1822, das Fest der Vereinigung der Gemeinden gefeiert wurde. Die Erreichung dieses Zweckes erregte das besondere Wohlgefallen und die Anerkennung des Königs, wie er es in einer am 26. März an die Superintendenten Küster und Marot von Berlin aus gerichteten Kabinetsordre den Pastoren und der Gemeinde aussprechen ließ. Zugleich schenkte derselbe der Gemeinde als Zeichen seiner Huld eine große goldene, auf die Reformationsfeier geprägte Denkmünze, deren beide Hälften an den von Friedrich Wilhelm I. geschenkten Abendmahlskelch angelötet wurden.

Die Königliche Kabinetsordre hatte folgenden Wortlaut: „Ihre Anzeige von der vollständigen Vereinigung der beiden zu der hiesigen Dreifaltigkeits-Kirche

gehörenden evangelischen Gemeinden ist Mir sehr erfreulich gewesen, indem Ich hoffe, daß dieses Beispiel von den gesegnetsten Folgen sein werde. Die Mitwirkung, welche Sie und die Geistlichen der Dreifaltigkeits-Kirche dabei bewiesen haben anerkennend, beauftrage ich Sie hierdurch ausdrücklich, den letzteren sowohl, als den vereinigten Gemeinden selbst diese Aeußerung Meines Wohlgefallens mitzuteilen. Friedrich Wilhelm.

Bei jener Unionsfeier, die in einer erhebenden Weise verlief, und an welcher sich eine überaus zahlreiche Versammlung beteiligte, hielt zunächst Marheineke ein am Altar gesprochenes Gebet, dann Küster im Namen der geistlichen Behörden eine Ansprache, und Schleiermacher eine herrliche Festpredigt über Philipp. 2, 1—4. Zum Schluß wurde von einer ungewöhnlich großen Zahl von Teilnehmern ein erstes gemeinschaftliches Abendmahl der ganzen Gemeinde gefeiert. Der Superintendent proklamierte die vollzogene Union in denkwürdigen Worten, in denen es heißt: „Im Namen Gottes und Jesu Christi erkläre ich daher hiermit die beiden zu dieser Dreifaltigkeits-Kirche gehörenden Gemeinden für eine ganz ungetrennte evangelische und hebe in Ansehung ihrer alle bisherigen Konfessionsunterschiede für immer auf." Die Rede Schleiermachers erläuterte das Wesen der zu stande gekommenen Vereinigung teils geschichtlich, teils nach seiner inneren Seite, wobei die Union namentlich gegen den Verdacht in Schutz genommen wird, als sei sie nur aus religiöser Gleichgültigkeit und nicht vielmehr aus einem lebendigen evangelischen Glauben entsprungen. Darum solle nun gerade das Wesentliche aller christlichen Erbauung in dem Gottesdienst dieser Gemeinde zu Tage treten, um die Lebenskraft des Evangeliums, das, mit treuem Festhalten an dem väterlichen Erbe, doch den Bedürfnissen aller Zeiten genug zu thun im stande sei, untrüglich zu beweisen. Unsere Gemeinde war in der That die erste in Berlin, welche der Union der Geistlichen die der Gemeinde folgen ließ. Denn nur das war bisher schon vorgekommen, daß unierte Geistliche an Gemeinden berufen wurden, die einer anderen Konfession angehörten, als diejenige war, zu der jene Geistlichen sich ursprünglich bekannt hatten.[38])

Mit den Angelegenheiten der Union hängt die Sorge für eine bessere Gestaltung des Gottesdienstes nicht unbedingt zusammen. Daher lag auch diese Schleiermacher bereits am Herzen, ehe er an der Vereinigung der Dreifaltigkeits-Gemeinde arbeiten konnte. In seinem Gutachten in Sachen des protestantischen Kirchenwesens hatte er als auf einen erheblichen Uebelstand auch auf den Verfall des Kirchengesanges hingewiesen. Dabei konnte er den Zuständen der Landeskirche das Beispiel der Brüdergemeinde entgegenstellen, wo jener Gesang weit vollkommener ausgebildet sei, ja wo er eine solche Rolle spiele, daß sogar liturgische Gottesdienste ohne Predigt sich als höchst segensreich und wirkungsvoll bewiesen hätten. Darum erklärte er es bereits als Prediger und Professor in Halle für seine Aufgabe, dasjenige, was er in dieser Beziehung bei den Herrnhutern gelernt habe, und was ihn noch immer begeistere, auf die evangelische Kirche zu übertragen.[39]) An der Dreifaltigkeits-Kirche fand er, wie es damals fast überall der Fall war, den Kirchengesang

in einem überaus traurigen Zustande. Er suchte es, wie er im Jahre 1815 an die geistliche- und Schuldeputation der Kurmärkischen Regierung berichtet, „an festlichen Gelegenheiten möglich zu machen, daß abwechselnd einzelne Strophen einstimmig oder auch figuriert gesungen wurden, teils kleine Motetten und Chöre von guten Meistern den Gesang der Gemeinde unterbrachen". Beim gewöhnlichen Gottesdienste achtete er aber namentlich darauf, „einen größeren Reichtum von Melodieen wieder in Gang zu bringen; denn man war", schreibt er, „bis auf sehr wenige zurückgekommen". Er hatte dabei das Glück, daß nicht selten geübte Sänger und Sängerinnen der berühmten Berliner Singakademie den Chorgesang bei den Festgottesdiensten übernahmen. Und in der Vorrede zu der Gedächtnispredigt auf die Königin Luise hat er den Mitgliedern dieser Akademie öffentlichen Dank für ihre wiederholte musikalische Unterstützung der Gottesdienste abgestattet. Auch bei der Einweihung der im Jahre 1811 von ihrer Verwüstung durch die französischen Truppen wieder hergestellten Kirche wirkten diese musikalischen Freunde künstlerisch mit. Allein das konnte Schleiermacher noch nicht genügen. Er wünschte doch die Gemeinde selbst im Gesange zu üben und einen regelmäßigen Chorgesang einzuführen, wozu namentlich ein alles Nötige vorbereitender und leitender Dirigent gehörte. Aus diesem Grunde bat er in dem erwähnten Schreiben die Regierung, daß ein Musiker von Profession zur Leitung des Kirchengesanges mit entsprechender Remuneration aus dem Ertrag des Klingelbeutels angestellt werden dürfe, und schlug dazu den lutherischen Küster Rex vor, der musikalisch gebildet und selbst Mitglied der Singakademie wäre. Man kann sich vorstellen, welche Bedeutung diese Reformen für den Gottesdienst in unserer Kirche in damaliger Zeit haben mußten.[40])

Nachdem in Berlin die Union in allen Gemeinden eingeführt worden war, konnte man auch an die Herstellung eines guten gemeinsamen Gesangbuches denken, das um so notwendiger zu sein schien, als hier die verschiedensten Gesangbücher, von teilweise miserabeler Beschaffenheit, in Gebrauch waren. Da Schleiermacher mit den vorhandenen Gesangbüchern wenig zufrieden war, so ließ er vor der Einführung des neuen für seine Gottesdienste besondere Liederzusammenstellungen drucken. Als daher von der im Jahre 1817 in Berlin versammelten Kreissynode eine Kommission zur Herstellung eines neuen Gesangbuches gewählt wurde, und die Wahl auch Schleiermacher traf, hielt er es für seine Pflicht an dieser Arbeit teilzunehmen, obschon ihm dieselbe viel Not machte. Nachdem das Resultat der Kommission durch die Behörden geprüft und verbessert worden war, wurde das Neue Gesangbuch am 1. Januar 1830 in allen Kirchen Berlins, mit Ausnahme der Böhmischen, eingeführt. So wenig Schleiermacher die geleistete Arbeit für vollkommen hielt, so hat er sie doch in einem Sendschreiben an den Bischof Ritschl in Stettin gegen Angriffe, die namentlich von der evangelischen Kirchenzeitung ausgingen, und die nicht frei von Voreingenommenheit waren, tapfer verteidigt. Er erlebte auch die Freude, daß in diesem Falle Claus Harms ganz auf seine Seite trat. Freilich meinte er auch, daß man etwa nach 50 Jahren wieder ein anderes Gesangbuch in Berlin gebrauchen werde.[41])

Ein treuer Mitarbeiter Schleiermachers zu der Zeit, als letzterer wegen seiner Beschäftigung in der Unterrichts-Sektion des Ministeriums sich einen Hülfsprediger erbitten mußte, den ihm auch eine königliche Kabinetsordre bewilligte, war August Pischon. Schleiermachers Wahl fiel auf diesen, damals einen noch jungen Domkandidaten, der, 1785 zu Kottbus geboren, in Halle studiert hatte, indessen noch nicht pro ministerio geprüft worden war. Dennoch wurde er von der Kurmärkischen Regierung bestätigt: selbstverständlich unter der Bedingung, daß er sich vorher examinieren ließe. Es geht aus den Protokollen des Examens zur Genüge hervor, weshalb Schleiermacher gerade Pischon gewünscht hatte. Die rationalistischen Herren Examinatoren, unter denen auch Eylert figurierte, konnten doch nicht unterlassen, an der Predigt dieses Kandidaten eine „Hinneigung zu einem gewissen mystischen Halbdunkel" und Mangel an Popularität zu rügen, obschon sie nicht bestritten, daß er mit Würde und Anstand gepredigt, und daß „ein frommer christlicher Sinn" das Ganze durchdrungen habe. Mit der Zeitströmung befanden sich jene Autoritäten aber in einem bewußten Widerspruch, wie aus der Pischon erteilten Censur im Deutschen erhellt. Zwar spreche und schreibe er richtig deutsch, urteilten sie, aber seine Sprache sei dunkel, da er eine „Hinneigung zum Geschmack des Tages" und ein Bestreben mehr auf Gefühle, als auf „deutliche und bestimmte Begriffe zu wirken", besitze.[42]) Pischon war einer der treuesten Schüler und persönlichen Anhänger Schleiermachers. Im Jahre 1815 wurde er zum Prediger am Friedrichs-Waisenhaus und zum Professor am Kadetten-Korps, 1827 an die Nikolai-Kirche und 1838 ins Konsistorium als Assessor berufen. Er starb als Konsistorialrat und Archidiakonus an der zuletzt genannten Kirche am 31. Dec. 1858. Schleiermacher hatte ihm die erste Stufe des Konfirmanden-Unterrichts übertragen; den Unterricht in den letzten Monaten vor der Konfirmation zu erteilen, behielt er sich selbst vor. Hiermit war die Regierung indessen nicht einverstanden, da ihrer Meinung nach der Unterricht in einer Hand bleiben müsse. Das veranlaßte Schleiermacher in einem ausführlichen Schreiben den eingereichten Vorschlag nicht nur aus seinen persönlichen Verhältnissen zu motivieren, sondern auch seine Ansichten über diesen Unterricht genauer auseinander zu setzen. Ihm erscheint eine Klasseneinteilung der Konfirmanden, die Uebereinstimmung der Lehre und Lehrer vorausgesetzt, sogar sehr wünschenswert. Aber freilich hält er die Geistlichen für so überbürdet, daß sie der Unterweisung der Katechumenen kaum die pädagogisch genügende Aufmerksamkeit schenken könnten.[43]) Die Verantwortlichkeit und Beschwerlichkeit, die dem Geistlichen aus einer großen Zahl von Katechumenen erwächst, fühlte er namentlich seit der Einführung der Union. Denn nun strömten auch die Kinder der ehemals lutherischen Familien aus der ganzen, damals auf 12000 Seelen geschätzten Gemeinde zu ihm, während ihm solche vorher nur auf Grund besonderer persönlicher Beziehungen übergeben wurden. So konnte er aber auch auf diesem Wege in weiteren Kreisen christlichen und evangelischen Sinn verbreiten und die Erfahrung machen, daß, wie er einer gräflichen Konfirmandin einmal schrieb, „was von Herzen kommt, auch wieder zu Herzen geht". Obgleich er kein Kind zurückwies und dem Hülfsprediger übergab, das sich

bei ihm meldete, so hatte er doch im ganzen mehr Konfirmanden aus den gebildeten, wie aus den niederen Ständen, wie es auch der Natur seiner Predigten entsprach, zu deren vollem Verständnis, wie man nicht leugnen kann, eine gewisse Bildung und ein auf die allgemeinen sittlichen Fragen gerichtetes Interesse gehörte. Er verfolgte ja auch, wie wir wissen, den Grundsatz, sich beim Predigen mit der Gemeinde in geistige Berührung zu setzen. Eine vorhandene tiefe Kluft der Anschauungen der Gebildeten und des Volkes gehörte zu den Voraussetzungen, mit denen er in seinen praktischen Beruf eintrat. Und man wird nicht bestreiten, daß er gerade viel dazu beigetragen hat, diese Kluft, vom Centrum der Religion aus, auszufüllen, worin doch das, allerdings noch von keiner Seite erreichte, Ideal liegt. So hat er auch die religiöse, sich unter Umständen mit der Differenz der Bildung kreuzende Unterscheidung einer engeren und geförderten Gemeinschaft im Verhältnis zu einem weiteren Kreise unter den Hörern der Predigt zwar niemals aufgegeben, aber jede gewaltsame äußere Trennung bekämpft. Man hat indessen bemerkt, daß sich in verschiedenen Gottesdiensten bei ihm eine verschiedene Zuhörerschaft eingefunden habe. So habe er in seinen Frühgottesdiensten für einen engeren Kreis, für „die Elite" seiner Zuhörer gepredigt, die oft von weit her kamen, im Winter mit einem Lichtlein, das sie in der Kirche anzündeten, um ihr Gesangbuch lesen zu können. Seine letzte Predigt, die von Hoßbach veröffentlicht wurde, über Mark. 14 v. 1—26, war eine solche Frühpredigt, worin er nachwies, daß die Stiftung des Abendmahles nicht für das Volk, das „seine Wunder gesehen", „nur seine Lehre gehört und die Weisheit derselben bewundert" hatte, „sondern nur für diejenigen, welche die Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes vom Vater in ihm erkannten, für diejenigen, die nirgend anders hingehen konnten, als zu ihm, weil er die Worte des Lebens besaß", bestimmt und verständlich gewesen sei. Aber in dieser Stiftung sah er auch die der Kirche als solcher begründet.[44])

Unter Schleiermachers Konfirmanden, die ihm die Union zuführte, befand sich auch ein Jüngling, dem er in der Dreifaltigkeits-Kirche die segnende Hand auflegte, ohne zu ahnen, wie viel dieser einst zur Verwirklichung seiner glühendsten patriotischen Wünsche nach Gottes Fügung beitragen sollte. Es war der zukünftige deutsche Reichskanzler Fürst Bismarck. Letzterer war damals Zögling des Königlichen Friedrich Wilhelms-Gymnasiums, und wurde am 31. März 1830 von Schleiermacher, dessen Religionsunterricht nicht ohne Eindruck auf ihn blieb, konfirmiert. Er hat als alter Herr einem Pastor dieser Kirche, dem Superintendenten Pank, erzählen können: „Noch weiß ich genau das Plätzchen in der Kirche, wo ich unter den Konfirmanden gesessen habe; und als ich dann aufgerufen wurde und vor den Altar treten sollte, pochte mir gewaltig das Herz." Ja derselbe führte noch im Jahre 1880 den Bibel-Spruch an, der ihm in unserer Kirche auf seine Lebensreise als Kompaß war mitgegeben worden, den Spruch nämlich: „Alles, was ihr thut, das thut von Herzen als dem Herrn, und nicht den Menschen" (Kolosser 3, v. 23). Und am funfzigsten Jahrestage der Konfirmation des Reichskanzlers durfte der erwähnte Pastor die Fürstin Bismarck bitten, ihrem Gemahl einen erneuten Konfirmationsschein mit jenem Denkspruch und dem

Bildnis Schleiermachers auf seinen Frühstückstisch zu legen. Die Gemeinde darf sich dessen freuen, daß diese Erinnerung dem Fürsten, wie uns berichtet ist, eine willkommene war. „Es hat doch etwas auf sich", hat er darauf geäußert, „wenn man sich sagen muß: funfzig Jahre sind dahin gegangen, seitdem du vor dem Konfirmationsaltar gestanden. Aber der Spruch soll mein Leitstern bleiben."[45])

Wir erinnern uns, daß, als Hecker im Jahre 1819 starb, der Professor Marheineke sein Nachfolger wurde. Philipp Konrad Marheineke wurde am 1. Mai 1780 zu Hildesheim geboren. Sein Vater war ein tüchtiger Geschäftsmann und Senator, seine Mutter eine christlich gesinnte, intelligente Frau. Seine theologische Ausbildung empfing er auf der Universität Göttingen, die er im Jahre 1798 bezog, und auf welcher er namentlich durch die tüchtigen Kirchenhistoriker Planck und Stäudlin angeregt wurde. Seine wissenschaftliche Begabung stellte er durch gekrönte Preisarbeiten bereits auf der Universität ins Licht, wie er dann auch als Hauslehrer bei den Töchtern des Präsidenten von Dewitz in Milzow bei Neustrelitz einige Predigten veröffentlichte. Im Jahre 1804 wurde er Repetend an der Göttinger Universität, von wo er 1805 zum außerordentlichen Professor der Theologie an die damals preußische Universität Erlangen berufen wurde. Hier begann er sich seinen kirchengeschichtlichen Arbeiten zu widmen, durch welche er sich um diese Wissenschaft hervorragende und bleibende Verdienste erworben hat. Er erkor jedoch zu seinem besonderen Arbeitsfeld nicht sowohl die allgemeine Kirchengeschichte, als vielmehr besondere Ausschnitte aus dieser Wissenschaft: die Geschichte der Moral, der christlichen Dogmen und namentlich die sogenannte Symbolik oder die Darstellung der öffentlichen Lehrsysteme der christlichen Kirchen und Sekten der Gegenwart. In Erlangen wurde er auch mit Schleiermachers Reden über die Religion bekannt, und er gehörte zu denen, welche von dem Buche im Innersten ergriffen wurden. In einem Briefe, den er von dort an letzteren richtete, dankte er demselben für die Abfassung jenes Buches, indem er u. A. äußerte: „Ich glaube fast, daß ich erst da, als ich Sie über die Religion reden hörte, zum ersten Mal in meinem Leben mit voller Besinnung religiös und fromm gewesen bin; denn es war wahrhaftig etwas mehr als die Reflexion, die ich wahrnahm in meinem Gemüte, als ich auf diese Weise Ihre Bekanntschaft machte. Und wen man in solchen Stunden als einen Propheten göttlicher Offenbarung kennen gelernt hat — wie sollt' ich es Ihnen nicht sagen dürfen, daß ich Sie von ganzem Herzen liebe."[46]) Von Erlangen wurde Marheineke nach Heidelberg berufen und von dort im Jahre 1810 an die zu Berlin neu gegründete Universität. Hier wirkte er in ernster und mannichfaltiger wissenschaftlicher Arbeit, von 1811 bis an seinen, im Jahre 1846 erfolgten Tod.

Als Heckers Stelle (am 26. Juli 1819) erledigt war, sprach Marheineke zunächst dem Ministerium, dann auch dem Könige in einem Immediatgesuch vom 2. August den Wunsch aus, daß ihm dieselbe übertragen werden möchte. Von jeher habe er Neigung und Liebe zum evangelischen Pfarramt, zu dem er auch ursprünglich bestimmt gewesen sei, gespürt, und für seine wissenschaftliche Thätigkeit glaube er in der Übernahme eines solchen eine

wertvolle Ergänzung zu erblicken. „Ich hoffe“, fügte er hinzu, „daß diese praktische Beschäftigung einen höchst wohlthätigen Einfluß auf meine wissenschaftlichen Bestrebungen äußern und Vieles in mir noch zur Klarheit bringen werde.“ Nicht ganz ohne Kampf kam unser Theologe zu diesem erwünschten Ziele, da Herzberg alle Segel aufspannte, um Heckers Nachfolger zu werden. Nicht nur wurde in der Gemeinde eine Petition zu seinen Gunsten zu stande gebracht, sondern auch, nachdem Marheineke schon designiert war, machte jener für seine künftige Stellung allerhand Ansprüche zu Ungunsten des neuen Amtsbruders geltend, die noch zu einer Beschwerde des letzteren an den König führten. Im Hintergrunde lag bereits die Frage der Union, der, wie man vielfach meinte, Herzberg nicht günstig sei. Zum Teil befand sich dieser dabei allerdings in der Verteidigung materieller Interessen, die man nach menschlichem Maßstabe für nicht ganz unberechtigt halten konnte. Denn sobald die Gemeinde uniert wurde, durfte er, der jetzt nur zweiter lutherischer Prediger war, falls er dann nicht an Heckers Stelle trat, erwarten, zum dritten Prediger der Gesamtgemeinde zurückbefördert zu werden. Den materiellen Ansprüchen Herzbergs haben die Behörden, sowie seine Kollegen im Pfarramt indessen, sei es durch Gehalts-Zulage, sei es durch Überweisung von Accidentien, ausreichende Berücksichtigung geschenkt, so daß schließlich in dieser Beziehung kein Mißklang in der Gemeinde zurückblieb. Daß die Behörden in allen Instanzen indessen Marheineke bei der Wahl des Pfarrers vorzogen, ist erklärlich. Herzbergs Interessen lagen weit mehr auf dem Gebiete der Schule, als auf dem der Theologie und Kirche. In einem Bericht, der aus dem geistlichen Ministerium in dieser Frage beim Staatskanzler Fürsten Hardenberg erstattet worden ist (durch Nicolovius), wird auch auf die Thatsache des in Berlin erwachten religiösen Lebens und Bedürfnisses hingewiesen, das sich namentlich in der Dreifaltigkeits-Gemeinde erkennen lasse. Hier sei eine gedrängt volle Kirche, hier seien alle Kirchenplätze vermietet. Um so mehr sei die Gewinnung einer hervorragenden geistlichen Kraft zu wünschen. Marheinekes Wahl zum Pastor an unserer Kirche war bereits am 6. August 1819 von der Königlichen Regierung in Potsdam vollzogen worden. Am 7. Juli 1820 wurde diese Entscheidung durch Königliche Kabinetsordre bestätigt; und nachdem der Gewählte mit vollem Beifall seine Gast-Predigt gehalten, wurde er am 8. Oktober desselben Jahres durch den Superintendenten Küster eingeführt.[47]) Über 25 Jahre hat er unserer Kirche und Gemeinde treu gedient. Welchen wesentlichen Anteil er an dem Zustandekommen der Vereinigung der beiden Gemeinden zu einer Gemeinschaft des Gottesdienstes und des Glaubens gehabt hat, ist uns bekannt geworden. In diesem Sinne und seinem geschichtlichen Interesse entsprechend, hat er die Gemeinde auf der Kanzel und die Jugend im Konfirmandenunterricht gern an den Glauben der Väter erinnert. Er hat sich überhaupt um die Erbauung der Gemeinde aus dem Worte Gottes bemüht. Zwei Bände Predigten über die Leidensgeschichte und die Sonntags-Evangelien hat er auch der „häuslichen Frömmigkeit gewidmet“. Im ganzen freilich kam der äußere Erfolg seiner Kanzelwirksamkeit dem der Predigten Schleiermachers nicht gleich. Während ein Geschichtschreiber der Predigt nicht ohne Grund geurteilt hat, daß letzterer stets „hoch über“ einem

„Gegensatz" von dogmatischer und moralischer Predigt gestanden habe, so erscheinen Marheinekes Kanzelreden dogmatischer und, obschon sie sich an das Schriftwort in gedankenreicher Auslegung anschlossen, nicht frei von einer theoretischen Nüchternheit. Das hing aber auch mit seiner theologischen Entwicklung zusammen, indem er von seinem geschichtlich-konservativen Standpunkte aus mehr und mehr in die Abhängigkeit von dem damals so viel versprechenden Hegel'schen System geriet, so daß er in seinen späteren Jahren als der Hauptvertreter der Hegel'schen Philosophie auf dem Gebiete der Theologie, als der Führer der christlichen und konservativen Hegelianer, welche die evangelisch-lutherische Lehre in das System der Hegel'schen Begriffe kleideten, galt. Aber wie Hegel überhaupt die geschichtliche Wirklichkeit und die Erfahrungen des Lebens in seinem System unterdrückte oder tötete: so ließ auch dieses Schülers Anwendung jenes streng geschlossenen, sich auf absolute logische Konsequenz stützenden philosophischen Systems auf die Erklärung und Darstellung der christlichen Wahrheiten, zunächst in der Dogmatik wenigstens, das Christentum nicht zu seinem selbständigen religiösen Rechte und zu einer lebensvollen Offenbarung kommen. Wir begreifen, daß eine derartige Systematik bei Marheineke nicht ohne Einwirkung auf seine Predigten bleiben konnte, so daß sie, namentlich gegen das Ende seines Lebens schwächer besucht wurden.

Man darf diese Verbindung lutherischer Anschauungen mit philosophischen Begriffen als ein rationalistisches Luthertum charakterisieren, wie es auch unter Friedrich Wilhelm III. und Altenstein als staatskirchliche Richtung herrschte, und wie es sich damals auch unter den praktischen Theologen, nicht zum Vorteil der Predigten, sehr verbreitete. Marheineke konnte indessen bei dieser Haltung ins Kirchenregiment berufen und 1835 zum Ober-Konsistorialrat ernannt werden; Schleiermachers Kämpfe um die Selbständigkeit der Kirche vermochte er, von seinem Standpunkte aus, allerdings nicht zu unterstützen. Vielmehr hat er sich gegen dessen kirchenpolitischen Standpunkt in der Schrift: „Ueber die wahre Stellung des liturgischen Rechtes im evangelischen Kirchenregiment" (1825) ausgesprochen. Auf der anderen Seite ist er aber stets gegen den römischen Katholicismus aufgetreten, wie er auch eine Reihe von Predigten zur Verteidigung der evangelischen Kirche gegen die päpstliche von 1838—39 gehalten hat. Zu seiner Enttäuschung mußte er es aber noch erleben, daß sich das von ihm als ganz unantastbar angesehene Bündnis zwischen dem evangelischen Christentum und der Hegel'schen Philosophie in sich selbst auflöste. Man kann jetzt nicht mehr bestreiten, daß doch Hegel die Philosophie hoch über die Religion stellte, daß seine absolute Logik, sein unfehlbares System als eine vollkommene Wahrheit auftrat, dem sich auch das religiös-innerliche wie das geschichtlich-kirchliche Leben schlechthin unterordnen sollte. Da geschah es nun, daß wissenschaftliche Schüler Hegels mit scheinbar derselben logischen Folgerichtigkeit und mit demselben Absolutismus des Begriffes, womit ihr Meister die vollkommene Vernünftigkeit des zur Philosophie erhobenen Christentums bewiesen hatte, die absolute Unvernünftigkeit desselben deducierten.[18]) Andererseits trat mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV und der Uebernahme des Kultus-Ministeriums durch Eich-

horn ein Umschwung in den kirchlichen Verhältnissen ein, der Richtungen und Stimmungen zur Herrschaft brachte, welche allen Rationalismus auf das Eifrigste bekämpften, so daß auch der orthodoxe Rationalismus der Hegel'schen Schule und philosophisches Forschen überhaupt verdammt schien. Dadurch fühlte sich Marheineke veranlaßt, zu den im Staate und in der Kirche leitenden Persönlichkeiten in Opposition zu treten, was, wenn es nötig wäre, jedenfalls noch den Beweis liefern könnte, daß sein philosophischer Standpunkt auf einer selbständig gebildeten Ueberzeugung ruhte. Darum verstand er aber auch Schleiermacher zu würdigen, so daß beide Männer, obschon ihre Ansichten über wichtige Punkte auseinander gingen, stets in kollegialischer Hochachtung mit einander verkehren konnten. So ließ sich auch Marheineke, als er sich im Jahre 1824 zum zweiten Male verheiratete, von seinem Amtsbruder trauen. Aber selbst in wissenschaftlicher Beziehung gab es mehr Berührungspunkte zwischen beiden, als es auf den ersten Blick scheinen könnte. Marheineke ließ in einer früheren Periode durch Anschluß an Daub in seinen religiösen Anschauungen auch einen mystischen Zug erkennen und behielt stets trotz seiner Philosophie eine entschiedene Neigung zur kirchlichen Praxis bei. Das geht nicht nur aus seiner Thätigkeit an unserer Kirche hervor, sondern zeigte sich auch darin, daß er als wissenschaftlicher Theologe sich sowohl litterarisch, als auch auf dem Katheder mit der sogenannten praktischen Theologie gern beschäftigte. Und andererseits war auch Schleiermacher ein Philosoph, der das spekulative und systematische Denken achtete, hatte er doch Hegels Berufung nach Berlin besonders befördert. Ja derselbe verlangte überhaupt von allen Geistlichen und Theologen eine gründliche philosophische Bildung; wobei man freilich nicht vergessen darf, daß es stets sein Bemühen blieb, den fundamentalen Unterschied von Religion und Philosophie, wie auch die selbständige und eigentümliche Aufgabe der zu beiden in Beziehung stehenden Theologie klar zu stellen. Dagegen standen sich in der theologischen Fakultät der Berliner Universität der kritische de Wette und Marheineke feindlicher gegenüber. Auch da war Schleiermacher das vermittelnde Element, indem er wie der berühmte Philologe Böckh aus eigener Anschauung bezeugen konnte, „wohlgeeignet war, die auseinander gehenden Richtungen jener beiden in mäßiger Eintracht zusammenzuhalten“.[49])

Schleiermachers Wirksamkeit im Dienste der Gemeinde und im Kampfe um die Verfassung der Landes-Kirche wird endlich erst vollständig gewürdigt werden können, wenn wir noch an die Hemmnisse erinnern, die aus der Ungunst der damaligen politischen Lage entsprangen. Die berüchtigten Karlsbader Beschlüsse, deren Anregung auf das burschenschaftliche Wartburg-Fest des 18. Oktobers 1817 zurückgehen, schädigten nicht nur das öffentliche politische Leben in Preußen im allgemeinen, sondern trafen ganz besonders hart die deutschen Universitäten, die studierende Jugend, wie die gefeiertsten Lehrer derselben. Und was auch Einzelne in ihrem politischen Verhalten gefehlt haben mochten, die Gesamtheit und mit ihr die Unschuldigsten haben wohl selten so sehr dafür büßen müssen! Wie hart und ungerecht das Schicksal den edlen, treuen und kindlich frommen Vaterlandsfreund Ernst Moritz Arndt verfolgt hat, ist allgemein bekannt. Mitten aus der schönsten

Wirksamkeit herausgerissen, wurde er von seinem Lehramte an der Universität suspendiert und bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. zu völliger Unthätigkeit verurteilt.[50]) Schleiermachers Schwester war aber Arndts Gattin. Wie sollten da nicht die Schatten der Verdächtigung auch auf ersteren fallen, da er ja seine persönliche Unzufriedenheit mit den herrschenden Regierungsgrundsätzen in Staat und Kirche niemals verhehlt hat! So wurden denn auch die Briefe, die er mit seinem Schwager wechselte, aufgefangen und erbrochen, indem seine Feinde hofften, auch ihn zu ewigem Stillschweigen verurteilen zu können. Diese Untersuchung gegen Schleiermacher erstreckte sich auf die Jahre 1819—1823, griff also in die Periode der Unions- und Verfassungsstreitigkeiten ein. Man hat ihm schließlich nichts Ungesetzliches vorwerfen können. Denn, wenn sich in seinen vertrauten Briefen an den nahen Verwandten hin und wieder freimütige Urteile über hochgestellte Personen fanden, so waren es doch nur derartige, wie sie jeder selbständig Denkende unter vier Augen zu machen pflegt, und die nur nach den Grundsätzen eines nach asiatischem Muster regierten Staatswesens hätten bestraft werden können.[51]) Daß es unserem Pastor unter diesen Umständen wohl nicht an Veranlassungen, sich in eine gereizte Stimmung versetzen zu lassen, gefehlt hätte, ersieht man aus vielen seiner Aeußerungen, die sich in seinen veröffentlichten Briefen, so auch in denen an die Grafen zu Dohna finden.[52]) Daß er sich durch alles dieses von der Verteidigung der erkannten Wahrheit nicht abbringen ließ, werden wir, nachdem wir seine Ueberzeugungstreue kennen gelernt haben, nicht unerklärlich finden. Allein als Prediger einer christlichen Gemeinde hätte er damit seine Pflicht doch nur unvollständig erfüllt. Vielmehr müssen wir es als eine ihm von Gott geschenkte Gnade anerkennen, daß er sich durch alle offenen und geheimen Anfeindungen, durch alles Kämpfen für seine Ueberzeugungen nicht erbittern ließ, daß vielmehr seine Treue gegen das Vaterland, seine persönliche Verehrung des Königs in keiner Weise erschüttert wurde. Das war aber auch der beste Schild, den er seinen Gegnern in Bezug auf die politischen Anfeindungen, die er erduldete, entgegen halten konnte. So hören wir, wie er im Jahre 1831 dem Könige für die Verleihung des roten Adlerordens, als für eine Bezeugung des königlichen Wohlwollens, das ihm „wie ein freundlicher Stern in sein herannahendes Alter hineinleuchte", in rührenden Worten dankt. Er rühmt es dabei, daß des Königs Regierung „auf eine so ausgezeichnete Weise" für das Wohlergehen des teuren Vaterlandes gesegnet sei.[53]) Und als ihm dann später, in Bezug auf seine wissenschaftliche Bedeutung und auf die Unabhängigkeit seines Strebens verschiedene zweifelhafte, obgleich schmeichelhaft sein sollende Komplimente in einer französischen Zeitschrift gemacht wurden, erließ er in der preußischen Staats-Zeitung eine öffentliche Erklärung, worin er ausspricht, seine politischen Wünsche seien nur solche, die seinem Predigt-Amte entsprächen. Denn die Summe aller Wünsche eines evangelischen Geistlichen, sagt er hier, liegen in dem Gebet beschlossen, „unter dem Schutz und Schirm des Königs ein geruhiges Leben zu führen und dem Ziel der christlichen Vollkommenheit näher zu kommen". Ebenso entschieden lehnte er dabei seine Zugehörigkeit zu irgend einer sogenannten linken Seite als Partei, ab, vor allen Dingen aber jeden Gedanken an die

Ersprießlichkeit einer revolutionären Sonderung des Volkes von dem Könige. In Preußen habe bisher als das Prinzip des segensreichen Fortschrittes, der seit dem Frieden von Tilsit „ohne Revolution, ohne Kammern, ja selbst ohne Preßfreiheit" ein reißender gewesen sei, gegolten: „das Volk mit dem Könige und der König mit dem Volk." So werde es auch ferner bleiben.[54])

Es entsprach diesem ethischen Siege über die so oft das Alter großer Männer trübenden bitteren Erinnerungen an die Mühseligkeiten ihres Lebenskampfes, daß seine geistige Arbeitskraft und Elasticität sich bis zum letzten Atemzuge in einer Weise erhielt, die stets die größte Bewunderung erregt hat, und worin man die ihm durch Gottes Gnade geschenkte Erfüllung des Ideals einer ewigen Jugend und unbesiegbarer Frische des inneren geistigen Lebens, des Ideals das er einst in seinen Monologen mit glühender Begeisterung umfing, zu sehen berechtigt war.[55]) So konnte er seinem Berufe an der Dreifaltigkeits-Kirche, an der Universität wie in der Akademie der Wissenschaften in ununterbrochenem geistigen Schaffen nachkommen. Der Besuch seiner Predigten zeigte keine Abnahme. „Gelehrte, höhere Beamte und Offiziere, Studenten aller Fakultäten, insbesondere aber junge Theologen und Philologen, Frauen aus den vornehmen Ständen bildeten die Mehrzahl" seiner getreuen Zuhörerschaft. Für seine akademischen Schüler waren die Predigten die wertvollste Ergänzung seiner Katheder-Vorträge.[56]) Die von uns erwähnte letzte Frühpredigt hielt er noch wenige Tage vor seinem Tode. Sein berühmtestes theologisches Werk ist seine christliche Glaubenslehre, von welcher die erste Auflage 1821—22, die zweite 1830 erschien, und deren Ausarbeitung ihm über die Enttäuschungen, die er in den kirchlichen Kämpfen erlebte, innerlich hinweghalf. Sie ist in kirchlicher Rücksicht dadurch merkwürdig, daß sie den ersten Versuch darstellte, den gemeinsamen Glauben der geeinten evangelischen Kirche zu entwickeln, und zwar in der Weise, daß auf dem gemeinsamen Grunde doch eine Verschiedenheit der Ansichten im Einzelnen erklärbar werden soll. Der maßgebende Standpunkt dieses großen Werkes läßt sich schon aus dem Motto ersehen, welches er an die Spitze stellt. Er entnimmt es den Worten des berühmten Erzbischofs Anselm von Canterbury: „Ich glaube, um zu erkennen." Denn „wer nicht glaubt, der macht keine Erfahrung, und wer keine Erfahrungen gesammelt hat, der kann nicht erkennen." Die wissenschaftliche Glaubenslehre soll also auf der christlichen Erfahrung ruhen. Ihre Aufgabe ist es nach Schleiermacher, letztere zu deuten und zu verstehen, sie in ihren einzelnen Momenten zu einem harmonischen Ganzen zu ordnen. So hat seiner Meinung nach die Glaubenslehre aber auch die lebendigen Erfahrungen des Einzelnen und die der gegenwärtigen Kirche an dem Glauben der Apostel zu prüfen, mit dem der Väter und der gesamten christlichen Kirche auszugleichen. Das ist der jetzt für alle Glaubenswissenschaft unentbehrliche Grundsatz, wie ihn jenes dogmatische Meisterwerk zum ersten Male in voller Klarheit aufgestellt und durchzuführen versucht hat. Mag auch seine Darstellung und Erklärung des Einzelnen weder von allen gebilligt, noch für alle Zeit maßgebend sein, so thut das der grundlegenden Bedeutung jener Auffassung keinerlei Eintracht. Vielmehr entspricht das nur Schleier-

machers eigenen Voraussetzungen und Wünschen; denn die Erfahrung soll und muß ja eine lebendig fortgehende sein, so daß er immer wiederholt hat, daß er erfahrungsmäßig besser begründeten Ansichten niemals vorgreifen wolle, daß namentlich die Söhne, wenn sie ihre Pflicht erfüllen, vieles klarer erkennen müßten, als die Väter. Unter seinen übrigen zahlreichen wissenschaftlichen Schriften und Arbeiten erinnern wir nur noch an seine berühmte Uebersetzung der Gespräche Platos, an der er bis zum Jahre 1828 arbeitete. Wie sein universeller Standpunkt in vorbildlicher Weise das Zusammenwirken verschiedener Glaubensweisen in der evangelischen Kirche beförderte und selbst solchen Richtungen den Weg gebahnt hat, die es ihm nicht immer mit schuldigem Dank vergolten haben: davon ist auch ein redendes Beispiel die neidlose Gesinnung, mit der er seinen Freunden den Besuch der Predigten von Geistlichen anderer Richtung gönnte, wie er sich denn selbst besonders gern an den Predigten von Hermes, dem er auch die Grabrede hielt, erbaute.[57]) Ein bemerkenswertes Beispiel dieses Verständnisses für andere christliche Individualitäten ist noch das brüderliche Zuvorkommen, mit dem er dem bekannten späteren Pastor an der Bethlehems-Kirche, dem berühmten Gründer der indischen Mission wie des Elisabeth-Krankenhauses, Johannes Goßner, die Thüre der evangelischen Kirche Berlins zu öffnen gesucht hat. Goßner kam, als evangelisch gesinnter Katholik, im Jahr 1824 aus Rußland vertrieben, nachdem er zur evangelischen Kirche übergetreten war, auch nach Berlin, wo er eine kirchliche Wirksamkeit zu finden hoffte. Der Weg, der ihn aus dem Katholicismus zur evangelischen Kirche geführt hatte, lag in der Richtung des neueren gläubigen Pietismus. Von den damals namentlich im Adel vertretenen pietistischen Kreisen in Schlesien, Pommern und auch in Berlin war er als ein Märtyrer des Glaubens freudig aufgenommen worden. Allein weder die kirchlichen Behörden Berlins, noch die Mehrzahl der dortigen Geistlichkeit zeigte sich Goßner geneigt. Nachdem es ihm endlich mit unsäglicher Mühe gelang, als Mann von fünfundfunfzig Jahren Hülfsprediger des greisen Koblank an der Luisenstadt-Kirche zu werden, entfernte ihn das Konsistorium auch von dieser Stelle wieder. Da war es gerade Schleiermacher, der so wenig es ihm in den Sinn kam, dem Pietismus das Recht einzuräumen, die alleinherrschende Partei in der evangelischen Kirche zu sein, doch den kirchlichen Beruf solcher Männer, wie Goßner, auf das entschiedenste würdigte. Daher öffnete er dem in den herrschenden Regionen noch Verkannten die Dreifaltigkeits-Kirche, damit derselbe in ihr seinen geprüften Glauben bekenne, so daß Goßner, nachdem ihm Aussicht geworden, das Pastorat an der Böhmischen Kirche zu erlangen, dankerfüllt an Schleiermacher schreiben konnte: „Müssen Sie denn der Einzige bleiben, bis ans Ende, der mir immer so freundschaftlich entgegenkommt und mich in seinem Hause und auf seiner Kanzel zu sehen verlangt?“ Die Aufforderung Schleiermachers, noch einige Male für ihn zu predigen, nimmt er mit Freudigkeit an. Nur in der Brüdergemeinde hatte man diesem Zeugen des Evangeliums damals das Predigen gestattet. So erfüllte die Dreifaltigkeits-Kirche auch das Gebot christlicher Gastfreiheit, um neuen Gottesboten für eine gesegnete Wirksamkeit in Berlin die Bahn zu bereiten.[58])

Man sieht, wie Schleiermachers Wirken an dieser Kirche auch einen hervorragenden Anteil daran hatte, daß in der Geistlichkeit und in den Gemeinden Berlins überhaupt der Boden für neues kirchliches und religiöses Leben geschaffen wurde. Diesen, sich auf ganz Berlin erstreckenden segensreichen Einfluß desselben hat Steffens, sein Kollege an der Universität, der übrigens dem Luthertum weit mehr huldigte, als er, in seiner Gedächtnisrede auf ihn, aus eigener Erfahrung geschildert. Daß das Berlin von heute ein ganz anderes sei, das erscheine, so sagt Steffens dort, als eine unbestreitbare Thatsache. „Was der Ernst der Zeit", fügt er erklärend hinzu, „was andere ausgezeichnete Geister, die neben dem Entschlafenen thätig waren, vermochten, soll nicht abgeleugnet werden; aber in der langen Zeit seiner nie ruhenden, in allen Richtungen sich bewegenden Thätigkeit, übte keiner einen Einfluß aus, mit dem zu vergleichen, der von ihm ausging, den Alles durchdringenden religiösen". Steffens ist selbstverständlich nicht der Meinung, daß durch Schleiermacher alle Berliner zum vollen Glauben bekehrt worden seien, aber eine tiefere religiöse Gesinnung", meint er doch, habe jener in das ganze Volk, „in die Familien der höheren Stände, in die Werkstätte des Bürgers hineingetragen".[59]) Ein letzter großer Schmerz war Schleiermacher noch vor seinem Scheiden von der Erde beschieden, indem er seinen einzigen Sohn, Nathanael, einen Knaben von 9 Jahren, im Herbst 1829 durch ein bösartiges Scharlachfieber verlor. Es ist von verschiedenen Seiten gesagt worden, das auch das ihm zum Besten gedient habe, indem eine ganz besonders liebenswürdige Milde sein Wesen seitdem wie mit einer höheren Weihe übergossen habe. Wir erinnern noch daran, daß er uns aus dieser Zeit des Schmerzes eine homiletische Leistung hinterlassen hat, seine Rede an Nathanaels Grabe, die bei allen Kennern stets die höchste Bewunderung erregt hat. Er hat hier eine merkwürdige Probe von der ihm zu eigen gewordenen Gabe, das erregteste, tiefste Gefühl in einer klassisch zu nennenden, und nach außen die größte Ruhe bewahrenden Form zur Darstellung zu bringen, abgelegt. Bei dieser Gelegenheit konnte sich diese Meisterschaft freilich besonders offenbaren. Denn welches Gefühl wird mehr mit elementarer Gewalt aus dem Innersten der Seele hervorquellen, als der Schmerz eines Vaters, der an dem Grabe eines einzigen, heißgeliebten Sohnes steht? so daß zum rednerischen Ausdruck dieses Gefühls eine außergewöhnliche Selbstbeherrschung unumgänglich erscheint. Wenn man es als das Zeichen eines vollendeten Kunstwerkes betrachten darf, daß Form und Gehalt ganz in einander aufgehen, so haben wir hier ein Kunstwerk trauernder Rede, in welchem das tiefste Gefühl sich ohne Rückhalt in die edelste Form gießt und die vollendete Form zum reinen Spiegel der höchsten Schmerz-Empfindung geworden ist.[60])

Schleiermacher folgte seinem Sohne am 12. Februar 1834, nachdem er nur ein kurzes Krankenlager erduldet hatte, in die Ewigkeit nach. Sein Ende legte noch einmal Zeugnis für sein klares religiöses Bewußtsein ab. Im Kreise der Seinigen konnte er noch wenige Minuten vor seinem Abscheiden das H. Abendmahl als Priester feiern und mit ihnen Worte des lebendigsten Glaubens und der Liebe tauschen. Es ist kaum nötig, zu sagen,

daß sein Tod als ein Ereignis von allgemeiner Bedeutung in der europäischen Kultur-Welt, ganz besonders jedoch in allen Teilen der deutschen evangelischen Kirche und in der deutschen Geistes-Wissenschaft empfunden wurde.[61]) Für die Dreifaltigkeits-Gemeinde war der Verlust eines solchen Predigers und Seelsorgers zunächst ein unersetzlicher. Sein Begräbnis ging in einer großartigen Weise von statten; seit langer Zeit oder noch „nie", „sah Berlin ein solches Trauerbegräbnis". Am Bestattungs-Tage erschien der preußische Staats-Anzeiger mit Trauerrand und einem Nekrologe. Ueber den Leichenzug berichtete damals dieses Blatt: „Nachdem im Leichenhause der Hof- und Domprediger und zeitige Rektor der Universität, Professor Dr. Strauß dem Verstorbenen eine Gedächtnisrede gehalten, setzte der Zug sich langsam in Bewegung, voraus ein Musik-Korps, dann der mit vier Pferden bespannte Leichenwagen, hierauf ein zweites Musik-Korps, das abwechselnd mit jenem geistliche Lieder spielte, darauf der von Studenten getragene Sarg, oben auf die heilige Schrift und frische Blumenkränze; ihm schlossen sich in einer langen Reihe die zahlreichen Freunde und Verehrer des Verstorbenen an, sämtlich zu Fuß, sowie die Studierenden nach den Fakultäten, denen sie angehörten, unter Vortritt der von ihnen gewählten Marschälle mit den schwarz umflorten Stäben, dann die Prinzlichen und eine unabsehbare Menge anderer Equipagen". Am Grabe rief dem Dahingeschiedenen Pischon Worte des Dankes und der Liebe, die sich Schleiermacher in einem ganz seltenen Maße erworben hatte, nach, während Steffens noch an demselben Tage die erwähnte Gedächtnisrede in der Aula der Universität hielt, wozu der Rektor eingeladen hatte. Am 2. März hielt Konsistorialrat Hoßbach die amtliche Gedächtnisrede auf Schleiermacher, wobei Marheineke, der bereits am 16. Februar die Gemeinde über den Verlust ihres Lehrers getröstet hatte, das Altargebet sprach. Wie hoch letzterer seinen verstorbenen Amtsbruder gestellt hat, ersieht man aus dem zu Gott gerichteten Wunsche: „Laß das Bild seines vorurteilsfreien Geistes, seines unermüdeten Eifers, seines frommen Wirkens unter uns, seiner ungetrübten Heiterkeit und Gelassenheit und seines erbaulichen Todes unvergänglich in unserer Erinnerung stehen, und seine teure Stimme, die uns so oft zum ewigen Leben rief, nun auch über sein Grab hinaus oft und lebendig wiedertönen in unseren Herzen." Nach anderen Darstellungen sollen 40000 Menschen dem Sarge des Entschlafenen gefolgt sein. Sein Schüler Trendelenburg berichtet uns, was auch anderweitig bestätigt ist, daß sich am Trauergefolge nicht nur Generale und frühere Minister, die Räte des Ministeriums, sondern auch die gesamte Geistlichkeit, „die katholische wie die evangelische", man könne sagen „Freund und Feind" beteiligt hätten. So feierte unsere Konkordien-Kirche an diesem Tage der Trauer doch einen ihrer schönsten Triumphe".[62])

Wer sollte Schleiermachers Nachfolger an der Kirche werden? Nachdem sich Herrn von Altensteins Wunsch, Claus Harms zu gewinnen, als nicht ausführbar erwiesen, wurde Kober zum Pfarrer ernannt, der seit 1824 Hülfsprediger und des im Jahre 1823 verstorbenen Herzberg Nachfolger an der Dreifaltigkeits-Kirche war. Kobers hauptsächlichste Wirksamkeit fällt indessen in die folgende Periode. Unter Schleiermacher und Marheineke

hatte sich die Kirche auch äußerlich wesentlich verbessert. Die Erweiterung der Kirchhofs-Anlagen ist uns bereits bekannt geworden. Als Schleiermacher sein Amt antrat, war das Kirchengebäude in seinem Innern von der Franzosenzeit her in einem wüsten Zustande. Die ganze Kirche war bis an die Decke hinan von Rauch geschwärzt, die Kirchenstühle ruiniert, die Orgel arg beschädigt. Zunächst konnte man das Gebäude nur notdürftig zum gottesdienstlichen Gebrauche durch die Handwerker, die sich zur Stundung der Bezahlung bereit erklärten, herrichten. Erst mit Hülfe der Beiträge von Wohlthätern, unter denen sich die edle Prinzeß Wilhelm und wiederum der uns bekannte, so freigebig für die Kirche sorgende Regierungsrat Rudolphi, welcher ein Kapital von 1000 Thalern schenkte, befanden, konnten die Stühle wie die Kirche ausgebessert und neu angestrichen, auch die Orgel wieder brauchbar gemacht werden. Die Einweihung der erneuten Kirche erfolgte im Jahre 1811. Bald aber zeigte sich ein Umbau des Dachstuhles und Turmes als nötig. Jetzt gab der Staat die erforderliche Summe von über 10000 Thalern, da die Gemeinde nicht in der Lage war, das erforderliche Baugeld aufzubringen. Zur Verschönerung der Kirche diente es zugleich, daß neue Kirchenfenster angefertigt wurden. Nach zehn Jahren machten sich bedenkliche Senkungen der Chöre bemerkbar, so daß die Staatskasse wiederum helfend (mit 2792 Thalern) eintrat. Eine Reparatur des Daches und der Amtshäuser, die sich im Jahre 1834 als nötig zeigte, konnte aber in der Hauptsache aus der Kirchen-Kasse selbst bestritten werden. An Ausgaben für Baulichkeiten hatte die Kirche außerdem von 1816—1839 noch über 5000 Thaler aufzubringen, so daß ersichtlich, wie gerade die Bau-Ausgaben eine erhebliche Sorge und Aufgabe für unsere älteren Berliner Kirchen waren, wie aber auch die Vertreter der Dreifaltigkeits-Gemeinde stets bemüht waren, der letzteren ein gesichertes und würdiges Gotteshaus zu erhalten.[63]) Im Jahre 1837 wurde der Friedhof unserer Gemeinde durch ein würdiges Denkmal Schleiermachers geziert. Das Denkmal, teils aus Marmor, teils aus Granit, nach der Zeichnung des Hof-Bauinspektors Hasse ausgeführt, enthält in einer nach Osten liegenden Nische eine „sprechend ähnliche" Büste des Verklärten von Rauchs Meisterhand aus cararischem Marmor. Es wurde mit Erlaubnis der vorgesetzten Behörden am 3. Juli in Gegenwart eines Kreises von Freunden durch Rede und Musik eingeweiht. Um das Zustandekommen des Monumentes haben sich die Pastoren Marheineke, Kober und Vogt, sowie die Mitglieder des Kirchen-Kollegiums Eichhorn, von Mauderode, Stobwasser und Tamnau besonders verdient gemacht.[64])

So kam denn das Jahr 1839, das Jahr des hundertjährigen Jubiläums unserer Kirche und der kirchlichen Reformation der Mark Brandenburg heran. Mit größter und allgemeinster Teilnahme wurde das erstere Jubiläum am 14. Sonntage nach Trinitatis, dem kirchlichen Einweihungs-Tage, der damals auf den 1. September fiel, gefeiert. Mit reichem Blumenschmuck und prächtigen Kränzen hatten die Jungfrauen der Gemeinde, unter der verständigen Leitung des Kunstgärtners Teichmann, den inneren Raum der Kirche zum Jubel-Tage geschmückt. Wertvolle Gaben waren von den Freunden gespendet worden. Wir erwähnen einen schönen Taufstein von Marmor, ein Taufbecken und eine Wasserkanne

von edlem Metall, reich gestickte Decken und Teppiche, Gedächtnistafeln für die aufzubewahrenden Kriegsdenkmünzen aus den Jahren 1813—1815 und sonstigen künstlerischen Schmuck. Nicht nur die Gemeinde, auch die ganze Stadt zeigte ein lebhaftes Interesse an dem Feste. Wie am Tage der ersten Einweihung konnte der zu erwartende Andrang nur durch Austeilung von Eintrittskarten verhindert werden. „Tausende nahmen", wie die Vossische Zeitung berichtete, „an dieser freudigen Festlichkeit Teil." Man erinnerte sich überall der weitreichenden, rastlosen Thätigkeit eines Julius Hecker, der tief in die Entwicklung des geistigen Lebens Berlins eingreifenden Wirksamkeit eines Schleiermacher. Um 9 Uhr fand der Festgottesdienst statt, bei der Kober ein Weihgebet am Altare und Marheineke die Festpredigt über denselben Text, über den vor 100 Jahren Reinbeck gepredigt hatte, hielt. Eine merkwürdige Kontinuität in der bisherigen Entwicklung der Kirche und der Gemeinde trat dabei zu Tage. Marheineke durfte darauf hinweisen, wie die Gemeinde in der Vollziehung der Union das erfüllt habe, was der Wunsch des frommen Stifters bei ihrer Gründung ersehnte. Er konnte, wie einst die Vorfahren, auf die Geistigkeit des wahren Gotteshauses hinweisen, auf die Anbetung im Geist und in der Wahrheit. Darum komme, so führte er noch in seiner Rede aus, für den Christen „auf das innere Leben, auf Gesinnung und Frömmigkeit des Gemütes zunächst Alles an". Aber dieses Innere müsse auch nach außen hervorbrechen, müsse ein gemeinsames Leben im Glauben stiften. Darin erblickt er die kirchliche Seite des christlichen Gottesdienstes. „Diese Notwendigkeit", nennt er „die Freiheit inniger, unendlicher Liebe; sie ist es, welche das heilige Feuer der gemeinsamen Andacht entzündet und es auch nicht wieder ausgehen läßt." Daß damals aber die Wehen politischer Umwälzungen schon befürchtet wurden, ersieht man noch aus der am Schluß der Rede, im Hinblick auf den königlichen Gründer der Kirche, sich darstellenden Mahnung, sich vor den thörichten Gedanken und argen Sünden zu hüten, an denen jetzt so viele Völker kranken, und als ein christliches Volk dahin zu streben, auch die Freude und den Ruhm unseres christlichen Königs zu erhöhen. Diese Predigt gehört zu den besten, am meisten Lebendigkeit zeigenden, die Marheineke gehalten. Man bemerkt auch eine deutliche Berührung mit den Grundansichten Schleiermachers. Indem es Marheineke gelang, die gemeinsame Feststimmung zum Ausdruck zu bringen, konnte es auch nicht anders geschehen, als daß die Rede mit großem Beifall aufgenommen wurde. Zur Feier des Tages erschien auch die mehrfach erwähnte Geschichte der Dreifaltigkeits-Kirche, welche der Pastor Kober verfaßt hatte. Sie war bald vergriffen. Denn sie enthielt, wie es in einer anerkennenden Kritik heißt, nicht allein für die Kirchen-Gemeinde, der sie gewidmet war, sondern auch für die Bewohner der Residenz des Interessanten gar Vieles, indem man auch namentlich auf die Mitteilungen über Schleiermacher, den ja die damals lebende Generation noch gekannt hatte, hinwies. Auch erschien ein Bildnis der Kirche bei Gropius, das zu einem billigen Preise in der Stadt verkauft wurde. Die ganze Feier war mit einem göttlichen Segen begnadigt. Wie denn der Berichterstatter in der genannten Zeitung in Rücksicht auf das hier gefeierte Gedächtnis sagen muß: „Bei dem Rückblick

auf ein verflossenes Jahrhundert wird uns die trostvolle Ueberzeugung, wie sehr Liebe, Thätigkeit, Gottvertrauen auch das in seinem Beginn Kleine segensreich zu fördern im stande sind." [65])

Durch diese Feier war das märkische Reformations-Jubelfest desselben Jahres würdig eingeleitet worden. Am 1. November fand die Vorfeier in der Universität und in den Schulen Berlins und in Spandau statt, wohin sich auch Deputationen des Magistrats und der Stadtverordneten begeben hatten. Der Hauptfesttag war für Berlin der 2. November. Nachdem in allen Kirchen um 8½ Uhr ein Festgottesdienst vorangegangen war, ging ein feierlicher Zug der städtischen Behörden, der evangelischen Geistlichkeit, eingeladener Staatsbehörden, der Universität, Deputationen der Schulen und der Gewerke in die Nikolai-Kirche, wo der Bischof Roß die Festpredigt hielt. Leider war der König krank, so daß sich nur die Prinzen beteiligen konnten. Magistrat und Geistlichkeit, sowie ein großer Teil der Festgenossen feierten nach dem Schluß des ersten Teiles des Gottesdienstes das H. Abendmahl. In den einzelnen Kirchen fand nachmittags 3 Uhr die kirchliche Schulfeier statt. Da fanden sich nun wieder in der Dreifaltigkeits-Kirche die Schulen zusammen, welche aus ihrem mütterlichen Schoße entsprungen waren. Und sie konnte stolz auf die stattliche Kinderschar sein, die zu gemeinsamer Anbetung im evangelischen Glauben sich bei ihr einfand. Die Lehrer und Schüler des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums und der Königl. Realschule gingen in feierlichem Zuge unter Vortritt der durch Posaunen verstärkten Gesangchöre beider Anstalten zur Kirche. Es waren an 1100 Personen im Zuge, so daß verschiedene Abteilungen gebildet werden mußten, die von besonders dazu gewählten Schülern geführt wurden. Die Schülerinnen der Königl. Elisabeth-Schule hatten sich einzeln vorher zur Kirche begeben und wurden dort von den Lehrerinnen empfangen, um auf ihre Plätze geführt zu werden. Dieser imposante Festzug, wie ihn verschiedene Zeitungen beschreiben, erregte die Aufmerksamkeit der Berliner. Wenn nun das alte Lutherlied in unserer Kirche von einer solchen evangelischen Schulgemeinde gesungen wurde, und die geistigen Großthaten der Reformation in ihrer wesentlichen und bleibenden Bedeutung der lernbegierigen Jugend vor die Seele gestellt werden konnten, so zeigt sich besonders deutlich, welcher Segen der christlichen Schule Berlins aus der Union der Bekenntnisse erwachsen mußte. Denn so nur konnte erstere den Anforderungen erweiterter und freierer Erkenntnis, wie sie die Neuzeit forderte, gerecht werden: ohne ihren inneren Zusammenhang mit Christentum und Kirche opfern zu müssen. Hatte doch auch Schleiermacher schon längst die Wichtigkeit der Union für die preußische Schule als einen Hauptgrund für ihre Notwendigkeit geltend gemacht. [66]).

Sechstes Kapitel.

Tod Friedrich Wilhelms III. Die Geschichte der Dreifaltigkeits-Kirche unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. und Wilhelms I. Das Jahr 1848. Kober, Fr. Wilh. Krummacher, Pank. Entwicklung der Kirchen-Verfassung. Jüngste Vergangenheit. Schluß.

Das Jubelfest der Reformation sollte der geliebte König Friedrich Wilhelm III. nicht lange mehr überleben. Auch seine Gegner mußten ihm den Ruhm lassen, daß er ein aufrichtiger frommer Christ gewesen war, welcher der Pflichten eines christlichen Regenten stets eingedenk geblieben. Und wenn ihm, der nicht immer gut beraten war, Kämpfe auf kirchlichem Gebiete ebenso wenig erspart blieben, wie auf staatlichem, so hat er diese doch auch als Christ und mit verheißungsvollen Erfolgen, die freilich erst spätere Generationen in ungetrübterer Weise genießen sollten, durchgeführt. Hat man es ihm verdacht, was ihm auch selbst ein großer Schmerz gewesen ist, daß eine Schar frommer lutherischer Unterthanen infolge der Unionswirren nach Amerika auswanderte, so hat er doch andererseits als echter Hohenzoller den evangelischen Zillerthalern, denen man in Österreich die Ausübung des lutherischen Kultus versagte, im Jahre 1837 eine Zuflucht im preußischen Schlesien gewährt. Unendlich viel hat ihm namentlich die Dreifaltigkeits-Kirche zu danken. Er hat ihr große und bedeutende Pastoren vorgesetzt; er hat selbst in der Zeit der größten Krisis des Vaterlandes für eine würdige Vertretung der Gemeinde gesorgt; er hat sie zum zweiten Mal als eine neue Konkordien-Kirche im Sinn und Geist des ersten Königlichen Stifters gegründet; er hat sie endlich auch, wie wir sahen, mit nicht unerheblichen materiellen Mitteln unterstützt. Sein frommer Sinn spricht sich zur Genüge in dem Motto seines letzten Willens aus, den er am 1. December 1827 aufsetzte: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott. An Deinem Segen, Herr, ist Alles gelegen! Verleihe mir ihn auch jetzt zu diesem Geschäfte." Am 7. Juni 1840 rief ihn Gott aus der Unruhe dieser Zeit in ein besseres Jenseits.

Mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. änderte sich nicht nur in politischer, sondern auch in kirchlicher Beziehung vieles. Allgemeine sichere Urteile über die kirchlichen Verhältnisse dieser Periode wird man nur dann zu fällen berechtigt sein, wenn man beachtet, daß nun die lange drohenden und mühsam zurückgehaltenen politischen Stürme mit Macht über unser Vaterland dahinbrausten und auch die kirchlichen Parteien und Richtungen mit einer gewissen Naturnotwendigkeit in ihren Wirbel hineinzogen, und daß die neue Entwicklung der kirchlichen Bewegung sich mit der Gegenwart berührt, über die ja ein abschließendes Urteil noch nicht abgegeben werden darf. Als eine unbestreitbare Thatsache ist es jedoch anzuerkennen, daß schon gegen das Ende der Regierung Friedrich Wilhelms III., namentlich aber nach dem Regierungs-Antritt seines Nachfolgers aus dem nach den Freiheitskriegen nicht ohne eine schwärmerische Zuthat und romanisierende Rei-

gungen allgemein erstarkten christlichen Geiste das erwachte religiöse Leben Berlins bald ein kirchlich einflußreiches Hervortreten der sogenannten pietistischen Auffassung des Christentums zur Folge hatte. Man darf diesen Namen, an den wir an und für sich keinen Tadel knüpfen, sondern der seine geschichtliche Bedeutung hat, in diesem Falle gebrauchen, da auch sehr positiv gesinnte Theologen von einem Kreise des Pietismus in Berlin gesprochen haben.[1]) Der kirchengeschichtliche Zusammenhang ist hier auch unzweifelhaft. Da treten nun zwei Erscheinungen hervor, eine sehr erfreuliche und eine andere, die wieder an die natürliche Schwäche der pietistischen Frömmigkeit, die schon im vorigen Jahrhundert zu Tage getreten, erinnern muß. Der bessere ältere Pietismus war ja niemals ganz ausgestorben; er hatte sich nur in die Kreise der Stillen im Lande zurückgezogen, in der Brüdergemeinde aber in fortdauernd spürbarem Leben offenbart. Von hier aus hatte ihn Schleiermacher, freilich in veredelter, mit der Wissenschaft versöhnter Form, in das kirchliche Leben hinübergeführt. In einer gewissen Einschränkung kann man daher auch sagen, daß die Union nach ihrer religiös-positiven Seite ein Werk des Pietismus gewesen sei.[2]) War doch für die Union die Brüdergemeinde von vorbildlicher Bedeutung gewesen. Auch jetzt zeigte sich ohne Frage der Pietismus, welcher religiöses und christliches Leben über und neben einer trockenen und abstrakten, nur durch äußere Tradition aufrecht erhaltenen Frömmigkeit geltend machte, wiederum als eine Quelle des Segens. Freie persönliche Liebesarbeit in der Nachfolge und im Geiste Christi sproßte wiederum in den verschiedensten Gestalten schaffensfroh auf, nachdem durch die durch Urlsperger gegründete Christentumsgesellschaft der Boden in weitesten Kreisen für solche Bestrebungen zubereitet worden war. Sorge für die Armen und Elenden, Traktat-Bibel- und Missionsgesellschaften blühten schon unter Friedrich Wilhelm III. in Berlin. Die fromme, für die in den Gefängnissen Schmachtenden eintretende Quäkerin Elisabeth Frey fand in den höchsten Kreisen Berlins die zuvorkommenste Aufnahme. Ferner steht hier der Name des edlen Baron von Kottwitz, des Gründers einer neuen Armenpflege, den man auch gelegentlich als das Haupt der Berliner frommen Kreise bezeichnet hat, obenan.[3]) So entwickelten sich die Keime der inneren Mission, die jetzt als eine unentbehrliche Helferin der evangelischen Kirche anerkannt ist. An den Pietismus erinnern auch die mehr oder weniger plötzlichen religiösen Erweckungen, die sich zu dieser Zeit an verschiedenen Orten, selbst im katholischen Deutschland, in auffallender Weise namentlich aber in Pommern, zeigten.[4]) Das Erwachen des religiösen Lebens in dieser Form hatte Schleiermacher schon in seinen Reden über die Religion als eine unter Umständen notwendige religiöse Erscheinung verstanden. An und für sich kann sie, da sie doch nur den Anfangspunkt christlichen Lebens bezeichnet, ebenso wohl zu einem gesunden Wachstum der Frömmigkeit dienen, als auch einen krankhaften Verlauf nehmen. Nach einer sehr richtigen Bemerkung desselben Theologen über die damaligen Erweckungen kommt es dabei wesentlich auf die Stellung des geistlichen Amtes zu diesen religiösen Lebensäußerungen an.[5])

In diesen Beziehungen entwickelten sich die Dinge bei uns aber nicht so günstig,

als man hätte erwarten sollen. Einerseits zeigte der in alter Weise sich weiter schleppende Rationalismus überhaupt zu wenig Verständnis für das praktische Christentum und das Bedürfnis des Volkes, um seine kritischen Gaben zu einer gemeinsamen Arbeit zu verwenden, andererseits verhinderte das sich nach den Freiheitskriegen in Preußen wieder befestigende rationalistische Staatskirchentum, wie wir es kennen lernten, die herrschende Generation der Geistlichen, sich dem Verständnis für die Freiheit des inneren religiösen Lebens zu erschließen. So kam es, daß auch der Pietismus im neunzehnten Jahrhundert teils durch eigene Schwäche, teils durch fremde Schuld in die Bahnen des Separatismus gedrängt wurde, wodurch der Segen, der aus diesen Erweckungen für die Gesamtheit der Kirche hätte hervorgehen können, durch Vermehrung der schon vorhandenen kirchlichen Gegensätze verkümmerte. Ein bloßes Konventikel-Christentum konnte sich, wie leicht begreiflich, jetzt ebenso wenig dauernd behaupten, wie im vorigen Jahrhundert. Während aber damals der Pietismus, von der Orthodoxie befehdet, sehr schnell den Uebergang zum Rationalismus bildete, so jetzt, in seinem Kampfe gegen die Verweltlichung der Kirche und die Lauheit der Geistlichen, zum strengen oder separierten Luthertum. Dieser Uebergang liegt besonders deutlich in Pommern unter Friedrich Wilhelms IV. Regierung vor, wo namentlich die Geistlichkeit sich erst durch eine auf diesem Wege entstandene Agitation zur Geltendmachung eines strengen, dem preußischen Kirchen-Regiment fortan die peinlichsten Verlegenheiten bereitenden Luthertums veranlaßt sah.[6]) Allein eine solche Kombination von strengem Luthertum und einem sich dadurch seinem eigentümlichen Wesen nach auflösenden Pietismus vollzog sich auch in allgemeiner Weise. Das Ministerium Altensteins war dem Pietismus niemals günstig gewesen. Wollte letzterer sich also nicht mit seiner schönsten Aufgabe, dem praktischen Christentum, begnügen, sondern auch an der kirchlichen Herrschaft teilnehmen, so mußte das Altluthertum, welches sich in den Kämpfen mit dem Staate den Ruhm eines religiösen Märtyrertums errungen zu haben schien, dem kleinen Kreise der entschieden Gläubigen, wenn sie doch zum eigenen Hausbau zu schwach waren, in der That ein reineres Gotteshaus, als die unierte preußische Landeskirche zu bieten scheinen. Bereits hatte Friedrich Wilhelm IV. nach seiner Thronbesteigung den Lutheranern die Gründung einer selbständigen Kirche, freilich nur in engeren Grenzen, gestattet. Um so mehr konnte es als Aufgabe der lebendigen Christen, sofern sie auch kirchlich sein wollten, erscheinen, die ganze Landeskirche in diese Bahnen zu lenken. Die litterarische Vertretung des wieder erwachten kirchlichen Lebens hatte die evangelische Kirchenzeitung in Berlin übernommen. Da ist es nun merkwürdig, daß im Jahre 1840, als gerade der Pietismus hoffen durfte ans Regiment zu kommen, die lutherische Orthodoxie, die durch ihn in Preußen emporkam, die Alleinherrschaft beanspruchte. Von dem kundigsten und energischsten Vertreter der gläubigen Richtung in Berlin wurden jetzt in diesem Blatte das Ungenügende und die Fehler des Pietismus so scharf als möglich gegeißelt. Und während dieses Blatt unter Friedrich Wilhelm III. die Union ausdrücklich in Schutz nahm, erklärte es im Jahre 1847, daß nun die Zeit gekommen sei, sich gegen die Union zu erklären.[7]) Die herrschende Strömung,

der fortan die Gegner der Union und die evangelische Kirchenzeitung huldigten, war aber die lutherische, denn die positiven reformierten Elemente in den östlichen Provinzen hatten über die Union überhaupt nicht zu klagen.

Die Nachgiebigkeit gegen das erstarkende, kirchenspaltende Luthertum fand einen besonders deutlichen Ausdruck beim König Friedrich Wilhelm IV., welcher gleichfalls von Hause aus in seiner persönlichen Frömmigkeit zum Pietismus in naher Beziehung stand. Er begrüßte das neu erwachte praktische Christentum in Deutschland als das Nahen eines religiösen Frühlings, „wie wenn der Saft in die Bäume tritt", mit der herzlichsten Freude. Aber auch er fand darin keinen deutlichen Fingerzeig zur äußeren Ordnung und Gestaltung der kirchlichen Gemeinschaft. Keiner hat tiefer als er den Zustand der evangelischen Kirche seiner Zeit beklagt; und er gehörte zu denen, die besonders die vorhandene Abhängigkeit der Kirche vom Staate zu den größten Uebeln derselben rechneten, so daß er sich in bewußten Widerspruch mit der Kirchenpolitik seines Vaters setzte. Aber es erscheint wie ein tragisches Verhängnis, daß er wohl den ganzen bisherigen kirchlichen Zustand in Frage stellen, aber keinen Weg zu einer reformatorischen Thätigkeit erblicken konnte. So stand er fast verzweifelnd der Aufgabe gegenüber, der Kirche zu helfen. „Ich fühle das Verzweifelte der Aufgabe", bekannte er, „in die babylonische Sprachverwirrung hinein als Sachverwalter kirchlicher Ordnung zu reden". Die Folge davon war, daß auch er dem sich thatsächlich geltend machenden Luthertum so viel als irgend möglich entgegen kam. Da er das bisherige Staatskirchentum für einen Hauptübelstand hielt, so suchte er der Kirche zunächst wenigstens in dem Rahmen der bestehenden Konsistorialverfassung eine größere Selbständigkeit zu verleihen. Daher vermehrte er die Gewalten der Konsistorien im Verhältnis zu den übrigen Behörden durch eine Verordnung vom 27. Juni 1845; daher bestimmte er bereits im Januar 1848 die Einrichtung eines Ober-Konsistoriums, dessen Wirksamkeit und volle Organisation jedoch durch die März-Revolution verhindert wurde. Nachdem sodann auch die neue preußische Staats-Verfassung vom 31. Januar 1850 eine Unabhängigkeit der Kirche vom Staat proklamiert hatte, setzte der König eine besondere kirchliche Abteilung im geistlichen Ministerium ein, aus welcher noch im Jahre 1850 der evangelische Ober-Kirchenrat hervorging. In der Bestimmung der Thätigkeit dieser Behörde kam er nun durch eine merkwürdige Kabinets-Ordre vom Jahre 1852 dem fortdauernden Andringen der Lutheraner soweit entgegen, daß er sogar eine konfessionelle Sonderung innerhalb dieser Behörde anordnete. Hiernach konnte es scheinen, als ob die Tage der Union gezählt seien. Endlich lenkte denn doch Friedrich Wilhelm in einer weiteren Kabinets-Ordre vom 12. Juli 1853 ein, indem er sich wieder „zur Vermeidung eines weiteren unfruchtbaren Streites über Prinzipien", und um auf „die ganz entgegengesetzten Vorstellungen", die sich an den früheren Erlaß geknüpft hatten, zu antworten, energisch zur Aufrechterhaltung des Vereinigungs-Werkes seines Vaters bekannte. Es ist eine kirchengeschichtlich auffallende Thatsache, daß derjenige König, der fast am meisten von allen Hohenzollern religiöses und kirchliches Interesse zeigte, am meisten geneigt war, die ererbte Aufgabe des Kirchenregimentes seines Hauses

aufzugeben. Bereits im Jahre 1845 hatte er dem Magistrate von Berlin erklärt, daß die von der Kirche und den Reformatoren seinen Vorfahren übertragene Kirchengewalt seine Krone sehr erschwere und ihm bedenkliche Pflichten auferlege, und daß er den Tag segnen werde, an welchem er die Kirchengewalt wieder in die rechten Hände zurückgeben könne. Die rechten Hände wollten sich aber nicht finden. Wir wissen jetzt, daß dem König dabei das Ideal einer Kirchenverfassung vorschwebte, dessen Verwirklichung, wenn sie überhaupt jemals möglich sein sollte, wenigstens nur in unendlicher Ferne lag. So mußte er das Kreuz des Kirchenregimentes tragen, und kam dann schließlich doch dahin, die schlaff herunter hängenden Zügel desselben wieder kräftiger in die Hand zu nehmen. Und Ein Mann würde sich jedenfalls gefreut haben, wenn der König von Preußen bereits im neunzehnten Jahrhundert wieder in die bescheidene kirchliche Stellung eines evangelischen Privatmannes zurückgesunken wäre und seine geschichtliche Pflicht, der geborene und höchste Vertreter des allgemeinen Laien-Priestertums in Deutschland zu sein, abgeschüttelt hätte. Dieser Mann wäre der römische Papst gewesen! Ein Beweis der Sorge des Königs für die evangelische Kirche zeigte sich übrigens auch in seinen Versuchen, durch synodale Verhandlungen (durch Kreis- und Provinzialsynoden 1841 und 1844, wie durch die berühmte Generalsynode von 1846) zu einer verfassungsmäßigen Neugestaltung der evangelischen Landeskirche der östlichen Provinzen seines Staates die Hand zu bieten, obgleich alle derartigen Versuche auch unter seiner Regierung gänzlich erfolglos blieben. Ohne Resultat verlief auch eine evangelische Konferenz (Versammlung kirchlicher Notabelen) vom Jahre 1856. Daß auch der Anlauf, der von ihm im Jahre 1850 zu einer Gemeinde-Verfassung gemacht wurde, zu keiner praktischen Durchführung gelangte, erklärt sich hinreichend aus dem prinzipiellen Gegensatz des strenglutherischen Standpunktes gegen das Mitregieren der Gemeinde.[8])

Die neuen Unions-Wirren unter Friedrich Wilhelm IV. konnten aber auf das kirchliche Leben Berlins nur von höchst ungünstigem Einfluß sein. Wir haben gesehen, daß hier die Union als reife Frucht einer zweihundertjährigen Entwicklung ins Leben getreten war. Mochte auch das neuerwachte orthodoxe Luthertum in anderen Teilen der Monarchie der Bevölkerung näher liegen, hier widersprach es den besten und heiligsten Traditionen der christlichen Gemeinde. Es konnte nicht ausbleiben, daß sich durch die offizielle Begünstigung desselben zwischen den Berliner Gemeinden, namentlich den älteren, und dem Kirchenregiment eine Entfremdung erzeugen mußte, unter der auch die Geistlichen zu leiden hatten, welche sich der herrschenden Meinung mehr oder weniger anschlossen. Und letzteres konnte insofern nicht ausbleiben, als die jüngeren gläubigen Geistlichen vielfach durch den Pietismus zu demselben Prozeß gedrängt wurden, der in der Zeit lag, und der von einflußreichen Führern geleitet wurde, während vielleicht ältere Pfarrer, die an die maßgebende Bestimmung des staatskirchlichen Regimentes gewöhnt waren, von dem rationalistischen Luthertum, das unter Altenstein geherrscht hatte, das neue orthodoxe Luthertum als das notwendige Ergebnis der kirchlichen Entwicklung ansahen. Auf der anderen Seite mußten wieder

Geistliche schon mit Rücksicht auf ihre Gemeinden sich desto eifriger, und zwar nach Lage der Verhältnisse in einem oppositionellen Sinne, zur Union bekennen. Die Möglichkeit, daß Berlin zu einer Hochburg des Luthertums wurde, war aber überhaupt ausgeschlossen. Vielmehr konnte die neue kirchliche Zeit hier nur Spaltungen erzeugen, die sich auch in der Geistlichkeit dieser Stadt wirklich vollzogen, indessen noch durch andere Faktoren unterstützt wurden.

Eine Schwäche des erneuten Pietismus, die wir kirchengeschichtlich als einen Erbfehler bezeichnen müssen, war seine Unfähigkeit, den Ansprüchen des wissenschaftlichen Lebens gerecht zu werden. Schon Schleiermacher hatte in einem berühmten Sendschreiben an den Professor Lücke in Bonn lebhafte Besorgnisse im Hinblick auf das für die Zukunft geforderte Verhältnis von Frömmigkeit und Wissenschaft geäußert. Wie schnell der ältere Pietismus seine Jünger, sei es der rationalistischen Weltanschauung, sei es einer abgeschwächten lutherischen Dogmatik in die Arme führte, haben wir dargethan. Je mehr aber in unserem Jahrhundert die Macht der Bildung und Wissenschaft gewachsen war, desto weniger wollten die herrschenden kirchlichen Strömungen auf deren Mitwirkung im Interesse der evangelischen Kirche verzichten. So begreiflich das war, so verkehrt war der Weg, den man zur Erreichung dieses Zweckes einschlug. Man stellte nun auch an die Wissenschaft, und namentlich an die Theologie, welche doch gerade unter Schleiermacher aus ihrem innersten Wesen heraus der Kirche nie hoch genug zu schätzende Dienste geleistet hatte, die Forderung, sie solle sich nun endlich gründlich bekehren, sie solle g l ä u b i g sein. Die Forderung einer gläubigen Wissenschaft konnte freilich vom Standpunkt des reinen praktischen Pietismus aus nur bedeuten, daß die Theologen, die Vertreter dieser Erkenntnis, gläubig gesinnte und kirchlich fromme Männer seien. Und eine ähnliche Forderung hatte ja auch der ältere Pietismus gestellt. Aber man wußte auch sehr wohl, daß ein frommer Herzensglaube sich mit den verschiedensten wissenschaftlichen Theorieen vereinigen läßt, und daß darin keine Sicherheit für die bestimmende Autorität einer Partei liegt, indem es ja überhaupt schwer ist, das Herz eines Menschen zu prüfen und zu fesseln. Man ging auch hier folgerichtig zu dem im Luthertum liegenden objektiven Maßstab fort und forderte scheinbar als Konsequenz des praktisch-christlichen Standpunktes eine gläubige Theologie, d. h. eine solche, deren Resultate mit den Forderungen des alten lutherischen Bekenntnisses schlechthin übereinstimmen sollte.

Es liegt indessen auf der Hand, daß die Wissenschaft als solche dann aufhört, wenn ihr das Resultat vorgeschrieben wird, bei dem sie in ihren Forschungen ankommen soll. Auch hatte der angelegte Maßstab für die Wissenschaft etwas weit drückenderes, als für die praktischen Theologen. Konnte man sich damit begnügen, die letzteren auf die alten Bekenntnisse zu verpflichten, so reichte das in der Wissenschaft nicht hin, da sich die Bekenntnisse über die wichtigsten Fragen und Probleme der neueren Theologie überhaupt nicht äußern. Man mußte daher bis auf die orthodoxen lutherischen Systeme des siebzehnten Jahrhunderts zurückgehen, wollte man nicht eine willkürliche Interpretation der Bekenntnisse seitens der praktischen Geistlichen als Norm hinstellen. Daß die Wissenschaft, besonders

die Theologie bei der Durchsetzung dieser Forderung in eine bis dahin unerhörte Gebundenheit geraten wäre, die vielleicht alles überstiegen hätte, was man derartiges irgend jemals in der evangelischen Kirche verlangt hatte, liegt auf der Hand. Denn in früheren Zeiten hatte man doch nur einen in der Gegenwart noch lebendigen Maßstab aufgestellt, nicht eine künstliche Herstellung des Glaubens willkürlich erwählter Vorfahren. Es war daher zu erwarten, daß von der Seite der Wissenschaft die heftigste Opposition gegen diese Zumutungen entstand. Am meisten war aber zu beklagen, daß durch dieses Verfahren das gerade befördert werden mußte, was man verhindern wollte, nämlich eine innere Entfremdung von Kirche und Wissenschaft. Und welch' erbitterter Kampf daraus auf dem Gebiete der Theologie entstanden ist, zeigt die Geschichte dieser Wissenschaft! Uns tritt aber hier die kirchengeschichtliche Erscheinung entgegen, daß nun ein neuer Grund zur Trennung und Spaltung auch in die Gemüter der Gemeinden gesenkt wurde. Und wo mußte dieser Kampf lebhafter empfunden werden, als in den Gemeinden der preußischen Hauptstadt, der Stadt der Intelligenz, mit ihrer glänzenden Vertretung der Wissenschaft und ihrer weit verbreiteten weltlichen Bildung? Hatte man geglaubt, den Rationalismus bereits zu den Toten werfen zu können, so wurde jetzt derselbe, der ein geschichtliches und traditionelles Recht in der Geistlichkeit und in den Gemeinden immerhin besaß, und der nach seiner Natur doch unter den drei kirchengeschichtlichen Parteien noch am meisten mit der wissenschaftlichen und weltlichen Bildung Fühlung besaß, zu einer Verjüngung, einer neuen Verbindung mit der Wissenschaft gegen die aus dem Pietismus hervorgegangene Orthodoxie direkt veranlaßt. War man aber in dieser Weise überhaupt auf das Gebiet höchster theoretischer Prinzipienstreitigkeiten getrieben, so konnten auch die Gemeinden von dem trennenden Einfluß abstrakter Gegensätze nicht unerschüttert bleiben. Denn wo war eine kirchliche und vor allen Dingen eine moralische Autorität, um hier ein versöhnendes oder entscheidendes Wort zu sprechen?

Solche Gegensätze machten sich in der That bereits im Jahre 1845 in beunruhigender Weise in Berlin öffentlich geltend. Es handelte sich damals um die sogenannten Lichtfreunde, aus denen später die freien Gemeinden hervorgingen. Diese Lichtfreunde vertraten, gewissermaßen im Sinne der fortgeschrittensten Aufklärung des vorigen Jahrhunderts, einen den kirchlichen Glauben in der That fast gänzlich in Frage stellenden Rationalismus. Sie begnügten sich auch nicht mehr mit wissenschaftlichen Erörterungen im Kreise der Gebildeten, sondern suchten das Volk in agitatorischer Weise für ihre Anschauungen zu gewinnen. Es ist daher erklärlich, daß die Regierung gegen sie einschritt und ihre aufregenden Versammlungen verbot. Mit dieser praktischen Beilegung der Sache war aber die kirchliche Orthodoxie nicht befriedigt. Vielmehr wünschte man von dieser Seite her einen dogmatischen Austrag der Sache und forderte mit großer Lebhaftigkeit eine Exkommunikation der Führer der Lichtfreunde, ja des rationalistischen Christentums überhaupt, denn im Rationalismus sah man den intellektuellen Urheber des ganzen Irrtums. Das rief aber Massenproteste von Geistlichen und Laien hervor, die zwar nicht in

allen Stücken mit den Lichtfreunden übereinstimmten, doch zeigten, wie weit ein erneuter Rationalismus verbreitet war, und wie sehr bereits die Gemüter in kirchlichen Fragen gegen einander erregt waren, so daß bei schroffem Vorgehen der herrschenden Partei allerdings eine Auflösung der Landeskirche nicht mehr ganz unmöglich schien. Da traten nun in Berlin und in der Provinz Brandenburg eine Reihe von angesehenen Geistlichen und Laien auf, unter ihnen viele direkte Schüler Schleiermachers, welche es für nötig hielten, einer Spaltung der Kirche zu begegnen, und welche, ohne den Standpunkt der Lichtfreunde zu acceptieren, doch die Rechte eines christlichen Rationalismus und die, wie es ihnen nach anderen Erfahrungen schien, zugleich bedrohte freie Entwicklung der theologischen Wissenschaft zu wahren suchten. So entstand die berühmte Erklärung vom 15. August 1845. Daß es sich um einen geschichtlich berechtigten Standpunkt handelte, kann man schon daraus ersehen, daß die Erwiderung des Herausgebers der evangelischen Kirchenzeitung, so scharf er den in jener Erklärung ausgesprochenen theologischen Standpunkt als einen ungenügenden zurückweist, doch hofft, daß „die Streitenden nach und nach wieder mehr zum Bewußtsein des Gemeinsamen kommen werden". Die Erklärung war auch von zwei evangelischen Bischöfen, Dräseke und Eylert aus Potsdam, von den Konsistorialräten Hoßbach und Pischon aus Berlin unterzeichnet. Und wie lebhafte Teilnahme die ganze Bewegung in den kirchlichen und gebildeten Kreisen Berlins fand, wird daraus ersichtlich, daß, neben einer großen Zahl der angesehensten Geistlichen, Männer aus allen Ständen, namentlich die bekanntesten Gymnasial-Direktoren und Professoren jener Kundgebung beigetreten waren. Allerdings wurde die darin gewünschte innere theologische Vermittlung nicht durchgesetzt, doch wurde nach allen Seiten zur Vorsicht gemahnt, und die Vornahme einer fundamentalen Reinigung der Kirche nach dem Maßstabe des orthodoxen Luthertums vermieden. Andererseits kam gerade durch diesen Zwiespalt in weiteren Kreisen Berlins das Vorhandensein von tiefgehenden Differenzen zum Vorschein, so daß sich auch durch die Frage von der Berechtigung der wissenschaftlichen Forschung und des Rationalismus in der Kirche eine neue Scheidung der Geister vollzog. Zahlreiche Broschüren legten von der damaligen hochgradigen Erregung ein deutliches Zeugnis ab[9]).

Die kirchlichen Wirren, welche die Regierung Friedrich Wilhelms IV. trübten, wurden indessen in vieler Hinsicht noch übertroffen durch die politischen Stürme, die wieder einmal von Frankreich her durch das übrige Europa brausten und den preußischen Staat in seinen Grundfesten erbeben machten. Wie die Verhältnisse in Preußen lagen, konnten die politischen Fragen nicht ohne Einfluß auf die kirchlichen bleiben. Die sich schon seit der Julirevolution des Jahres 1830 mit den Ereignissen steigernde politische Erhitzung der Gemüter mußte es der Kirche erst recht erschweren, sich im Frieden zu erbauen. Es konnte kaum fehlen, daß sich die politischen Tendenzen mit den vorhandenen kirchlichen Gegensätzen mehr und mehr verknüpften. Schon in den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III. sprach man in Berlin in verschiedenen Kreisen von dem Vordringen eines aristokratischen Pietismus, dessen Unpopularität, gleichviel ob verschuldet oder unverschuldet,

ohne Frage die Verbreitung eines praktischen Christentums, die man im kirchlichen Interesse hätte wünschen müssen, verhinderte.[10]) Es kann auffällig sein, daß gerade die Bestrebungen der inneren Mission, die auf dem Grunde der uneigennützigsten Liebe ruhen, sich mit weltlichen Interessen so eng berührt haben sollen. Allein es ist eine historische Thatsache. Zwar konnte man den Pietismus des achtzehnten Jahrhunderts eine bürgerliche Erscheinung nennen,[11]) dennoch fand er auch in vielen Kreisen des Adels, in den besten aristokratischen Familien Eingang, wie das ja auch aus der Stellung des Grafen Zinzendorf zur Brüdergemeinde hervorgeht.[12]) In den Zeiten des Unglaubens konnte sich der ursprüngliche edlere Pietismus als ehrwürdige Tradition am leichtesten in den Familien des höheren Adels erhalten, sofern diese den Geist der Frömmigkeit aufrichtig pflegten und fortpflanzten. Das erklärt sich aus der Ordnung und Geschlossenheit dieses Familienlebens. Aus diesen Kreisen trat er nun wieder ans Licht. Hier fanden die religiös erweckten Standesgenossen und andere Freunde der neuen, nach den Freiheitskriegen entflammten religiösen Bewegung Anschluß und Rat.[13]) Hier zuerst konnten also auch die praktischen Arbeiten für den Bau des Reiches Gottes wieder mit Erfolg getrieben werden. Daß der in diesen Kreisen verbreitete Pietismus aber eine aristokratische Färbung annahm, erklärt sich aus der in der Zeit der Restauration wieder erwachenden gesellschaftlichen Abgeschlossenheit des Adels, welcher der überlieferte Pietismus das religiös reinigende Element nicht hinzubrachte, da es diesem ja gerade bei seiner Vorliebe für kleine abgeschlossene Kreise an dem gemeinkirchlichen und volkstümlichen Sinn fehlte.

Klagte man über eine Vorherrschaft des Pietismus in Verbindung mit einer Verweltlichung der Frömmigkeit, wie das Schleiermacher schon gegen den Bischof Ritschl ausgesprochen hatte, so wird man auch an die Zustände des damaligen Staatskirchentums denken, in welchen der evangelischen Gemeinde als solcher der Mund geschlossen war, den Geistlichen aber überall ein starker kirchenregimentlicher Druck begegnete. Nur der Adel stand freier da. Er hatte seine Vertreter am Hofe, er konnte das Ohr des Königs erreichen. So hatte er unter Umständen auch Gelegenheit kirchlichen Einfluß an entscheidendster Stelle auszuüben. Der Kronprinz, welcher persönlich der pietistischen Richtung nahe stand und mehr Sympathieen mit dem Adel als mit dem gebildeten Bürgerstande hegte, gewann schon in den letzten Jahren der Regierung seines Vaters an Einfluß, so daß damit dem pietistischen Adel die Thür zu einer einflußreichen und führenden Wirksamkeit geöffnet wurde. Altenstein, der ausgesprochene Gegner des Pietismus, hatte zu dieser Zeit seiner Verwaltung seinen Einfluß nach oben fast eingebüßt. Beachtet man nun, daß seit der Julirevolution das schon immer gefürchtete Gespenst einer politischen Umwälzung energisch an die Thüren der Staatsmänner klopfte, bis es wirklich erschien, so daß auch der Adel um seine Standes-Interessen besorgt sein durfte und um so mehr zu neuem Zusammenhalten bewogen wurde: so mußten auch in letzterem die politisch konservativen Interessen sich nicht nur mehr und mehr mit den religiösen verschmelzen, sondern, wo die erste Liebe erkaltete, auch hervordrängen und herrschend werden. Auch auf diesem Gebiete ging dann aber der Pietismus in das Luther-

tum über, da das allgemeiner herrschend gewordene konservative Interesse eine breitere Basis verlangte. So ist dann auch wesentlich aus dem Adel heraus, so weit er sich geltend machen konnte, die orthodox-lutherische Kirchlichkeit und dogmatische Gesetzlichkeit und nicht minder die Autorität des geistlichen Amtes fast in derselben Art wie die politische Autorität vertreten worden.

Was war da endlich erklärlicher, als daß der kirchliche Rationalismus, der bei den wissenschaftlich gebildeten Gemeindegliedern Anknüpfung und Aufnahme fand, welche wegen ihrer Bildung mit Recht eine Mitwirkung in den kirchlichen Angelegenheiten verlangten und die Forderung einer Synodal- und Presbyterialverfassung immer wieder aufnahmen, sich der ihm entgegenkommenden politischen Richtung anschloß? Er mußte desto enger mit dem bürgerlichen Liberalismus, der in politischer Hinsicht verwandte Forderungen stellte, zusammenfließen, je mehr die konservativen Parteien sich, wie auf den Adel und hohes Beamtentum, so auch auf eine allein bestimmende Geistlichkeit zu stützen suchten. In diesem Zustande des politischen Kirchentums der Parteien, wie es sich als neue und eigenartige Erscheinung der Kirchengeschichte unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. herausgestellt hatte, war es fast noch schwerer, als im alten Staatskirchentum zu bestimmen, was denn im weltlichen, was im kirchlich-religiösen Interesse erstrebt wurde. In vielen Fällen konnte wohl nur das Gewissen des Einzelnen darüber entscheiden, ob er sich in Rücksicht auf die auftauchenden Fragen des Tages in den Dienst des einen oder des anderen Prinzips stellte. Wie sollten sich aber da die Freunde der Kirche über das, was der letzteren in ihrer Gesamtheit zum Heile diente, in den verschiedenen Lagern verständigen? In Berlin liefen die Fäden aller dieser Bestrebungen zusammen, in der hier herrschenden „babylonischen Verwirrung" löste sich auch das kirchliche Leben am meisten auf. Irgend einer politischen Partei mußte hier zu gewissen Zeiten jeder angehören. Damit aber war meist auch über seine kirchliche Stellung entschieden. Vor allen Dingen wurde es den Geistlichen nun kaum möglich, anders als in einem Parteigewande aufzutreten. Und wie oft mußte es vorkommen, daß die große Mehrzahl einer Gemeinde, auch wenn man nur solche Glieder in Anschlag bringt, die kirchliches Interesse hatten, einer anderen Partei angehörte, als ihr Geistlicher. Aber wenn es scheinen konnte, als ob in dieser Zerklüftung die letzte Stunde der Kirche in Berlin überhaupt geschlagen hätte, so blieb doch unter den evangelischen Christen das Bedürfnis nach Gemeinschaft lebendig. Es fand in manchen praktischen Institutionen, wie im Gustav-Adolf-Verein, dessen Fortbestand auch freilich im Jahre 1846 durch die Hauptversammlung in Berlin, welche den Konsistorialrat Rupp ausschloß, vorübergehend in Frage gestellt war, eine dauernde Stütze. Aber das Verlangen nach kirchlichem Zusammenschluß der verschiedenen Kräfte wuchs auch gleichsam durch das Uebermaß der Wirren selbst. Das Vorherrschen der politischen Interessen hatte schon an sich das eine Gute hervorgebracht, daß manche religiösen Streitfragen, wie z. B. die der Union und Konfession, an Bitterkeit verloren. Ueberhaupt vermochten die tieferen Gemüter, welche sich der Wahrheit nicht verschlossen, in den ernsten und schweren Zeiten religiöse Erfahrungen zu sammeln, die dem Weiterbau am Reiche Gottes zu gut kommen mußten.

Gott hatte seine Hand von der evangelischen Kirche unseres Vaterlandes nicht zurückgezogen. Durch die fortgehende geschichtliche Entwicklung des deutschen Volkes hat er den Anbruch einer besseren Zeit auch für die Kirche in die äußere Erscheinung treten lassen. Denn unter der glorreichen Regierung König Wilhelms I. ist dieselbe in eine neue Periode ihres Wachstums getreten, und von der Saat, welche Friedrich Wilhelm IV. unter Seufzen ausstreute, begannen nun frische Lebenskeime ans Licht zu kommen. Auf den blutgetränkten Schlachtfeldern sind die Herzen wieder inniger miteinander verschmolzen; und so fing auch die christliche Bruderliebe sich wieder neu zu regen an. Die großartige und feste Neu-Ordnung der staatlichen Verhältnisse in Deutschland wie in Preußen brachte der Kirche schon den Vorteil, daß nun die politischen Wünsche und Ideale, die teils erreicht waren, teils eine wesentliche Umwandlung erfuhren, sich von den kirchlichen und religiösen Aufgaben und Zielen sonderten. Eine Kirchen-Verfassung endlich, welche einerseits den großen Vorzug des Kirchen-Regiments des Königs vor der Herrschaft einer der sich befehdenden Parteien zum Bewußtsein und zur Darstellung brachte, gab andererseits den Gemeinde-Gliedern, die es mit der Kirche redlich meinten, Gelegenheit, derselben ihren Rat und ihren Dienst zu opfern. Zugleich mußte die evangelische Kirche dem anmaßenden Papismus sehr dankbar sein, daß er das Seine dazugethan, daß wir uns wieder als protestantische Brüder fühlen gelernt haben. Dieser Umschwung der Zeiten ist in der kirchlichen Entwicklung Berlins besonders bemerklich. Seine verheißungsvolle Bedeutung tritt nicht sowohl im Hinblick auf die großen unerledigten äußeren Aufgaben, die vor uns liegen, hervor, als vielmehr in dem Rückblick auf die innerlich so unglaublich verwirrte Vergangenheit.

Unter dem Einfluß derselben geschichtlichen Mächte, welche den Gesamtzustand der Kirche bestimmten, stand aber auch die Entwicklung der Dreifaltigkeits-Kirche und Gemeinde äußerlich und innerlich von 1840 bis zur Gegenwart. Es ist zunächst kein freudiger Aufschwung, kein liebevolles herzliches Zusammenwirken aller einzelnen Glieder, worauf der Blick gelenkt wird. Mancherlei Schwierigkeiten stellten sich einem gedeihlichen Fortgang ihrer Arbeit entgegen. Allein wir können es mit Dank gegen die göttliche Vorsehung bekennen, daß es an treuer Pflichterfüllung im Dienste der Kirche nie ganz gefehlt hat, daß drohende Zerrüttungen gnädig abgewendet wurden, daß endlich die Dreifaltigkeits-Kirche den ihr gebührenden Platz innerhalb der Kirchen Berlins wieder einnahm, indem sie sich ihrer Aufgabe, ein mannichfaltige Verschiedenheiten versöhnender Mittelpunkt christlichen Glaubens und Lebens zu sein, im Sinne ihres frommen Stifters und ihrer erhabenen königlichen Patrone wieder kräftig erinnerte.

Wir erwähnten bereits, daß Marheineke nach dem Regierungs-Antritt Friedrich Wilhelms IV. sich zur kirchlichen Opposition wandte. Was ihn dazu bestimmte, war das Aufkommen jener Verbindung von Pietismus und Orthodoxie, das er nicht zu billigen vermochte. So lag er denn zu Felde gegen Pietismus und Orthodoxismus, und seine letzten Jahre waren nicht frei von geistigen Aufregungen mancherlei Art. Seit dem Jahre 1843 begann er zu kränkeln, so daß er nur noch mit großen Unterbrechungen seine Aemter

versehen konnte, und es ihm verstattet wurde, sich vom Jahre 1845—1846 in seinem Pfarramt durch einen Hülfsprediger (Carl Gustav Brückner) vertreten zu lassen. Marheineke starb am Pfingsttage des Jahres 1846. Der Superintendent Kober hielt an seinem Sarge in der Kirche die Leichenrede, und Prediger Beneke sprach am Grabe.

Adolph August Kober, welcher damals neben Marheineke an der Dreifaltigkeits-Kirche wirkte, war 1798 in Langendorf bei Zeitz als der Sohn des dortigen Kantors geboren. In Leipzig studierte er Theologie, ward dann Mitglied des evangelischen Prediger-Seminars zu Wittenberg, wo namentlich durch Heubners Einfluß ein lebendiges religiöses Interesse in ihm erweckt wurde. Er hatte sich auch eine gediegene wissenschaftliche Bildung angeeignet. Von seinen theologischen Examinatoren wurden ihm nach der zweiten Prüfung „sehr gute" Kenntnisse, nicht nur in theologischen Fächern, sondern auch in den alten Sprachen bezeugt. Es erklärt sich demnach, daß das Konsistorium ihn, obschon er noch nicht ordiniert war, im Jahre 1823 nach Herzbergs Tode dazu ersah, in die dritte Prediger-Stelle der Dreifaltigkeits-Kirche, die bei dieser Gelegenheit aber ausdrücklich als eine Hülfspredigerstelle bestimmt wurde, berufen zu werden. Der Minister von Altenstein bestätigte diese Ernennung mit Rücksicht auf das ausgezeichnet vorteilhafte Urteil, welches das Konsistorium dem Kandidaten erteilt hatte. Am dritten Sonntage der Adventszeit hielt Kober seine Gastpredigt über Joh. 5, 24, die nach dem Urteil des Superintendenten Küster „nichts weniger als zur Unzufriedenheit der Gemeinde ausfiel", so daß ersterer, nachdem ihm wenige Tage vorher die Ordination erteilt worden war, am 4. Januar 1824 in sein Pfarramt an unserer Kirche eingeführt werden konnte. Kober fand bald reichliche Arbeit, da ihm auch Marheineke einen Teil seiner Frühpredigten und die Konfirmanden aus den niederen Ständen übergab, indem derselbe sich jedoch vorbehielt, die Katechumenen aus den höheren oder gebildeten Ständen, die sich bei ihm melden würden, selbst zu unterrichten. Schleiermacher nahm aber dabei Veranlassung zu erklären, daß er seine Amtsgeschäfte in ungeschmälertem Umfange selbst besorgen würde. Thatsächlich meldeten sich allerdings auch bei ihm vornehmlich Kinder aus gebildeten Familien zum Konfirmanden-Unterricht, so daß Kober die größte Zahl der Katechumenen zuwuchs. In seiner Thätigkeit als Prediger und Seelsorger bewährte sich derselbe zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten und der Gemeinde, so daß er nach Schleiermachers Tode auf seinen Wunsch und mit Zustimmung der Behörden, auch des Kultusministers, zum ordentlichen Pfarrer an der Dreifaltigkeits-Kirche vorrückte. So wurde er denn am 11. Juli 1834 zu Schleiermachers Nachfolger ernannt. Ihm ist es nun vergönnt gewesen, seine Kräfte der Dreifaltigkeits-Kirche durch einen langen Zeitraum hindurch zu widmen. Zehn Jahre wirkte er an ihr als Hülfsprediger und dreiundvierzig Jahre als Pfarrer. Sein im Jahre 1874 gefeiertes funfzigjähriges Amts-Jubiläum war zugleich „in seltener Vergünstigung" das Jubiläum seiner Thätigkeit als Diener einer Kirche, der Dreifaltigkeits-Kirche. Kober gehörte zu den treuen Arbeitern, die in demütiger Gesinnung das Maß der ihnen verliehenen Kräfte mit Ernst und Eifer zur Ehre Gottes im kirchlichen Amte zu verwenden suchen. Mit Schleiermachers

Genialität lassen sich seine Gaben freilich nicht vergleichen. Fehlte ihm auch ein besonders hervorragendes Redner-Talent, so wurden doch seine Predigten, namentlich in seinen besten Jahren, gern und fleißig besucht. Sie verkündigten Gottes Wort nach einer sorgfältigen und verständigen Auslegung der H. Schrift, zu der ihn seine wissenschaftliche Vorbildung befähigte, wie er es auch mit der Vorbereitung auf die Predigt sehr ernst nahm. Von großem Eindruck waren namentlich seine Bibelstunden, mit deren Einrichtung er in Berlin voranging, und die dann fast überall eingeführt wurden. Seine Zuhörer bestätigen auch den tiefen Eindruck, den die letzte derselben, die er auf dem Krankenlager in seiner Wohnung kurz vor seinem Tode hielt, hinterlassen habe. Nicht minder ging er in Berlin mit der Einführung einer Sylvesterfeier voran. Andererseits fehlte Kober die Gabe leichten, freundschaftlichen Verkehrs mit den verschiedenartigen Gliedern der Gemeinde, ja selbst mit den Amtsbrüdern. Ein etwas steifes und zurückhaltendes Wesen, das gelegentlich wohl als absichtslose Unfreundlichkeit, aber mit Unrecht, ausgelegt wurde, erleicherte es ihm nicht, in jenen Zeiten, da die Spannung zwischen Geistlichkeit und Gemeinden in Berlin am größten war, neue Kreise zur Kirche heranzuziehen. Auch sein theologischer Gesichtskreis hatte sich unter den obwaltenden Verhältnissen nicht erweitert, denn er ließ sich von der herrschenden konservativ-lutherischen Strömung tragen, die seinem Sinn für Ordnung und Gesetzlichkeit entsprach, ohne indessen ein Vertreter von Dogmen sein zu wollen, denen der religiöse Hintergrund der H. Schrift fehlte. Man begreift es daher, daß sein Kollege Krummacher aus der Erinnerung gemeinschaftlichen geselligen Zusammenseins im „Predigerkränzchen", in dem sich die damaligen konservativsten Geistlichen Berlins mit Erklärungen biblischer Bücher oder mit freierer Aussprache über Fragen des praktischen Amtes beschäftigten, bemerken konnte, daß Kober auch in dieser Vereinigung den Superintendenten nicht verleugnete, um, wie derselbe freilich begütigend hinzufügte, „an rechter Stelle" Zucht zu üben und zu verweisen.[14]) Zum Superintendenten der Diöcese Friedrichs-Werder ward er im Jahre 1843 ernannt, und verwaltete dieses Amt bis zum Jahre 1866. Ein Freund der neuen Kirchenverfassung Kaiser Wilhelms war er, was begreiflich, keineswegs. Der dadurch bedingte persönliche Verkehr mit selbständig auftretenden Vertretern der Gemeinde mußte seiner Eigenart schwer ankommen. Es war wohl auch kaum zu verlangen, daß er, ein Greis von fast sieben und siebzig Jahren, dessen Bildung in eine ganz andere Zeit fiel, noch lebendiges Verständnis für die neue Zeit gewinnen konnte.

Zu den unleugbaren Verdiensten, welche er sich um seine Gemeinde, ja um die ganze evangelische Kirche Berlins erwarb, muß man die im Jahre 1843 erfolgte Einführung des Kindergottesdienstes rechnen. Er gab auch hier für alle Berliner Kirchen ein maßgebendes Beispiel. Zunächst fand dieser Gottesdienst durch Vermittlung des Kirchenvorstehers, Fabrikbesitzer Stobwasser im Saale der Brüdergemeinde in der Wilhelmstraße statt. Später wurden die Kindergottesdienste in die Dreifaltigkeits-Kirche selbst verlegt. Zu seiner Hülfe zog Kober hier mit glücklicher Wahl geeignete Kandidaten heran, von denen sich der größte Teil im späteren Pfarramt ausgezeichnet hat. Wir nennen an dieser Stelle nur den

ersten Gehülfen, den Kandidaten Stobwasser, der es verstanden hat, der neuen Einrichtung sofort Geist und Leben einzuhauchen, und an welchem die Kinder mit schwärmerischer Liebe hingen, so daß die Erinnerung an diese Kinder-Gottesdienste vielen noch im spätesten Alter ein köstliches Gut blieb. Stobwasser starb im Jahre 1871 als Pastor in Pankow bei Berlin. Man kann im Zusammenhange der Entwicklung der Dreifaltigkeits-Kirche auch hier einen Nachklang ihrer wichtigen Bestimmung für die Jugend erblicken, die sich in einer neuen vorbildlichen Wirksamkeit kundthun sollte[15]). Auch dem Konfirmanden-unterricht hat Kober nicht minder große Aufmerksamkeit geschenkt, wie er auch den Religionsunterricht an der höheren Töchterschule von Frl. Stubbe lange Zeit hindurch erteilte. Besonders anzuerkennen ist es, daß er an der kirchlichen Verbindung mit den ehemaligen Dreifaltigkeits-Schulen in Treue festhielt. Im Jahre 1847 feierte die Königl. Realschule ihr hundertjähriges Bestehen in unserer Kirche, bei der er die Festpredigt übernahm, die auch im Druck erschienen ist, und die, in Dank gegen Gott und in Mahnung an Lehrer und Schüler, nach 1. Cor. 3, 6—11 auf den köstlichen, verheißungsvollen Grund aller Arbeit an Kirche und Schule hinweist. Ebenso hielt er bei der bereits erwähnten Säkularfeier des Todestages Joh. Julius Heckers in der Dreifaltigkeits-Kirche zum Gedächtnis dieses berühmten geistlichen Schulmannes eine treffliche Ansprache[16]). Auch die kirchliche Armenpflege wurde damals in unserer Gemeinde nicht vernachlässigt. Im Jahre 1854 fand leider eine nicht glückliche, sondern unpraktische und zu Konflikten Anlaß gebende Teilung der Gemeinde und der Arbeit dieser Art unter den beiden leitenden Pastoren (Kober und Souchon) statt, indem der erstere Pastor die südlichen, der andere die nördlichen Armen in Beschlag und Obhut nahm. Eine lebenskräftige Saat für die Zukunft der Gemeinde-Armenpflege wurde aber unter Kober's Mithülfe noch dadurch ausgestreut, daß im Jahre 1866 die erste Gemeinde-Diakonissin an der Dreifaltigkeits-Kirche angestellt wurde, woran sich später eine umfassendere Diakonissen-Station geknüpft hat. War es daher Kober vergönnt, zwei Amts-Jubiläen als Pfarrer, das fünfundzwanzigjährige und das funfzigjährige, zu feiern, so wird man begreifen, daß ihm bei diesen Anlässen reicher Dank und aufrichtige Anerkennung sowohl von den Behörden als auch von den Gemeindegliedern gezollt worden ist. Das erstere Jubiläum wurde im Jahre 1849 in stiller Weise, zunächst im Pfarrhause mit Gesang der Schülerinnen Kobers und Ansprachen vollzogen. Die Glückwünsche und ein kunstvolles Ehrengeschenk der Gemeinde überbrachte der Direktor des Friedr. Wilhelms-Gymnasiums Ranke. Der Kirchenvorstand feierte den Jubilar unter Führung des Pastors D. Krummacher. Am Abend des Festtages erschien aber auch ein Schülerchor der Realschule unter Führung des Direktors Ranke, der sich in schönen Worten dahin aussprach, daß obschon die Schule äußerlich von der Kirche getrennt worden, doch die „Einheit der Gesinnung“ dieselbe geblieben sei[17]). Kobers funfzigjähriges Amtsjubiläum wurde in einer öffentlichen Gemeinde-Feier in der Kirche am 11. Januar 1874 begangen. Eine zahlreiche Versammlung hatte sich dazu eingefunden und der Jubilar hielt selbst die Festpredigt über Ps. 3 V. 1 und 2 und Ps. 50 V. 14. Seinem aufrichtigen Dank gegen un-

verdiente göttliche Gnade und gegen die Mithülfe der Gemeinde in der kirchlichen Arbeit, wie der demütigen Liebe zum Herrn, der für uns gekreuzigt und auferstanden ist, giebt auch diese Predigt einen warmen Ausdruck. Der Jubilar warf dabei einen ernsten Blick auf die Gegenwart, die, wie er meinte, nur zu geneigt sei, dem Unglauben die Herrschaft in der Kirche zu sichern; doch es bleibe im Hinblick auf den Sohn Gottes die Hoffnung auf die Freudigkeit am Tage des Gerichtes.[18]) Unter den Gaben, die ihm bei dieser Gelegenheit zu teil wurden, nennen wir die Gründung einer Kober-Stiftung zur Unterstützung armer Schüler. Als Kober im Jahre 1834 zum Pfarrer ernannt worden war, trat seit dem 17. Februar 1835 an seine Stelle als Hülfsprediger der Privatdocent der Theologie Lic. Karl Vogt, welcher sich um dieses Amt beworben hatte. Er wurde von den Behörden gern mit demselben betraut. Leider blieb diese junge talentvolle Kraft, die sich namentlich des Konfirmanden-Unterrichts fleißig annahm, von dem sich Marheineke seit 1836 mehr und mehr zurückzog, der Dreifaltigkeits-Kirche nicht lange erhalten. Vogt folgte bereits im Beginn des Jahres 1837 einem Rufe zum Professor der Theologie in Greifswald. Erst nach Jahresfrist konnte die Predigerstelle wieder besetzt und dem früheren Schloßprediger in Schwedt, Karl Gustav Beneke übertragen werden, welcher zugleich als Assessor ins Konsistorium berufen und im Jahre 1846 zum Konsistorialrat ernannt wurde. Nachdem derselbe bereits im Jahre 1861 aus dieser Behörde ausgetreten war, starb er 1864. Die Kirche beklagte in ihm den Verlust eines Lehrers von nicht gewöhnlicher wissenschaftlicher Bildung.

Einer der hervorragenden Pastoren unserer Kirche war unstreitig Friedrich Wilhelm Krummacher. Derselbe stammte aus einer Familie, die sowohl in väterlicher, wie in mütterlicher Linie bereits seit Generationen christliches Leben und Interesse an den Tag gelegt hatte. Sein Vater war der berühmte Parabeldichter und Rektor der Stadtschule zu Mörs am Rhein, Friedrich Adolf Krummacher. Hier wurde der Sohn am 28. Januar 1796 geboren. Die Luft des elterlichen Hauses, die den Knaben zunächst anwehte, war die eines christlichen Humanismus, wie solcher namentlich dem Genius Herders entsprach. Im Jahre 1801 siedelte die Familie nach Duisburg über, wohin der Vater als Professor der Theologie berufen worden, und wo ein großer Kreis geistreicher und edler Freunde vielfach anregend auf die Entwicklung der Kinder des Hauses wirkte. Im Jahre 1807 übernahm der Vater sodann eine Landpredigerstelle in Kottwitz. Obwohl der junge Krummacher hier das Duisburger Gymnasium schmerzlich vermißte, und er nun ein „gehobener" Elementarschüler wurde, so konnte ihm doch jetzt die Bedeutung des geistlichen Amtes zum vollen Bewußtsein kommen. So ging ihm hier „das Ideal pastoralen Lebens" auf. Die Predigtweise seines Vaters entsprach dem gemütvollen poetischen Standpunkte desselben, nur daß sich dieser im praktischen Amte vertiefte und verinnerlichte. „Ich erinnere mich nicht", sagt der Sohn in seiner Selbstbiographie, „je mit freundlicheren Lippen, mit strahlenderer Miene und in herzgewinnenderer Weise das Evangelium verkündigt gehört zu haben, als er es verkündigte.[19]) Nachdem sein Vater zum General-Superintendenten von

Anhalt-Bernburg nach Bernburg berufen worden war, konnte Krummacher seine Vorbereitung für das Universitäts-Studium auf dem dortigen trefflichen Gymnasium vollenden und seinem empfänglichen Geiste durch Verkehr mit hervorragend christlich gebildeten Persönlichkeiten, die das Haus des Vaters aufsuchten, reiche Nahrung zuführen. Er gedenkt in dieser Beziehung des bekannten Malers Gerhard von Kügelgen, des reformierten Pfarrers Spieß aus Frankfurt a. M., des Konsistorialrats Natorp, des Kanzlers Niemeyer aus Halle, des menschenfreundlichen und frommen Grafen von der Recke-Volmarstein und anderer. Herrschte indessen kein streng pietistischer Zug im Hause seines Vaters, welcher der ästhetischen Bildung desselben nicht entsprochen hätte, so kam letzterer nichtsdestoweniger damals in den Ruf, den Pietismus zu befördern, was bei seinem Fürsten Anstoß erregte, so daß er Bernburg verließ.

Der Sohn wendete sich 1815 nach Halle, um Theologie zu studieren. Aber der dort herrschende Rationalismus ließ sein religiös angeregtes und von dichterischer Luft genährtes Gemüt ziemlich kalt, nur „der alte Knapp" regte ihn einigermaßen an. So vertauschte er Halle mit Jena, ohne freilich dort eine tiefere Befriedigung zu finden. Er wurde aber in das damalige Treiben der Burschenschaften, in denen er doch noch in reiferen Jahren nicht nur leere Schwärmerei, sondern auch „des Schönen und Edlen viel" erblickte, hineingezogen. An der berühmten studentischen Wartburgfeier des Jahres 1817, die bekanntlich mit einer gemeinsamen Kommunion schloß, nahm er lebhaftesten Anteil. Die Mängel dieses unklaren Idealismus hat er später hinreichend erkannt, doch machte er die Erfahrung: „der die Wartburger poetische Unschuld vergiftende Einfluß kam vorzugsweise aus dem Süden des Vaterlandes.[20]) So verließ er doch „das alte Saal-Athen" nach Beendigung seiner Studien, wie er eingestand, mit einer unaussprechlichen Wehmut. Nachdem er seine Kandidaten-Prüfung im ganzen „cum laude" bestanden, wurde er durch Spieß' Vermittlung als reformierter Hülfsgeistlicher nach Frankfurt a. M. berufen und ordiniert. Auch hier trat er mit namhaften und fein gebildeten Familien seiner Gemeinde, wie auch mit dem Frankfurter Poeten-Kreis, zu welchem neben anderen Börne und Clemens Brentano gehörten, und in welchem sich auch litterarische Berühmtheiten von außerhalb einfanden, und endlich mit dem gelehrten Frankfurt, dessen Mittelpunkt das sogenannte „Museum" war, wo er Passavant, die Theologen de Wette und Marheineke, den Juristen Thibaut, den Geographen Carl Ritter, auch berühmte Dichter und Künstler, wie Uhland, Kerner, Schwab, Tieck, Baggesen, Thorwaldsen kennen lernte, in Verbindung. Ein Stück Romantik ist mithin auch Krummacher nahe getreten, aber auch das sich an diese anschließende, mehr und mehr auch in Frankfurt erstarkende religiöse und kirchliche Leben, wie es hauptsächlich in den dortigen reformierten Gemeinden, in der deutschen und französischen, gepflegt wurde. Für sein inneres Leben ward neben Friedrich von Meyer, namentlich der französische Prediger Manuel von Bedeutung. Er segnete noch später diesen Mann, dessen sich der Herr als eines Hauptwerkzeuges bedient habe, um ihn tiefer in sein Innerstes einzuführen, „die öden Steppen desselben zu beleuchten", „das Heilsbedürfnis seines Herzens zu beleben und zu schärfen" und „den Gebetsdrang zu steigern". Es läßt sich frei-

lich nicht behaupten, daß Krummacher das Bedürfnis empfunden hätte, alle diese geistigen Eindrücke, die auf ihn gewirkt haben, zu einer wissenschaftlich geordneten, einheitlichen Lebensauffassung zu gestalten. Er lebte der unmittelbaren Gegenwart, auch in religiöser und christlicher Hinsicht. Und als er im Jahre 1823 zum reformierten Prediger in Ruhrort gewählt worden war, weiß er besonders den Einfluß zu rühmen, welchen das dort vorhandene angeregte und geförderte Gemeindeleben auf ihn selbst ausgeübt, und der dadurch seine Ausrüstung zum geistlichen Amt erhöht habe. Wie anders konnte er sich also zur Gemeinde stellen, als das seiner Zeit Schleiermacher möglich gewesen war. Von Ruhrort zog er als Pastor nach Gemarke, einer Parochie Barmens. Hier im Wupperthal traf er nun auch eine Zahl christlich angeregter und geförderter Theologen, wie z. B. Sander und Snethlage. Hier gab Krummacher seine Betrachtungen über das Hohelied Salomonis heraus und eine Predigtsammlung unter dem Titel: „Blicke in das Reich der Gnade.“ Göthe hat diese einer Besprechung in der Röhr'schen Predigerbibliothek gewürdigt. Er findet an ihnen trotz ihres Bilderreichtums wenig Geschmack. Er meint, daß die Einbildungskraft dadurch zerstreut würde, das Gefühl aber beschwichtigt. Und darum bezeichnete er die Predigten als „narkotische“. Es läßt sich erklären, daß einem Dichter durch diese Verwendung des Bildes zu einem bloßen Mittel der Ernst der Sache überhaupt zu leiden scheint.[21]) Eine reich gesegnete Thätigkeit fand Krummacher sodann seit 1834 in Elberfeld, von der er sagen konnte: „Ich glaube nicht, daß es damals auf dem europäischen Kontinente einen Punkt gab, wo das Evangelium sich in höherem Maße als eine Macht erwies und das kirchliche Leben gewaltigere und frischere Wellen schlug, als in Elberfeld.“[22]) Elberfeld war auch ein Wallfahrtsort, wohin viele kirchliche Notabilitäten aus ganz Europa pilgerten. Unter so mächtigen Einflüssen, die Krummachers Phantasie und Gemüt lebhaft erregten, nahm auch seine Predigtweise eine eigentümliche und reiche Färbung an. Es entsprach seinem Charakter und Bildungsgang, wenn er sich nicht an abstrakte Vorschriften binden, sondern auch die Predigten als Erzeugnisse des inneren Impulses und der unmittelbaren äußeren Anregung betrachten wollte. Freilich ist es in solchem Falle nicht leicht, wenn sich der Prediger unter äußerlich verschiedenartige kirchliche Einflüsse gestellt sieht, eine durchgreifende Einwirkung auf die Gemeinde auszuüben.

Diese Schwierigkeit empfand auch Krummacher in hohem Maße, als er im Jahre 1847 unmittelbar vom Könige Friedrich Wilhelm IV. zum Nachfolger Marheinekes an der Dreifaltigkeits-Kirche ernannt wurde. Trotzdem waren es auch innere Gründe, die ihn zur Annahme dieses Rufes bestimmten. Denn in jener Zeit brach das fanatisierte Luthertum auch in den Pietismus des Wupperthals ein, und da es hier nicht so leicht, wie in den östlichen Provinzen zur Herrschaft gelangen konnte, entstanden die ärgerlichsten konfessionellen Streitigkeiten, die auch den Frieden der rheinischen Gemeinden störten und Krummachers Wirksamkeit bedrohten. Von seiner Einführung an unserer Kirche war er wenig erbaut: „Meine Einführung geschah in einer Weise, die eher für einen erst zu ordinierenden Kandidaten, als für einen schon diensterfahrenen Pastor eingerichtet schien, und darum zwar

etwas demütigend, aber um so ersprießlicher auf mich wirkte." Er vermißte überhaupt die äußeren Ehrenbezeugungen, die den rheinischen Pfarrern zu teil zu werden pflegten, wie ihn auch die Beschaffenheit seiner neuen Amtswohnung nicht anheimelte. Schmerzlicher war er freilich von dem scheinbaren Fehlen jedes Gemeindelebens, jedes kirchlichen Gemeindebewußtseins in Berlin überrascht. Nach der Antrittspredigt, die er vor der Dreifaltigkeits-Gemeinde gehalten zu haben glaubte, wurde er „nicht wenig konsterniert", als ihm nach dem Gottesdienste jemand bemerkte, es sei fraglich, ob er wirklich seine Gemeinde vor sich gehabt habe. Man hatte ihm ein glänzendes Bild von seiner neuen Parochie „als einer der wohlhabendsten und gesegnetsten" der ganzen Stadt entworfen. Damit im Kontrast stieß er aber auf ein schreiendes Elend. Er suchte sich bald durch Hausbesuche Fühlung mit den Gemeindegliedern zu verschaffen, ohne damit viel Erfolg zu erzielen. Und wenn er endlich vergeblich nach der Gemeinde Schleiermachers und Marheinekes suchte, nur einige durch den seligen „Vater Jänicke" erweckte Familien auffand: so wird es sehr deutlich, wie gering seine Kenntnis der kirchlichen Verhältnisse Berlins war, als er sein Amt an der Dreifaltigkeits-Kirche antrat, wie sehr er aber auch nur den Maßstab des rheinischen Pietismus an die Beurteilung des Berliner Lebens anlegte. Nur ein trauriger Trost konnte es für ihn sein, daß ihm in den übrigen Gemeinden Berlins kein erfreulicheres Bild entgegentrat. Die meisten Gottesdienste fand er so schwach besucht, wie er sonst nirgends gesehen, „und ich lernte es glauben," schreibt er, „daß von der einer halben Million sich nähernden Bevölkerung Berlins, nach Abzug der zur Kirche kommandierten Garnison, durchschnittlich nicht viel mehr als 30 000 Individuen, größtenteils Frauen, an den öffentlichen Gottesdiensten teilnahmen." So ergriff ihn, was erklärlich, „ein wehmutsvolles Heimweh nach dem kirchlichen Leben und den schönen Gottesdiensten des Wupperthals". Auch die bureaukratisch geschulten, konservativen kirchlichen Behörden Berlins fand er wenig entgegenkommend. Sie erschwerten es ihm sehr, den Frühgottesdienst für die Winterszeit, während welcher die Kirchenbesucher noch immer ihr Lichtstümpfchen zur kalten und dunkelen Kirche bringen mußten, auf 8 Uhr, und den Hauptgottesdienst von 9 auf 10 Uhr vormittags zu verlegen. Sie strichen ihm unbarmherzig vom Kirchenzettel den rite erworbenen philosophischen Dr., indem sie ihm eine Verordnung einschärften, die jedem Geistlichen untersage, von diesem Titel Gebrauch zu machen. Krummacher glaubte darin eine vom Konsistorium beabsichtigte Kränkung zu sehen, die ihm mit der Uebergehung desselben bei seiner Ernennung zusammenzuhängen schien. Daß jedenfalls in kirchlichen Dingen alles sehr kleinlich und engherzig damals in Berlin aufgefaßt wurde, dafür scheinen auch diese Erfahrungen Krummachers zu sprechen.

Entschädigte ihn einerseits die theologische Fakultät durch Erteilung des theologischen Doktortitels, so konnte er sich andererseits mit der Zeit auch an Früchten seiner Amtsthätigkeit erquicken. Es konnte ja nicht fehlen, daß er als ein innerlich überzeugter Christ und ein außerordentlich begabter und origineller Kanzelredner sich einen wachsenden Zuhörerkreis bilden mußte. In fleißig besuchten kirchlichen Missionsgottesdiensten, die er

zu leiten pflegte, versammelte sich in der Kirche noch ein engerer Kreis von Gesinnungsgenossen in großer Zahl. Die Schilderung, die er von der religiösen Eigenart der sich um ihn scharenden Gemeinde macht, deutet zweifellos auf die pietistisch gefärbte Frömmigkeit, wie wir sie zu jener Zeit namentlich in den höheren Ständen Berlins verbreitet sehen. So vermochte sich unser Pastor endlich wieder lebhaft an seine Christen im Wupperthal erinnert zu fühlen. Dennoch glaubte er bei seinen Berliner Zuhörern einen ästhetischen und sentimentalen Zug, eine Vorliebe, ihre christlichen Empfindungen in dem „Schwunge der Bühnensprache" darzustellen, zu bemerken. Das ist doch keineswegs die dem Berliner Volke und Bürgerstande eigene Gefühls- und Ausdrucksweise. Wir haben zwar keinen Grund, seine Versicherung, daß sich zu seiner Predigt Mitglieder aller Stände einfanden, zu bezweifeln. Allein aus der Schilderung seines, auch in Berlin sehr ausgedehnten geselligen Umganges ist zu erkennen, daß er teils in der politisch und religiös damals maßgebenden höheren Gesellschaft, teils auch in hervorragend ästhetisch gebildeten Kreisen enge persönliche Anknüpfungen fand, die nicht ohne Einfluß auf seine Stellung zur Gemeinde sein konnten. Er war ein häufiger Gast in den Salons des damaligen Kultusministers Eichhorn, wo er neben Dichtern und Künstlern die hervorragendsten konservativen und kirchlich gesinnten Gelehrten traf. Er fand Zutritt zum Hause des Friedrich Wilhelm IV. auch in den kirchlichen Anschauungen sehr nahe stehenden Kabinets-Ministers von Thile. Er schloß sich noch näher an die Professoren Twesten, Stahl, Hengstenberg und August Neander an. Und wenn er sich einerseits mit solchen Männern, die durch plötzliche Erweckung zum Christentum gekommen waren, z. B. mit Samuel Elsner und dem Lehrer Dreger, befreundete, so verschmähte er andererseits nicht, sich bei der Gräfin Ahlefeld, der einstigen Gattin des in den Freiheitskriegen berühmt gewordenen Generals von Lützow und der späteren Freundin des Dichters Carl Immermann einzufinden, wo er Ludmilla Assing und Luise Mühlbach (Frau Mundt) traf. Daß er aber bereits bei seiner Gastpredigt „auf die vornehme, gebildete Welt" gerechnet habe, hat auch Kober in seinem amtlichen Berichte über dieselbe ausgesprochen. Wie er sich unter den Verbindungen der Berliner Geistlichen diejenige auswählte, welche am meisten die praktisch geltend zu machende lutherische Rechtgläubigkeit vertrat, haben wir bereits gesehen. Daneben aber schloß er sich auch wieder an den gleichfalls vom Rhein her eingewanderten, poetisch begabten Hofprediger Strauß an.[23]) Von den ihm in diesen verschiedenartigen Kreisen dargebotenen religiösen Voraussetzungen wird er jedenfalls ausgegangen sein, um auf die Gemeinde zu wirken. Und ihm gelang es in der That, der letzteren mannichfaltige Anregungen zur Vertiefung der religiösen Erkenntnis und zur Erweckung religiösen Lebens zu bieten.

Krummacher hatte den Grundsatz ausgesprochen, daß der Prediger zwar an das in der Gemeinde vorhandene christliche Element anzuknüpfen habe, daß eine rationalistische oder an Moral-Predigten gewöhnte Gemeinde anders zu behandeln sei, als eine solche, die Naturbetrachtung liebt, oder zur Gefühlsschwärmerei neigt. Allein die Predigt soll doch nach seiner Ansicht vor allen Dingen „ein aus dem persönlichen Glaubensleben des Redenden

herausgebornes, in Gottes Wort gefaßtes und gebundenes Zeugnis von dem Heil in Christo, welches die Erbauung der Gemeinde auf dem Grunde der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, zu seinem Zweck hat," sein.[24]) Man kann aber nicht sagen, daß seine Predigten jenem pädagogischen Gesichtspunkte große Rechnung trugen, namentlich nicht in Berlin, denn er bringt doch wesentlich die Eigenart der Predigt mit, die er sich im Wupperthal gebildet, und denen seine Berliner Erfahrungen keinen neuen einheitlichen Standpunkt entgegenstellen konnten. Denn was er in seinem mannichfaltigen persönlichen Verkehr hier erlebte, konnte ihm kein deutliches Bild von dem Bedürfnis der Gemeinde gewähren. Daß indessen die rheinische Art zu predigen von der in Berlin auch in rechtgläubigen Kreisen üblichen wesentlich abweicht, das hat er selbst empfunden und ausgesprochen.[25]) Der rheinisch-reformierten Tradition, die Krummacher mitbrachte, entsprach es, nicht nur biblisch, sondern ganz vornehmlich alttestamentlich zu predigen, was aber in dem Umfange, wie er es that, keiner der bekannten Berliner Richtungen entsprach, am wenigsten der rationalistischen und lutherisch-pietistischen. Er faßte auch das alte Testament nicht als ein gelehrter oder sich streng an den Text haltender geschichtlicher Ausleger, sondern als ein Dichter auf, der die biblische Lehre immer in plastischen Gestalten und in durchaus frei erfundenen Situationen für die religiöse Phantasie unmittelbar anschaulich zu machen suchte und wirklich auch anschaulich gemacht hat. In derselben Weise hat er in mehreren episch-erbaulichen Schriften die Charaktere eines Elias, Elisa und David behandelt. Diese persönliche Freiheit der Behandlung stellt allerdings den Prediger, wie den Hörer nicht eigentlich unter die Lehre und Zucht des Wortes Gottes, sondern es wird in ihm das schon vorhandene christliche Bewußtsein lebendig gemacht, und die Uebereinstimmung desselben mit der H. Schrift bewährt. Krummachers hinreißende Fähigkeit im Schildern versetzte die Hörer gleichsam unmittelbar in die Zeit der alttestamentlichen Frommen, die er ihnen vorführte, als wenn sie mit letzteren lebten und fühlten. Und da gerade das alte Testament hinreichenden Anlaß zur Bußpredigt bietet, so benutzte er es auch zu erschütternden Schilderungen einer leibhaftig vor Augen stehenden Sünde mit ihren unheilvollen Folgen. Allein so begeistert auch viele Hörer von diesen Predigten waren, derjenige, der in den Grundvoraussetzungen nicht schon mit dem Redner übereinstimmte, oder mit sich selbst nicht völlig im Klaren über sie war, konnte das ganze auch als ein Haschen nach äußeren Effekten empfinden. Und daß Krummacher nicht selten in Spielereien und Geschmacklosigkeiten verfiel, gaben auch seine Freunde zu. Ueberhaupt lag in der überraschend stark hervortretenden poetisch-rhetorischen Form der Predigt bei letzterem die Gefahr, daß ihre ästhetische Wirkung der sittlichen Bedeutung des Wortes Gottes Eintracht that, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß einer sich an das Schriftwort anschließenden Aesthetik, wie er sie vertrat, eine veredelnde Kraft nie ganz fehlt. Jedenfalls haben wir hier einen Prediger, der von der Art Schleiermachers und Marheinekes so weit als irgend möglich abwich, so daß sich die Dreifaltigkeits-Gemeinde nicht so leicht in seine Auffassungsweise finden konnte. Ohne Eindruck konnten jedoch seine Predigten im allgemeinen nicht sein, denn ihm stand eine großartige rhetorische Begabung zu Gebote. Konnte er doch die

Enthauptung Johannes des Täufers in einer, freilich nicht in unserer Kirche gehaltenen, Predigt so drastisch schildern, daß mehrere vornehme Damen laut schreiend in Ohnmacht fielen. Bedenkt man, daß er die Sprache in seltener Weise beherrschte, daß er eine würdige Erscheinung, eine feurige Gestikulation und einen großen Reichtum von Mitteln in seiner Stimme besaß, so versteht man, daß er die größte Aufmerksamkeit erregte. Als einen Meister in der Kanzelberedsamkeit pries ihn der Hofprediger Rogge an seinem Sarge, aber derselbe hob zugleich hervor, daß es ihm voller Ernst mit seinen Predigten war. „Ich glaube, darum rede ich," das sei „die Signatur die alle seine Predigten trugen," gewesen.[26]) In welchem Sinne Krummacher der Dreifaltigkeits-Gemeinde zu dienen versucht hat, hat er selbst in seiner Abschiedspredigt, als er als Hofprediger nach Potsdam versetzt war, ausgesprochen. „Ich ließ euch nicht im Dunkeln," sagt er darin, „weder über den Umfang des Verderbens, der Ohnmacht, der Verdammungswürdigkeit und Hülfsbedürftigkeit der menschlichen Natur, noch über die gottgleiche Person, das Erlösungswerk und die vollgebietende Majestät des einigen Retters, unseres Herrn Jesu Christi. In scharfer Zeichnung habe ich dieses Alles euch in den Blick gerückt. Die göttliche Heilsordnung mit ihren sieben Stufen — der Berufung, der Buße, dem Glauben, der Wiedergeburt, der Rechtfertigung, der Heiligung und der Verherrlichung — liegt in heller Beleuchtung vor euch. Ja ich verkündete euch den ganzen Rat Gottes über die Menschenwelt von dem ersten Ringe der Gnadenkette, die sich durch ihn hindurch zieht, an, bis zu dem letzten in dem endlichen Triumph des Christusreiches über alle seine Widersacher und in der Erneuerung des Himmels und der Erde. Ich lüftete euch nach dem festen prophetischen Wort den Schleier, wie der Vergangenheit und Gegenwart, so der Zukunft der Wege Gottes, und was ich euch predigte, stellte ich nicht bloß buchstäblich und nackt wie Katechismussätze vor euch hin, sondern erwies euch zugleich dessen Wahrheit und ewige Begründung aus Geschichte, Erfahrung und den Bedürfnissen des Herzens."[27]) Scheint indessen Krummacher dauernde Spuren seiner Wirksamkeit in unserer Gemeinde, vielleicht weil er sich sein Ziel zu hoch gesteckt hatte, nicht hinterlassen zu haben, so ist doch diese Thatsache auch aus dem Umstande erklärlich, daß es ihm verhältnismäßig nur kurze Zeit vergönnt war, an ihr zu wirken. Sodann auch daraus, daß, als er soeben begonnen hatte, Erfolge seiner geistlichen Wirksamkeit in Berlin zu erblicken, die Revolution von 1848 ausbrach und, wie er selbst gesagt hat, die junge Kirchensaat wie mit einem furchtbaren Hagelschlag traf.

Man kann die Revolution von 1848 mit Leopold von Ranke als ein allgemeines Ereignis betrachten, „in dessen Strömungen Preußen fortgerissen wurde".[28]) Auch in den politischen Verhältnissen Preußens war vieles morsch und bedurfte der Umgestaltung. Das war ja schon bei allen Parteien anerkannt. Und hat nun nach Gottes weltregierendem Ratschluß der über Europa losgelassene revolutionäre Sturm dazu gedient, auch in unserem Vaterlande das Unhaltbare zum Falle zu bringen, so darf derselbe nicht bloß als ein Unglück betrachtet werden. Andererseits wird man freilich vom christlichem Standpunkte aus beklagen, daß das preußische Volk nicht stark und reif genug war, um ohne den Anstoß

vom Auslande her zur rechten Zeit und in friedlicherer Weise den Weg immer nur theoretisch behandelter Reformen praktisch zu betreten. Der beklagenswerte Aufstand in Berlin am 18. März dieses Jahres ist in derselben Weise zu beurteilen. Er vollzog sich auch unter äußeren Einflüssen. Nicht nur die Regierung wurde durch ihn überrascht, sondern die Berliner Bevölkerung nicht minder. Eine blutige Empörung war in den Kreisen der Bürgerschaft nirgends vorher geplant, so groß auch die politische Unzufriedenheit damals gewesen sein mochte. Bei den Anhäufungen von Militär einerseits und von Menschenmassen aus dem Bürgerstande andererseits, die bei höchst mangelhaften polizeilichen Einrichtungen schon seit mehreren Tagen, unter politischer Erhitzung der Gemüter in Berlin, stattfanden, konnte man aber ein schließliches Handgemenge als eine Naturnotwendigkeit betrachten. War freilich erst ein Kampf entfacht, in welchem auch die Unschuldigen gereizt werden mußten, ließ sich der Verlauf schwer übersehen. Man hat es sehr leicht, heutigen Tages weise Lehren aufzustellen, wie man sich damals hätte benehmen sollen. Daher auch L. von Ranke mit Zurückhaltung urteilt: „Es bleibe dahin gestellt, ob König Friedrich Wilhelm dem Sturm des 18. März nicht besser hätte widerstehen sollen". Und, fügt derselbe hinzu: „Er (der König) hat dem Verfasser dieser Zeilen später oft gesagt: „„Damals lagen wir alle auf dem Bauche."" [29]) So war auch der Ausbruch des Kampfes gerade am 18. März für die meisten gebildeten Berliner unerklärlich, da er geschah, nachdem der König die umfassendsten politischen Bewilligungen gemacht hatte. Vom Standpunkte der liberalen Partei aus konnte man ihn sogar als eine ungeheuere Dummheit betrachten, weil durch einen ungewissen Kampf sicher Errungenes nur in Frage gestellt werden mußte. Daher ließ sich auch die Meinung hören, die ganze Emeute sei auf eine Anstiftung der politischen und militärischen Reaktion zurückzuführen. Die Entstehung der Straßen-Kämpfe am 18. März, wie ihr plötzlicher Abbruch sind bis heute noch nicht genügend aufgeklärt. So viel ist aber sicher, daß im allgemeinen die Ansicht in Berlin vorherrschte, daß sich die bürgerlichen Gegner der Truppen, die Barrikaden-Kämpfer, im Zustande der Notwehr gegen militärische Uebergriffe befunden hätten. Daher es noch kein Beweis der Anerkennung revolutionärer Prinzipien war, wenn sich in den folgenden Tagen aufrichtige Teilnahme und lebhafte Sympathieen mit den im angeblichen Kampfe für bürgerliches Wohl Gefallenen in den verschiedensten Kreisen Berlins verbreiteten. Nahm doch der König selbst eine solche Haltung ein, daß er, wie obiger Historiker ausdrücklich sagt, „die Volksbewegung gleichsam anerkannte," [30]) also Anlaß genug gab, das Vorgehen des Militärs als ein im Grunde nicht gerechtfertigtes zu beurteilen.

Hiernach sind nun auch die kirchlichen und religiösen Momente abzuschätzen, die in jener revolutionären Zeit für Berlin in Frage kommen. Man darf aus einer augenblicklich sympathischen Stellung zur revolutionären Bewegung auf bewußten Unglauben und Unchristentum als treibendes Motiv um so weniger schließen, als doch der König selbst hier voranging. Ebenso wenig war aber eine strengere konservative und antirevolutionäre Haltung, wie sie in kleineren Kreisen, namentlich auch nur bei einer geringen Zahl der Berliner Geistlichkeit zu Tage trat, reiner Ausfluß der christlichen Unterwerfung unter die

von Gott geordnete Obrigkeit, sondern beruhte auf sehr bestimmten politischen Voraussetzungen, von denen aus nicht weniger ein Druck und ein Einfluß auf die Obrigkeit auszuüben versucht wurde, als von der anderen Seite. Gerade die in Preußen noch unüberwundene, unklare Vermischung des politischen und kirchlichen Lebens macht es unmöglich, an das Verhalten des Einzelnen in jenen wüsten Tagen den Maßstab eines öffentlich festgestellten und klaren religiösen Prinzips anzulegen. In kirchlicher und religiöser Hinsicht war der Einzelne damals mehr wie je auf sein eigenes Gewissen angewiesen, um sich selbst vor Gott zu richten. Ein die Kirche berührendes Ereignis war das feierliche Begräbnis der 183 Barrikadenkämpfer, die am 18. März gefallen waren. In dem Leichenzuge befand sich fast die ganze Geistlichkeit, die Hofprediger eingeschlossen, unter Führung des Bischofs Neander und des Predigers Sydow, welcher die Leichenrede übernommen hatte. Aber es folgten den Särgen auch die städtischen, die gelehrten und künstlerischen Körperschaften, ja sogar die in Berlin vorhandenen Staatsbehörden. Endlich aber begrüßte und ehrte der König selbst, in Begleitung der Minister, jene Toten. Unter diesen Umständen lag es jedenfalls am nächsten, die Teilnahme an jener ernsten Trauerfeier als einfache Pflicht eines christlichen Bürgers aufzufassen. Auch unsere Dreifaltigkeits-Kirche war in jenem Zuge durch Krummacher vertreten, der, was bei seiner rheinländischen Herkunft erklärlich, doch nicht ohne Sympathieen mit der bürgerlichen Partei war. Hat derselbe auch später die Teilnahme an jenem Begräbnis als eine Uebereilung betrachtet, so genügte ihm nicht der Trost, daß aus seiner Gemeinde mehrere in der Zahl der „Barrikadenhelden" gewesen seien, und er daher zu deren Bestattung verpflichtet gewesen wäre. Er hatte Recht in der Ablehnung dieser Beschwichtigung, denn in jener feierlichen Beerdigung lag eine den Gefallenen erwiesene öffentliche Ehre.[31]) Aber man ersieht aus Krummachers Darstellung zugleich, wie gerade in der Zeit nach der Revolution und unter ihren Nachwehen eine vorzugsweise politische Auffassung der Sache auch auf das Verhalten der Geistlichkeit angewendet wurde.

Noch eine andere Episode aus dem Revolutionsjahr betrifft die Dreifaltigkeits-Kirche. Es ist bekannt, daß der Pöbel damals solchen Persönlichkeiten, die ihm mißfällig waren und als reaktionär erschienen, in der Form von sogenannten Katzen-Musiken, d. h. in Klappern, Schreien, Pfeifen, Toben, Trommeln und dergleichen bestehenden, Ohren zerreißenden Ständchen seine Abneigung erkennen zu geben pflegte. Der Superintendent Kober hatte sich bei den Berliner Demokraten nicht beliebt gemacht. Angebliche, aber von ihm bestrittene, Aeußerungen aus seinem Konfirmanden-Unterricht gaben den Anlaß zu einer derartigen Ehre, die die Dreifaltigkeits-Kirche durch jenes Ständchen erfuhr; denn eine Ehre kann man es insofern nennen, als diese Katzenmusiken gewöhnlich den Staats-Ministern gebracht wurden. Am 29. September abends zwischen 9 und 10 Uhr fand diese Aufführung vor der Pfarrwohnung statt und erschreckte Kober, als er, wie er dem Konsistorium berichtete, gerade mit der Abfassung eines Schriftstückes zum Besten einer armen Wittwe aus seiner Gemeinde beschäftigt war, nicht wenig. Er meinte darin den Ausdruck einer tiefen Feindseligkeit gegen das kirchliche Leben überhaupt erblicken zu sollen. Nicht ganz

so tragisch oder einen religiösen Gesamtzustand beweisend erschien der Vorfall der Behörde.[32]) Ueberhaupt sind denn auch von den verschiedensten Seiten die Berliner gegen übertriebene Anklagen, die man ihnen angesichts des tollen Revolutionsjahres gemacht hat, in Schutz genommen worden. Die Kirchen wurden in jenem Jahre nicht schlechter als sonst, oft sogar besser besucht. Man war aber darauf aufmerksam gemacht worden, daß, wenn den Gemeinden Hirten, dem Volke die geeigneten Führer fehlten, es trotz guter Eigenschaften und religiöser Anlage mit Notwendigkeit Verführern in die Hände fallen mußte.[33])

So regte sich nun nach der Revolution die Idee einer wieder erneuten und mit größerer Energie zu treibenden inneren Mission, die der treffliche Wichern schon auf dem ersten evangelischen Kirchentage, einer freien Vereinigung evangelischer Geistlicher und Laien, der im September 1848 in Wittenberg zusammentrat, in begeisternder Weise befürwortete. So begriff man, daß vor allen Dingen kirchliches Leben zu wecken und praktisch zu pflegen sei.[34]) Allein wir haben oben darauf hingedeutet, daß man nicht imstande war, den Doktrinarismus der Parteien, der sich zunächst durch die nach der Revolution erst recht zum Bewußtsein und zur Geltung gekommenen politischen Gegensätze verhärtete, zu überwinden. Darum blieb die ganze kirchliche Bewegung noch Privatgesellschaften überlassen, während die Kirche selbst durch die wachsenden konfessionellen Streitigkeiten zerrüttet wurde. Man darf behaupten, daß diese Gegensätze in Berlin einen schärfer politischen Hintergrund hatten, als anderwo, indem hier das Luthertum den Gemeinden nicht nur als Ausdruck einer religiös-positiven, sondern auch zugleich politisch-konservativen Gesinnung in unevangelischer Weise aufgedrungen werden sollte. Von dem Vorhandensein und der Gefährlichkeit solcher, wenigstens auf einer großen Unklarheit beruhender und mehr der weiteren Zerklüftung als der Heilung des kirchlichen Notstandes dienender, Tendenzen liefert die Geschichte der Dreifaltigkeits-Kirche ein hervorragendes Beispiel.

Im Jahre 1855 schwebten zwischen dem Konsistorium der Provinz Brandenburg und dem evangelischen Oberkirchenrat Verhandlungen zur Abhülfe des sich immer fühlbarer machenden Mangels an Geistlichen und geistlichen Kräften in Berlin. Wir wissen, daß zur Böhmischen (Bethlehems)-Kirche zwei Personal-Gemeinden, eine reformierte und eine lutherische gehörten, die die Nachkommen der böhmischen Einwanderer umschlossen, daher im Verhältnis zu den übrigen Berliner Gemeinden nur von geringer Seelenzahl waren. In Rücksicht auf diesen Umstand machte das Konsistorium, dessen Präsident damals Graf Voß war, der vorgesetzten Behörde den Vorschlag, „daß der Bethlehems-Kirche und dem Pfarrer der böhmisch-lutherischen Gemeinde ein Teil der Parochie der Dreifaltigkeits-Kirche als ein besonderes Kirchspiel überwiesen" werde, „so daß", wie gesagt wird, „neben der böhmischen Parochial-Gemeinde noch die Gemeinde eines geographisch begrenzten Kirchspiels die Kirche mit benutzt und an der Thätigkeit des Pfarrers der ersteren Teil nimmt". Der Zustimmung der böhmischen Gemeinde glaubte das Konsistorium sicher zu sein, da aus dieser bereits öfter der Wunsch auf Zuteilung bestimmter Grundstücke zur Bildung

eines Pfarrsprengels geäußert worden sei. Ob sich aber die Dreifaltigkeits-Gemeinde mit dieser Einrichtung einverstanden erklären würde, wird von jener Behörde gänzlich ignoriert. Es scheint, daß sie vollständig unterlassen hat, auch die Ansicht der Pfarrer und namentlich der Kirchen-Vorsteher der Dreifaltigkeits-Gemeinde einzuholen. Pfarrer der lutherisch-böhmischen Gemeinde war damals der bekannte Prediger Knak, ein aufrichtig frommer, bibelgläubiger, aber der Union wenig geneigter Geistlicher, der den lutherischen Pietismus zwar mit großer Herzenswärme, aber in entschiedenem Gegensatz gegen die Wissenschaft vertrat, wie das aus seinem mit dem Prediger Lisco im Jahre 1868 auf der Friedrich-Werderschen Synode geführten Streite über das Kopernikanische Sonnen-System hervorgeht.[35]) Dieser Streit der Pastoren, der, an sich ganz unfruchtbar, doch die vorhandenen Gegensätze scharf beleuchtete, hat damals leider in Berlin viel Staub aufgewirbelt.

Der Oberkirchenrat überwies jenen Antrag des Konsistoriums der in Berlin bestehenden „Kommission zur Abhülfe der hiesigen kirchlichen Notstände" zur Begutachtung. Dieselbe fand ihn indessen wenig geeignet, teils weil die böhmisch-lutherische Gemeinde, welche eine große Anhänglichkeit am Hergebrachten besitze, sich wenig zuvorkommend bei einer Neuordnung ihrer Verhältnisse zeigen werde, teils weil in der Union ein unbedingtes Hindernis gegen das Projekt liege. Es sei nämlich „die Dreifaltigkeits-Gemeinde nicht nur uniert, sondern aus einer ursprünglich lutherischen und einer reformierten Gemeinde zusammengesetzt". Obgleich dem Konsistorium diese Bedenken durch die vorgesetzte Behörde mitgeteilt wurden, beharrte es doch in einer amtlichen Erwiderung bei seiner früheren Meinung, daß die böhmisch-lutherische Gemeinde mit dem gemachten Vorschlage, ungeachtet der Unionsfrage, einverstanden sein werde. Was aber die Dreifaltigkeits-Gemeinde anlangt, die jetzt wenigstens erwähnt wird, so glaubte das Konsistorium, daß aus ihr trotz der Union schwerlich ein Widerstand zu erwarten stehe. Es fügte hinzu, daß es auch nicht eine eigentliche Verschmelzung des neu zu bildenden Sprengels mit der böhmischen Gemeinde vorzunehmen beabsichtige, sondern die Bildung einer neuen selbständigen Parochie, welche gleichsam durch Personal-Union des lutherischen Pfarrers mit jener verbunden werde. Uebrigens sah doch diese Behörde jetzt ein, daß man der Dreifaltigkeits-Gemeinde das Projekt von der Kanzel mitteilen, und ihr Raum zu begründetem Widerspruch bis zu einer Präklusiv-Frist gewähren müsse. Durch dieses letztere Votum des Konsistoriums tritt das Bedenkliche des ganzen Vorschlags, der auf eine thatsächliche Ueberrumpelung der Dreifaltigkeits-Gemeinde zu Gunsten lutherischer Einflüsse hinausgekommen wäre, deutlich zu Tage. Man hatte in den Kreisen, denen jene Idee entstammte, offenbar kein Verständnis für den ernsten religiösen Sinn der Union. Man hielt sie ohne Frage für eine leicht zu behandelnde Form, die mit dem Gemeindeleben, dessen Bedeutung kaum in Betracht gezogen wurde, gar nicht zusammenhing. So mochte sich mancher lutherische Pfarrer mit der Union als einer staats-kirchlichen Einrichtung in seinem Gewissen abgefunden haben. Aber für die Dreifaltigkeits-Gemeinde traf eine solche juristische Auffassung am allerwenigsten zu; ihr war die Union Herzens- und Gewissenssache gewesen, in ihr besaß die

Union ein geschichtliches Recht. Und selbst wenn ihre damaligen Pfarrer, der herrschenden Strömung für ihre Personen folgend, keinen Protest gegen den neuen Plan eingelegt haben würden, so lebte in der Gemeinde wenigstens noch eine lebendige Tradition, die sich an die Namen Schleiermacher und Marheineke knüpfte, die nicht wenige ihrer damaligen Glieder noch persönlich gekannt hatten. Es dürfte kaum zweifelhaft sein, daß die Veröffentlichung des Planes des Konsistoriums eine große Erregung der Gemüter zur Folge gehabt hätte. Unsere Gemeinde muß es darum dem evangelischen Oberkirchenrat Dank wissen, daß dieser die ganze Sache von dem einzig richtigen Standpunkte aus beurteilte. Die Abkündigung jener Parochial-Veränderung mit Bestimmung einer Präklusivfrist für etwaige Einwendungen hielt er, wie er ausdrücklich dem Konsistorium erklärte, für ein zweckwidriges und gefährliches Unternehmen. Man müsse doch, meinte er, dabei offen zu Werke gehen und der Gemeinde mitteilen, daß es sich um eine religiöse Principienfrage handele, und daß man deshalb Widersprüche erwarten müsse, „deren Berechtigung kaum bestreitbar wäre". Es sei ferner auch die Stellung des in Aussicht genommenen lutherischen Pastors eine sehr unklare. Auch von ihm müsse ein neues Bekenntnis gefordert werden, welches Fragen hervorrufen würde, „die ohne Not besser zu vermeiden" seien. So hat die kirchliche Centralbehörde angedeutet, daß bei der Durchführung des Vorhabens geradezu konfessionelle Streitigkeiten provociert werden würden. „Aus diesen Rücksichten", so schließt das letzte Reskript des Oberkirchenrats in dieser Angelegenheit, „haben wir uns nicht bewogen finden können, der Ausführung des in Rede stehenden Planes näher zu treten".[36])

Es lag auch nicht einmal ein dringendes Bedürfnis zur Teilung der Parochie der Dreifaltigkeits-Gemeinde vor. War doch schon im Jahre 1846 von ihr der gesamte in der Friedrichs-Vorstadt (vor dem Potsdamer- und Anhalter-Thor) liegende Teil abgezweigt und der neu erbauten Matthäus-Kirche überwiesen worden. Obschon sich die Dreifaltigkeits-Gemeinde im allgemeinen nur freuen konnte, daß bei dieser Gelegenheit ein Teil ihrer Glieder trefflichen Händen anvertraut und ihren Pastoren ein Stück ihrer umfangreichen Arbeitslast abgenommen wurde, so schien es doch auch damals, als ob die glückliche Erledigung der Angelegenheit durch ein unserer Kirche auferlegtes schweres Opfer beeinträchtigt werden sollte. Denn die soeben gebildete Matthäus-Gemeinde beanspruchte durch ihre Vertreter das volle Miteigentum „an dem gesamten Vermögen der Dreifaltigkeits-Kirche mit Einschluß der Kirchhöfe, jedoch mit Ausnahme der Kirchen-, Pfarr- und Schulgebäude" und eine Teilung dieses Vermögens nach der Seelenzahl. Und da die Dreifaltigkeits-Kirche diese Forderung ablehnte, rief man von jener Seite die gerichtliche Entscheidung an. Jetzt da die Matthäus-Kirche zu den wohlhabensten Kirchen Berlins gehört, darf man wohl sagen, daß glücklicherweise diese Klage in allen Instanzen erfolglos war.[37]) Teilungen der Parochie in der inneren Stadt sind jetzt übrigens nicht mehr zu befürchten, da die hier gelegenen Gemeinden eine fortschreitende Abnahme an Bevölkerung zeigen.[38])

Im Jahre 1853 hatte Krummacher die Dreifaltigkeits-Kirche verlassen und war, wie einst Bamberger, zum Hofprediger nach Potsdam berufen worden. Als Bewerber um

die erledigte Stelle meldete sich Friedrich Souchon, der im Jahre 1811 zu Magdeburg geboren war. Er gehörte der französischen Kolonie an, wurde 1830 Prediger zu Straußberg in der Uckermark, dann zu Angermünde, und wirkte seit 1834 an der französischen Luisenstadt-Kirche in Berlin. Er zeigte sich hier als einen, von ernsten Christen gern gehörten, mit einer mehr als gewöhnlichen Beredsamkeit ausgestatteten Prediger, so daß ihn Krummacher mit Saurin „seinem großen Stamm- und Geistesgenossen" vergleicht. Doch fügt derselbe auch hinzu, daß er dem, was er versprach, und seinem reformierten Standpunkte nicht treu geblieben sei. Auch Souchon wurde durch die herrschende politisch-lutherische Strömung mehr gehemmt als gehoben. Der Wunsch, an die Dreifaltigkeits-Kirche versetzt zu werden, entsprang aus Rücksicht auf eine bereits geschwächte Gesundheit. Er hat seine frühere Kraft und geistige Frische dem neuen Amte in der That nicht lange mehr widmen können.[39]) Das Konsistorium hatte in erster Stelle den Prediger Segemund, dann als dieser inzwischen zum Konsistorial-Rat in Frankfurt a. O. ernannt worden war, den Superintendenten von Hengstenberg vorgeschlagen. Für Souchons Berufung an die Dreifaltigkeits-Kirche entschied jedoch der König Friedrich Wilhelm IV. persönlich, besonders mit Rücksicht darauf, daß er schon damit umging, den Superintendenten von Hengstenberg zum Hofprediger zu ernennen. Souchon trat auch im Jahre 1863 als Hülfsarbeiter in das Berliner Konsistorium ein, dessen ordentliches Mitglied er im Jahre 1873 wurde.[40])

Unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. war ein letzter, Frieden verheißender, wenn auch noch nicht den Frieden bringender kirchlicher Akt die Versammlung der evangelischen Alliance in Berlin. Der König begann am Abend seines Lebens seine kirchenregimentliche Stellung über den Parteien wieder als Notwendigkeit zu empfinden und seine positive Unionsgesinnung zu bethätigen. So ernannte er auch gegen den Wunsch des Kultus-Minister von Raumer, welcher ganz auf der lutherischen Seite stand, den bedeutendsten damaligen Vertreter der Union in Berlin, Karl Immanuel Nitzsch, durch direkte Kabinetsordre zum Propst an der Nikolai-Kirche.[41]) Jener evangelische Bund, gestiftet im Jahre 1845 zu Liverpool in England, erstrebte nicht sowohl eine organisierte Einheit aller evangelischen Kirchen, als vielmehr eine persönlich freie Union der Christen aller evangelisch-kirchlicher Gemeinschaften. Nach dem Revolutionsjahre 1848 empfand man auch in der Berliner Geistlichkeit das Bedürfnis, dieser von England ausgegangenen Idee näher zu treten. Und als im Jahre 1851 in London eine außerordentliche Versammlung der Alliance statt fand, wurde auf ihr die Berliner Kirche durch die Prediger Kuntze von der St. Elisabeth-Kirche und Krummacher von der Dreifaltigkeits-Kirche vertreten. Seitdem bildete sich eine dauernde, persönliche und litterarische Vertretung dieses Unternehmens in Berlin. Unter der lebhaftesten Teilnahme des Königs konnte dann zum 10. September 1857 eine Zusammenkunft des Bundes hierher berufen werden. Es war das eine herrliche, doch wieder brüderliches und praktisches Christentum in großem Stil darstellende Versammlung, die auch für die religiösen Verhältnisse unserer Hauptstadt von Segen wurde und den Umschwung zu einer neuen Zeit verkündigte. Unter den Berliner Geistlichen,

welche diese kirchliche Verbrüderungsfeier veranstalteten, bemerkte man die Namen eines Nitzsch, Arndt, Couard. Natürlich stand auch Krummacher aus Potsdam hier in vorderster Reihe. Die am meisten dogmatisch und vielleicht auch politisch interessierten Geistlichen auf der rechten und der linken Seite schlossen sich allerdings aus. Ihnen erschien das pietistische Element, dessen Bedeutung und Berechtigung ja allerdings durch das herrschende Luthertum so sehr verdunkelt worden war, dabei zu stark vertreten.[42])

Als der Prinz von Preußen, unser nachmaliger König und Kaiser Wilhelm, die Regentschaft in Preußen für seinen schwer erkrankten Bruder im Jahre 1858 angetreten hatte, faßte er auch die kirchlichen Aufgaben ins Auge und nahm den notwendigen Weiterbau an der Verfassung der evangelischen Kirche in die Hand. Selbst der geringe Anfang der unter Friedrich Wilhelm IV. zur Einrichtung einer Gemeinde- oder Presbyterial-Verfassung gemacht worden, war durch die Abneigung der herrschenden kirchlichen Richtung gegen jede Mündigsprechung der Gemeinden vollständig ins Stocken geraten. Durch eine berühmt gewordene Ansprache, welche der Prinz am 8. November 1858 nach Uebernahme der Regentschaft an das Staats-Ministerium hielt, bekundete derselbe, daß er gewillt sei, seinen Weg auch in kirchlichen Angelegenheiten selbständig zu gehen. So ließ er denn zunächst im Jahre 1860 durch den Kultusminister von Bethmann-Hollweg die bereits früher in Angriff genommene Gemeinde-Verfassung in den östlichen Provinzen durchführen und fortbilden. Damit entstanden die auf Grund der sogenannten Vorschlags-Liste gewählten Presbyterien oder Gemeinde-Kirchenräte: d. h. die Gemeinde-Wähler erhielten das Recht, aus einer ihnen von dem Gemeinde-Kirchenrat, bei der ersten Einrichtung unter Zuziehung der geistlichen Behörden, vorgeschlagenen Kandidatenliste, welche die doppelte Zahl der bestimmten Repräsentanten enthalten sollte, eine Auswahl zu treffen. Für die Dreifaltigkeits-Gemeinde bedeutete das im Grunde nur eine Erweiterung des Kirchen-Kollegiums, da dieses selbst nach einer Bestimmung des neuen Gesetzes nicht aufgelöst, sondern in diesen Gemeinde-Kirchenrat aufgenommen wurde. Immerhin wurde dadurch noch eine Zahl achtbarer Männer gewonnen, die sich der Sorge für das kirchliche Leben unterziehen konnten. Wir nennen unter ihnen den Stadtschulrat Fürbringer, der sich auch lebhaft für die evangelische Alliance interessierte.

Daß man bei einem so geringen Anfange einer Repräsentativ-Verfassung nicht stehen bleiben konnte, war die allgemeine Ansicht aller Freunde derartiger Institutionen. Noch fehlte ja eine Synodal-Verfassung, die immer wieder versucht, indessen bisher noch nicht ins Leben getreten war.

Auch dieses Werk wurde aber unter Kaiser Wilhelm, nachdem derselbe seine großen politischen Aufgaben in der Befestigung und Vergrößerung Preußens, in der Gründung des deutschen Reiches gelöst hatte, in Angriff genommen und zu einem glücklichen Ziele geführt. Nach Anhörung von außerordentlichen Provinzial-Synoden erließ der König am 10. September 1873 eine neue Gemeinde- und Synodal-Ordnung für die älteren Provinzen, der noch Ausführungs-Bestimmungen folgten, um dann mit dem Rat der ersten ordentlichen Provinzial-Synoden und im Einvernehmen mit der außerordentlichen Generalsynode, welche vom 25. No-

vember bis 18. Dezember 1875 in Berlin tagte, die neue Verfassung, die unter der Leitung des Kultusministers Falk entstanden war, durch den Erlaß der Generalsynodal-Ordnung vom 20. Januar 1876 und das Gesetz vom 3. Juni desselben Jahres im wesentlichen zum Abschluß zu bringen.

Man kann nicht sagen, daß diese Verfassung in der Dreifaltigkeits-Kirche mit Friedens-Glocken eingeläutet wurde. Wir haben gesehen, daß Kober ihr wenig geneigt war, und da überdies sein Verkehr mit den neuen Vertretern durch stark entwickelte Schwerhörigkeit sehr erschwert wurde, bat er auch bald um Entbindung von dem Vorsitz im Gemeinde-Kirchenrat. An Parteiprotesten fehlte es schon bei den ersten Wahlen nicht. Und man wird es kaum auffällig finden, daß seitens der Gemeinde neben trefflichen Repräsentanten auch weniger geeignete Kräfte zu ihrer Vertretung berufen wurden. Das neue Verfassungsleben mußte das Stadium seiner Kinderkrankheiten durchmachen. Wir können es jetzt aber mit Dank gegen Gott rühmen, daß in der Dreifaltigkeits-Gemeinde diese Krankheiten einen durchaus gutartigen Charakter zeigten, daß sich Geistliche und Gemeinde, besonders nachdem frische und jüngere Pastoren berufen worden waren, in gemeinsamer Arbeit, zu gedeihlicher Pflege der kirchlichen Angelegenheiten zusammen fanden, so daß man wohl sagen kann, daß das Verfassungsleben dieser Gemeinde den erfreulichsten Anblick zeigt und zu den besten Hoffnungen berechtigt. Es sind wohl verschiedene Ansichten vorhanden, die auch bei den Wahlen nicht immer verschwiegen werden können und sollen, aber die Konkordien-Kirche hat auch hier ihre alte Kraft gezeigt und es verstanden, die Gegensätze auszugleichen und die verschiedenen Gaben dem Dienste des Ganzen zu weihen. Der bestimmte Unionscharakter der Gemeinde, wie ein gewisses Maß religiöser Intelligenz läßt sich in den Gemeinde-Organen nicht verkennen, und zeigt auch, daß hier doch noch von einer Gemeinde-Tradition geredet werden darf. Der erste Dank gebührt dabei natürlich den leitenden Pastoren, welche die Eigenart ihrer Gemeinde zu würdigen und liebevoll zu pflegen verstanden haben.

Ehe es freilich dahin kam, folgte eine ziemlich trübe Zeit für die Dreifaltigkeits-Gemeinde, indem die beiden Pastoren Kober und Souchon durch Alter oder Krankheit verhindert waren, die amtlichen Pflichten regelmäßig und ausreichend zu erfüllen, ohne daß die Gemeinde die Mittel besaß, einen Ersatz zu schaffen. So konnte ihr Wunsch auch nicht erfüllt werden, den damaligen dritten Geistlichen, den Hülfsprediger und zweiten Nachfolger Benekes, Schultz, zum ordentlichen Pfarrer ernannt zu sehen. Im Juli 1877 starb der Superintendent Kober im achtzigsten Lebensjahr. Das Konsistorium berief an seiner Stelle den Prediger Oskar Pank von der Berliner Philippus-Apostel-Kirche, der zugleich zum Superintendenten der Diöcese Friedrichs-Werder ernannt wurde. Pastor Souchon hatte 1878 seine Emeritierung gewünscht, doch starb er noch in demselben Jahre. In diesem Falle hatte nun die Gemeinde den neuen Pfarrer zu wählen. Ihre Wahl fiel einstimmig auf den genannten, ihr durch langjährige Thätigkeit empfohlenen, dritten Prediger Paul Schultz, dessen liebevoller und reich gesegneter Wirksamkeit sich unsere Gemeinde noch

fortdauernd erfreut, und dem dieselbe bei seinem fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläum im vorigen Jahre ihren innigen Dank für seine Treue aussprechen und bezeugen durfte. Es war hohe Zeit, daß frische Kräfte für die Dreifaltigkeits-Kirche gewonnen wurden, denn ein junger außerordentlicher Hülfsprediger, durch den sich Kober in den letzten Jahren, sogar in den Hauptgottesdiensten vertreten ließ, konnte nicht als ausreichender Ersatz gelten. Und man darf sagen, daß seit dem Amts-Antritt des Superintendenten Pank eine neue Aera für die Gemeinde begonnen hat. Derselbe wurde am 28. April 1878 vom General-Superintendenten Brückner in unsere Kirche eingeführt, und konnte bald einen Akt kirchlicher Pietät vollziehen, indem er am 4. Sonntage nach Trinitatis dem verstorbenen Superintendenten Kober die Gedächtnispredigt hielt.[43]) Wie sehr es Pank gelungen war, obschon seine Ernennung ohne Mitwirkung der Gemeinde erfolgte, sich die Liebe der letzteren zu erwerben, ersieht man aus dem Umstande, daß die Gemeinde-Körperschaften im Jahre 1881, als seine Berufung an die hiesige St. Jakobi-Kirche in Aussicht stand, den König einstimmig baten, dieselbe nicht zu genehmigen. Man konnte es daher nur lebhaft bedauern, als er im April 1882 dem Rufe der Stadt Leipzig an die dortige Nikolai-Kirche Folge leistete. Den meisten Gliedern unserer Gemeinde wird sein erfolgreiches Wirken an der Dreifaltigkeits-Kirche noch in der Erinnerung sein. Wir wollen nur darauf hinweisen, daß er zu denen gehörte, die ein offenes Verständnis für die religiösen Bedürfnisse unserer Zeit und namentlich auch einer Gemeinde, wie die der Dreifaltigkeits-Kirche ist, besaß. So erkannte er die Aufgabe, nicht sowohl abstrakte Lehren vorzutragen, auch nicht auf einseitige fromme Gefühls-Erregung zu dringen, sondern die „Gotteskraft" des Evangeliums zur Besserung und Verklärung des Christen-Lebens, und nicht nur in Beziehung auf das des Einzelnen für sich, sondern besonders auch auf das der Gemeinschaft in Haus, Geselligkeit und bürgerlichem Verkehr, zum klaren Bewußtsein zu bringen. Damit knüpfte er wieder an die gute alte Gemeinde-Tradition aus ihren besten Zeiten an. Seine 30 Predigten „über das zeitliche Leben im Lichte des ewigen Wortes", hat er als ein bleibendes wertvolles Andenken an seine hiesige Wirksamkeit der Oeffentlichkeit übergeben.[44])

An Panks Stelle wurde auf Veranlassung des evangelischen Ober-Kirchenrates sowohl zum Superintendenten der Diöcese Friedrichswerder als auch zum Pastor an der Dreifaltigkeits-Kirche, der Pfarrer Ernst Dryander aus Bonn nach Berlin berufen. Damit kamen die Behörden aber nur dem ausdrücklichen Wunsche der Gemeinde-Körperschaften entgegen, denn diese hatten bereits einstimmig um diese Berufung gebeten, womit sich sowohl der Ober-Kirchenrat als auch der Kultusminister vollkommen einverstanden erklärten. Es ist eine erfreuliche Thatsache von allgemeinerem Wert, daß sich in der Gemeinde das Bewußtsein von der Wichtigkeit des Pfarramtes bei dieser Gelegenheit deutlich kundgab. Denn schon im Januar 1882 bat der Gemeinde-Kirchenrat das Konsistorium um die Berücksichtigung solcher Männer bei der Neubesetzung des Pastorates, „von denen erwartet werden" dürfe, „daß sie das erstarkte kirchliche Leben in unserer Gemeinde zu immer höherem Gedeihen bringen mögen". Indem wir hier an der Grenze unserer

geschichtlichen Aufgabe stehen, müssen wir doch die Thatsache bekunden, daß diese ernsten Wünsche und Erwartungen der Gemeinde durch jene von der Behörde zuletzt getroffene Wahl eines Predigers in der vollkommensten Weise erfüllt worden sind, so daß wir mit Dank gegen Gott für das uns in dem neuen Pastor Geschenkte in die Vergangenheit und hoffnungsvoll in die Zukunft blicken dürfen. Obschon bereits im Jahre 1874 aus der Gemeinde heraus der Wunsch geäußert wurde, es möchte wegen der anwachsenden kirchlichen Arbeit die bisherige ordentliche Hülfs-Predigerstelle zu einer dritten Pfarrstelle umgewandelt werden, und sich auch das Konsistorium damit einverstanden erklärt hatte, so beschlossen doch die Gemeinde-Organe, in Rücksicht auf die Kassenverhältnisse von jener Erlaubnis der Behörde noch keinen Gebrauch zu machen und vorläufig die erledigte dritte Stelle nur interimistisch zu besetzen. Doch verging über ein Jahr, bis sich in der Person des Predigers A. Jäckel, vorher 1866—1877 Pastor in Hohensolms bei Wetzlar, eine geeignete Kraft zur Uebernahme dieses geistlichen Helfer-Amtes fand. Prediger Jäckel hat dasselbe, welches viel Arbeit und wenig materielle Entschädigung mit sich brachte, mit großer Hingebung und Uneigennützigkeit bis zu Ostern des Jahres 1887 verwaltet. Zu dieser Zeit folgte er einem Rufe des Berliner Magistrats als Pfarrer an das hiesige Friedrich-Wilhelms Hospital. Er hat sich nicht nur durch seine erbaulichen Predigten, sondern auch durch besondere Verdienste um die Armenpflege und um den Kindergottesdienst viel Liebe und einen dauernden Anspruch auf den Dank der Dreifaltigkeits-Gemeinde erworben. Er veranlaßte, daß am 9. Dec. (am zweiten Sonntage des Advents) 1883 das vierzigjährige Jubiläum des Kindergottesdienstes in der Dreifaltigkeits-Kirche unter lebhafter Beteiligung der Gemeinde, wie ehemaliger Mitglieder und Lehrer, von denen einige persönlich anwesend waren, andere herzliche Glückwünsche gesandt hatten, begangen wurde. Neben Gesang und Gebet bestand die Feier in einer Rede des Predigers Jäckel von der Kanzel über Luc. 2, 40, in einer Begrüßung desselben vom Altare aus und in Ansprachen von drei früheren Leitern dieser Gottesdienste, des Pastors von Ranke aus Potsdam, des Garnisonpfarrers Schall aus Spandau und des Pastors Schönberner aus Berlin. Auch kam ein rührender Brief zur Vorlesung, welchen der erste Leiter dieser Gottesdienste, Pfarrer Stobwasser, damals Pastor zu Fahrland bei Potsdam, im Jahre 1868 zur fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier dieser Gottesdienste geschrieben hatte, worin er hervorragende Beispiele von dem dauernden Segen, den diese Einrichtung gebracht hat, mitteilen konnte. Nach dem Abgange des Predigers Jäckel beschlossen die Gemeinde-Körperschaften mit Zustimmung des Konsistoriums, die dritte Stelle durch einen ordentlichen Diakonus zu besetzen, dessen Wahl ihnen nach Maßgabe der kirchlichen Gesetzgebung zufiel. Da aber einerseits dem zu Berufenden eine pfarramtliche Dienstzeit von zehn Jahren gesetzlich vorgeschrieben war, andererseits von der Gemeinde eine jüngere, die älteren Pfarrer unterstützende Kraft gewünscht wurde, so verzögerte sich die Wahl, so daß noch von Ostern bis zum Herbst 1887 der Marinepfarrer a. D. Nauck zur interimistischen pfarramtlichen Dienstleistung an unserer Kirche herangezogen wurde. Auch dieser, wenn auch nur während kurzer Zeit geleisteten Hülfe gedenkt die Gemeinde mit aufrichtigem Danke. Am

28. November 1887 wurde sodann von den Gemeinde-Körperschaften, der Diakonus Ernst Geß aus Oppeln zum dritten Prediger an der Dreifaltigkeits-Kirche gewählt, und am vierten Sonntage des Advents vom Konsistorialrat Dryander, der inzwischen sein Ephoralamt mit einer Stellung im Königl. Konsistorium vertauscht hatte, unter Assistenz der Pastoren Schultz und Jäckel eingeführt. Pastor Geß steht bis heute seinen älteren Amtsbrüdern und der Gemeinde in eifriger und erfolgreicher Arbeit zur Seite.

Eine wesentliche Veränderung erlitten im Laufe der Zeit die der Kirche nach Abtrennung der höheren Schulen noch verbliebenen Elementarschulen. Die neben der Centralschule in der Kochstraße vorhanden gewesenen Parochialschulen wurden schon in früherer Zeit ihren zeitigen Vorstehern für eigene Rechnung mit der Verpflichtung überlassen, gegen eine aus der Realschulkasse zu beziehende feste Vergütigung und einen kirchlichen accidentellen Genuß, einer bestimmten Anzahl armer Kinder, deren Zuweisung von den Predigern erfolgte, freien Unterricht gewissenhaft zu erteilen. Damit waren diese Schulen zu Privatschulen geworden, die nur noch in einer losen Verbindung mit der Kirche standen. Nachdem aber das Armenschulwesen Berlins schon seit 1827 eine andere Gestalt gewonnen, ging die lutherische Kantorschule, sowie eine weitere Parochialschule gänzlich ein, wogegen freilich die Kirche auf Veranlassung des Königl. Provinzial-Schulkollegiums, doch gegen ihren Wunsch, die reformierte Kantorschule zur eigenen Verwaltung als öffentliche Schule übernehmen mußte, um daraus nach und nach eine mittlere Bürgerschule zu bilden. Obschon sie einen jährlichen Zuschuß von fast 300 Thalern aus königlichen Kassen erhielt, so fehlte es sowohl an ausreichenden Geldmitteln als auch an geeigneten Lokalitäten, um eine solche Erweiterung durchzuführen. Nichtsdestoweniger entfaltete die „Dreifaltigkeits-Kirchschule", gleichsam eine kirchliche Privatschule, die auch zahlende Kinder aufnahm, und in welcher der Unterricht von einem fest angestellten Hauptlehrer und mehreren, auf Kündigung angenommenen Nebenlehrern erteilt wurde, eine gedeihliche Wirksamkeit. Sie war im Jahre 1871 von allen ehemaligen Schulanstalten der Dreifaltigkeits-Kirche allein übrig geblieben. Nur einer benachbarten Töchterschule wurde noch ein kontraktlicher Zuschuß als Schulgeld für eine Anzahl armer Mädchen aus der Gemeinde gezahlt. Nachdem aber die Stadt Berlin im Jahre 1869 die Unentgeltlichkeit des gesamten Unterrichtes in den Volksschulen eingeführt hatte, wurden nicht nur alle Armenschulen entbehrlich, sondern auch der Bestand vieler Privatschulen in Frage gestellt. Es war daher kein Wunder, daß das Dreifaltigkeits-Kirchen-Kollegium eine derartige Abnahme der Schulgelder zu beklagen hatte, daß es sich im Jahre 1871 genötigt sah, die vorgesetzten Behörden um die Genehmigung zur Auflösung der „Kirchschule" und zur Einstellung der Zahlungen an jene Töchterschule zu bitten. Nach Erfüllung aller Formalitäten und gesetzlichen Verpflichtungen, zu denen namentlich die fortdauernde Zahlung eines Wartegeldes an den Hauptlehrer gehörte, wurde diesem Gesuche gewillfahrt. Damit hatte aber die Dreifaltigkeits-Kirche ihre länger als ein Jahrhundert hindurch geübte Arbeit an der öffentlichen Erziehung der Jugend und der Schule beendigt. Sie vertraute jetzt ihre gesamte Jugend anderen Händen, von denen wir er-

warten dürfen, daß dieselben, wenn auch in neuen Formen, doch den alten Geist gesunder Frömmigkeit und christlicher Sittlichkeit pflegen und verbreiten werden.[45])

Konnte sich unsere Kirche um so eifriger neuen praktischen Aufgaben zur Ausbreitung des Reiches Gottes im Dienste der sogenannten inneren Mission widmen: so fand sich dabei sogar noch Raum für eine neue Inangriffnahme der Jugend-Erziehung. Wir denken hier an die im Jahre 1868 gegründete Klein-Kinderschule der Dreifaltigkeits-Kirche. Solche Anstalten gewinnen zur Zeit in Berlin, sei es als Oberlin-Schulen, sei es unter anderem Namen, unter Pflege der evangelischen Geistlichen und frommer Laien eine erfreuliche Verbreitung. Auch die auf Friedrich Fröbel zurückzuführenden Kindergärten sind, obschon in einer weniger kirchlichen Form, demselben Zweck gewidmet. Die Bedeutung und Eigenart dieser Erziehung, welche sich auf die Kinder erstreckt, die noch nicht im schulpflichtigen Alter stehen, hat schon längst der große pädagogische Systematiker Amos Comenius erkannt. Er nannte sie die „Mutterschule", und sah in ihr die Fundamental-Stufe aller Erziehung und Unterweisung. Daß in vielen Fällen die leiblichen Mütter nicht im stande sind, dieser ersten, unendlich wichtigen erzieherischen Pflicht zu genügen, ist ja jetzt in den weitesten Kreisen anerkannt.

Sorgen nun Staat und Stadt in väterlicher Weise für den Unterricht der größeren Kinder, so ist um so mehr die Kirche, die Mutter der Gläubigen, berufen ihre mütterlichen Arme schützend über die jüngste Jugend der Gemeinde auszubreiten, ihre erste körperliche und geistige Entwicklung zu leiten und ihr die grundlegenden Keime aller Frömmigkeit einzupflanzen. Und daß gerade die Mutterschule geeignet ist, den für Zeit und Ewigkeit maßgebenden religiösen Impuls in die Seele des Kindes zu legen, dafür liefert die Kirchengeschichte die leuchtendsten Beispiele. So können wir es auch mit Dank gegen Gott bezeugen, daß die Dreifaltigkeits-Gemeinde mit vollem Ernste und erfreulichen Erfolgen sich an dieser pädagogischen Fundamental-Aufgabe beteiligt. Als am 14. Oktober 1868 auf Anregung mehrerer christlicher Frauen der Gemeinde und des Konsistorialrats Souchon eine Station der gesegneten Diakonissen-Anstalt von Kaiserswerth zur Liebesarbeit in der Dreifaltigkeits-Parochie gegründet wurde, schickte das Mutterhaus zwei Schwestern, die eine zum Dienst an den Armen und Kranken, die andere zur Pflege der kleinen Kinder. Und seit dem Jahre 1875 arbeiten im Dienste der Gemeinde drei Schwestern, zwei in der Armen- und Krankenpflege und eine als Schulschwester. Als treffliche Leiterin unserer Station fungiert seit 1872 Schwester Julie Müller. Die sich mehrende Erweiterung der Armenpflege, der sich seitens der Gemeinde noch ein Ausschuß widmet, der unter dem Vorsitz des Konsistorialrates Dryander aus den Geistlichen der Kirche, einigen Mitgliedern des Gemeinde-Kirchenrates und einem Kreis von etwa zwanzig weiblichen Helferinnen besteht, beweist den wachsenden socialen Notstand auch in unserer Parochie. Regelmäßig versammeln die Schwestern zur christlichen Erbauung und Unterhaltung bald ältere Frauen, bald Jungfrauen, ferner Kinder aus der Gemeinde zu Näh-Flickstunden um sich. In ähnlicher dankenswerter Weise wirken auch freiwillige Verbindungen von weiblichen Gemeindegliedern.[46])

Die Blicke unserer Gemeinde wurden jedoch nicht minder auf weitere Aufgaben des Reiches Gottes fortdauernd gerichtet. Im Jahre 1814 wurde in Berlin die Preußische Haupt-Bibelgesellschaft gegründet, die im Laufe der Zeit eine großartige Wirksamkeit entfaltete. Sie hat seit ihrer Gründung alljährlich ihr Stiftungs-Fest in der Dreifaltigkeits-Kirche gehalten; anfangs am Stiftungstage des 2. August, später im Oktober. Auch den Jahres-Feiern von verschiedenen Missions-Vereinen öffnete die Kirche ihre gastlichen Thore, so nicht selten dem Haupt-Verein für die evangelische Mission in China, dessen erster Vorsitzender der Pastor Dr. Krummacher war. An den in Berlin gefeierten Gedenktagen aus der Kirchengeschichte stand unsere Kirche hinter den übrigen Berliner Kirchen nicht zurück. Wir erinnern an das nach einer Verfügung des Königl. Konsistoriums vom Jahre 1844 jährlich in allen Kirchen Berlins im Oktober oder November zu begehende Reformationsfest. In besonderer Weise wurde noch Luthers Todestag im Jahre 1846 in allen evangelischen Gotteshäusern unserer Stadt durch einen Abendgottesdienst gefeiert, der sich einer allgemeinen Teilnahme erfreute. Erinnerlich wird allen aber noch die Feier des vierhundertjährigen Geburtstages des großen Reformators sein, die auch in der Dreifaltigkeits-Kirche am 10. und 11. Nov. 1883 in erhebender Weise begangen wurde. Hat die evangelische Kirche Berlins ihrer volkstümlichen Aufgabe auch in neuerer Zeit dadurch gerecht zu werden gesucht, daß sie die vaterländischen Ehrentage, nicht zuletzt die Fest- und Erinnerungs-Zeiten, die sich auf die Schicksale des geliebten, von Gott überschwenglich gesegneten Herrscherhauses bezogen, mit den christlichen Gemeinden in ihren Gotteshäusern im Aufblick zu dem Könige der Könige feierte, so erfüllte die Dreifaltigkeits-Kirche, die ihren königlichen Patronen seit ihrer Gründung so hervorragenden Dank schuldet, diese Pflicht auf die bereitwilligste Weise. Eine der herrlichsten Jubelfeiern dieser Art war die des neunzigsten Geburtstages unseres ruhmreichen Kaisers und Königs Wilhelms I. am 22. März 1887. Es folgten die ernsten Trauer-Gottesdienste des Jahres 1888, die unserem evangelischem Volke einen um so unauslöschlicheren Eindruck hinterließen, als unsere frommen Regenten in Not und Tod mit dem Beispiele echten, ungeheuchelten Christenglaubens ihre hohe Stellung in der evangelischen Glaubens-Gemeinschaft besiegelten. Endlich durfte der diesjährige Geburtstag Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelms II. auch unsere Gemeinde wieder zum freudigen Danke gegen Gottes Führungen auffordern.

Von den Veränderungen, die in den letzten Dezennien in den gottesdienstlichen Einrichtungen der Dreifaltigkeits-Kirche statt hatten, erwähnen wir, daß der durch Krummacher auf 8 Uhr vormittags verlegte Frühgottesdienst im Jahre 1878 gänzlich beseitigt worden ist. Doch wurde dieser Ausfall seit der Wirksamkeit des Pastors Dryander reichlich ersetzt, indem nicht nur am Charfreitag und am Totenfest wieder ein dritter Gottesdienst stattfand, sondern auch regelmäßige Bibelstunden in der Kirche jeden Mittwoch, abends um 6 Uhr, und biblische Besprechungen alle 14 Tage, Dienstags um 6 Uhr, abgesehen von den Versammlungen der konfirmierten Jugend, eingerichtet wurden. Dazu trat auf Anregung desselben Geistlichen die Einführung besonderer liturgischer Andachten, deren Segen,

wie wir wissen, Schleiermacher bereits am Anfange unseres Jahrhunderts erkannt hatte. Nur die hiesige Matthäus-Kirche hatte schon seit 30 Jahren diese schöne Sitte gepflegt. Ihr folgten zunächst die Zwölf-Apostel-Kirche und die Dreifaltigkeits-Gemeinde. Wie sehr man hiermit einem vorhandenen Bedürfnisse entgegen kam, beweist der zahlreiche Besuch dieser Andachten, die in unserer Kirche namentlich am Christabend, zum Eingang der Passionszeit, Palmsonntag-Abend, Charfreitag, am Oster-Abend und am Totenfest-Abend gefeiert wurden. Zu ernster, andächtiger Stimmung riefen auch in den letzten Jahren zuerst die Glocken der Dreifaltigkeits- und Jerusalemer-Kirche in der zu so vielem Unfug Anlaß gebenden Neujahrsnacht. Insofern die liturgischen Andachten besondere musikalische Kräfte erfordern, müssen wir es mit Dank begrüßen, daß sich neben dem schon bestehenden Knabenchor und dem Chor des Kinder-Gottesdienstes noch ein gemischter aus Männern und Frauen bestehender freiwilliger Kirchen-Chor gebildet hat, der einen unersetzbaren Beitrag zur erhebenden Ausführung dieser Gottesdienste darbietet.[47])

Es bleibt uns nur noch übrig, einen Blick auf die Bauthätigkeit der Gemeinde und ihre Sorge für eine würdige Ausschmückung ihres Gotteshauses zu werfen. Wir beachten zunächst, daß im Jahre 1864, unter der kunstverständigen Leitung des Königl. Hofbaurates Lohse, ein gründlicher Umbau des Inneren der Kirche vorgenommen und manche Verschönerung und Verbesserung desselben hinzugefügt wurde. Die hauptsächlichste Aenderung bestand in der Beseitigung des unzweckmäßigen, die Kirche verunstaltenden dritten Chores. Erfreulich äußerte sich auch bei dieser Gelegenheit die Teilnahme der Gemeinde durch Darbringung reicher Geschenke.[48]) Die Einweihung der erneuten Kirche erfolgte im Oktober 1864. Außer der bereits erwähnten zweckmäßigeren Einrichtung der Pfarr- und Küsterhäuser und der Aufführung neuer Bauten auf den Friedhöfen[49]) unternahm die Gemeinde noch eine großartige Umgestaltung und Erneuerung ihres Gotteshauses, die von 1885—1886 unter der Leitung des Bauinspektors Schulze und des Regierungs-Baumeisters Vohl ausgeführt wurde, und welche die angestrengteste Thätigkeit aller Mitwirkenden, wie auch erhebliche Geldopfer erforderte. Man wollte sowohl dem Bedürfnis nach einem vergrößerten Zuhörer-Raum Rechnung tragen, als auch die Kirche in einer den Anforderungen eines geläuterten Geschmackes und den Verhältnissen der Reichshauptstadt entsprechenden Weise herrichten. Zu dem ersteren Zwecke wurde, was wir namentlich erwähnen, an der Nordseite der Kirche ein größerer, an der Südseite ein kleinerer, sich ihrer Gesamtform möglichst anschmiegender Anbau gemacht. In den ersteren konnte nicht nur die Sakristei, sondern auch eine neue Taufkapelle, in beide aber angemessene Vorhallen und bequeme Aufgänge zu den Emporen verlegt werden. So faßt die Dreifaltigkeits-Kirche jetzt im Ganzen 1400 bis 1500 Personen, die ohne Gedränge in derselben Unterkunft finden.[50]) Was dagegen die neue künstlerische Ausschmückung anlangt, so wurde namentlich die innere Kuppel neu gesichert, verputzt und in höchst geschickter Weise durch den Malermeister Lange derartig perspektivisch gemalt, daß sie, obschon sie an sich ziemlich flach ist, als Vollkugel wirkt. Die Gestalten der 4 Evangelisten, vom Maler Mühlenbruch dargestellt, vollenden diesen

seltenen Deckenschmuck. Ein scharf überragendes Gesims, unter dem ein breiter Spruchfries läuft, vermittelt die Kuppel mit dem darunter befindlichen Gebäude. Wirkungsvoll strahlen ferner neue mit Kathedralglas versehene Fenster ein gedämpftes Licht in den inneren Raum und bilden mit ihren reich ausgestatteten Rosetten einen leuchtenden Schmuck. Nehmen wir dazu, daß die Kirchenstühle durchweg neu hergestellt worden, daß Kanzel und Schalldeckel, welche in ihrer Art vorzügliche Leistungen des Barockstils darstellen, im Wesentlichen unberührt blieben, daß aber ein neuer geschnitzter Altar, ein Werk des Bildhauers Kuhntzsch in Wernigerode dazu gekommen ist, daß endlich die Emporen durch reiche Anwendung von Gold eine leuchtende Färbung erhielten: so darf man behaupten, daß die Kirche sich jetzt in ebenso edlen und stilvollen, wie auch auf der anderen Seite einfach und jeden überladenen Prunk vermeidenden Formen und Farben den Augen des Beschauers darbietet. Auch diese neue Ausschmückung derselben spiegelt das Wertlegen auf alles zu einer gesegneten evangelischen Andacht Wesentliche und die Vermeidung alles unnötigen, die innerliche geistige Sammlung zerstreuenden Beiwerkes wieder, wie es der ursprünglichen, auch der reformierten Eigenart entgegenkommenden Bestimmung der Dreifaltigkeits-Kirche und ihrer Entwicklungsgeschichte entspricht.[51])

Dieser Bau wurde durch die Behörden in wohlwollender Weise unterstützt. Der Magistrat bewilligte das zu den Anbauten nötige Terrain in zuvorkommender Weise. Die Königlichen Patronats-Behörden ließen es an ihrem Rat nicht fehlen. Leider lehnte freilich die Königl. Ministerial-Baukommission jeden Geldbeitrag ab, so daß die Gemeinde die große Bausumme (150000 Mark) selbst beschaffen mußte. Es ist ihr gelungen, indem es ihr auch an außerordentlicher, freudig geleisteter Hülfe ihrer Glieder nicht fehlte. Eine Summe von fast 30000 Mark ist durch freiwillige Gaben aufgebracht worden, denen sich mannichfaltige Geschenke zur Verschönerung des Kirchenraumes anschlossen. Auch der Platz vor der Kirche an der Mohrenstraße ist jetzt durch eine Anfahrt reguliert und mit geschmackvollen Gartenanlagen versehen, deren fernere Pflege die städtische Gartenverwaltung freundlich zugesagt hat. „So öffnet heute die verjüngte Dreifaltigkeits-Kirche der feiernden Gemeinde einen schönen und weihevollen Raum und steht mitten in dem Gewirr der sie umgebenden Straßen auch nach außen in würdigem Gewande da, als eine Mahnerin an das Ewige und Unvergängliche.“ [52])

Während des Umbaues mußte die Gemeinde von der Gastfreundschaft des französischen Domes der Friedrichsstadt Gebrauch machen, die ihr in entgegenkommenster Weise gewährt wurde.[53]). Ein hoher Freudentag war für die Gemeinde der Sonntag des 18. April 1886, an dem die festliche Wiedereröffnung der Kirche stattfand. Kaiser Wilhelm entsendete seinen erlauchten Enkel, den damaligen Prinzen Wilhelm, unseres jetzigen Kaisers und Königs Majestät, als seinen Stellvertreter zu der Feier, welcher noch Seine Königl. Hoheit der Prinz Alexander, mehrere Staatsminister, die Chefs der höchsten kirchlichen Behörden und eine große Anzahl Würdenträger der Kirche und des Staates beiwohnten. Superintendent Dryander hielt die zur dankbaren und demutsvollen Andacht

stimmende Festpredigt über das Evangelium des Tages: Mathäus 21, v. 1—9, und weihte Kirche, Kanzel und Altar aufs neue zu ihrem heiligen Zwecke und zu fernerem segensreichem Dienste.[54])

Auch unsere Wünsche wenden sich am Schlusse der auf den vorhergehenden Blättern erneuten Erinnerungen an die ereignisreiche Vergangenheit der Dreifaltigkeits-Kirche bei ihrem bevorstehenden Jubelfeste auf die noch unbekannte aber in Gottes Hand ruhende Zukunft derselben. Möge in den geweihten Hallen dieser Kirche das die Herzen erneuende und beseligende Evangelium klar und kräftig verkündigt werden von Geschlecht zu Geschlecht, möge die sich um dieselbe scharende und in ihr erbauende Gemeinde immer reifere Früchte des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung hervorbringen, möge es denjenigen, die zu Pflegern und Hütern der Dreifaltigkeits-Kirche bestellt werden, stets gelingen, ihr solche Hirten und Lehrer zu geben, wie sie es nach dem Worte Friedrichs des Großen vor Gott, vor dem Könige und vor der Gemeinde verantworten können! Auch über dieser Werkstatt des Reiches Gottes walte immerdar die ewige Liebe und Weisheit des allmächtigen und allgütigen Vaters im Himmel, in ihr wohne von der Fülle der in unserem Herrn und Erlöser offenbar gewordenen göttlichen Gnade ein immer reicher werdendes Maß, und auch durch sie trete die Gemeinschaft stiftende Kraft des H. Geistes immer wirksamer ans Licht!



Anhang.

Personal-Chronik der Dreifaltigkeits-Kirche.

A. Geistliche.

I. Pfarrer der reformierten Gemeinde:

1. Friedrich Wilhelm Jablonski, von 1739 bis zu seinem Tode 1760.

2. Johann Peter Bamberger (Kirchenrat), von 1761 bis zu seiner Versetzung als Hof- und Garnison-Prediger nach Potsdam 1780 (gest. 1804).

3. Christoph Friedrich Rellstab (Kirchenrat), von 1780 bis zu seinem Tode 1786.

4. Karl Friedrich Thiele, von 1787 bis zu seinem Tode 1808.

5. D. Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, von 1809 bis zur Union beider Gemeinden 1822.

6. August Pischon, später Professor, Konsistorial-Rat, D. und Archidiakonus an der Nikolai-Kirche, war von 1810 bis 1815 an unserer Kirche als Hülfsprediger thätig (gestorben 1858).

II. Pfarrer der lutherischen Gemeinde.

1. Johann Julius Hecker (Ober-Konsistorialrat), von 1739 bis zu seinem Tode 1768.

2. Johann Esaias Silberschlag (Ober-Konsistorialrat), von 1769 bis zu seinem Tode 1791.

3. Andreas Jakob Hecker (Ober-Konsistorialrat), von 1780 zweiter, von 1792 erster Prediger bis zu seinem Tode 1819.

4. D. Philipp Konrad Marheineke (Ober-Konsistorialrat), von 1819 bis zur Union 1822.

III. Die zweite (resp. dritte) lutherische Predigerstelle bekleideten:

5. Johann Georg Meissel, von 1746 bis zu seiner Versetzung nach Vittichow bei Stargard in Pommern 1753.

6. Johann Friedrich Hähn, von 1753 bis 1769, wo er General-Superintendent in Stendal wurde.

7. Johann August Christoph von Einem, von 1759 bis zu seiner Versetzung nach Genthin 1768.

8. Gottfried Christoph Reccard, von 1762 bis zu seiner Berufung als Professor der Theologie zu Königsberg i. Pr. 1765.

9. Christoph Hennicke, von 1765 bis zu seiner Versetzung nach Drenzig bei Drossen 1771.

10. Georg Christoph Silberschlag, von 1771 bis zu seiner Anstellung als General-Superintendent in Stendal 1779.

11. Andreas Jakob Hecker, von 1780 bis 1792.

12. David Georg Friedrich Herzberg, von 1792 bis 1822.

IV. Pfarrer der unierten Gemeinde.

1. D. Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, von 1822 bis zu seinem Tode 1834.

2. D. Philipp Konrad Marheineke (Ober-Consistorialrat), von 1822 bis zu seinem Tode 1846.

3. Adolph August Kober (Superintendent), von 1835 bis zu seinem Tode 1877.

4. D. Friedrich Wilhelm Krummacher, von 1847 bis 1853, wo er als Hofprediger nach Potsdam versetzt wurde (gest. d. 10. Dec. 1868).

5. Friedrich Souchon (Konsistorial-Rat), von 1854 bis zu seinem Tode 1878.

6. Oskar Pank (Superintendent), von 1878 bis 1882, wo er an die Nikolai-Kirche in Leipzig berufen wurde.

7. Paul Schultz, von 1878 bis jetzt (vorher dritter unierter Prediger).

8. Ernst Dryander, von 1882 bis jetzt. (Superintendent der Diocöse Friedrichs-Werder von 1882 bis 1887, seit 1887 Konsistorial-Rat.)

V. Dritte unierte Prediger.

1. David Georg Friedrich Herzberg, von 1822 bis zu seinem Tode 1823.

2. Adolf August Kober, von 1824 bis 1835.

3. Lic. Karl Vogt von 1835 bis 1837, wo er als Professor der Theologie nach Greifswald berufen wurde.

4. Karl Gustav Beneke, von 1838 bis zu seinem Tode 1864 (seit 1838 Konsistorial-Assessor, seit 1846 Konsistorial-Rat).

5. Rode, von 1864 bis 1866.

6. Paul Schultz, von 1866 bis 1878.

7. Interimistisch A. Jäckel, von 1879 bis 1887.

8. Interimistisch Nauck, Marinepfarrer a. D., 1887.

9. Ordentlicher Diakonus Ernst Geß, von 1887 bis jetzt.

B. Kantoren, Küster, Organisten und Kirchenbeamte.

I. Kantoren und Küster der reformierten Gemeinde: Candler, Wirker, Ritzenfeld, Grahl.

II. Kantoren und Küster der lutherischen Gemeinde: Holzmann, Asmus, Kühnau, Meese, Rex.

III. Kantoren der unierten Gemeinde: Rex (später Musikdirektor), von 1822 bis 1857 allein, von 1857 bis 1866 mit Unterstützung der Hauptlehrer Irmer, Musiklehrer Ueberlée und Schönburg. Dirigenten des Kirchenchores Schönburg 1866—1886, Böttcher, 1887 bis heute.

IV. Küster der unierten Gemeinde: Grahl, von 1822 bis 1833. Albrecht, von 1834 bis 1868, Schneider, 1868 bis jetzt (feierte im August dieses Jahres sein fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum).

V. Organisten der beiden älteren Gemeinden: Goldhammer, Sievert, Wagner, Bach, Kühnau.

VI. Organisten der unierten Gemeinde: Kühnau 1822 bis 1848, Wagner (später Musikdirektor) 1848 bis 1877, Kellner 1877 bis heute.

VII. Totengräber der unierten Gemeinde: Hesse von 1838 bis 1866, Rohde 1866 bis 1886, Scholz 1886 bis jetzt.

VIII. Als Kirchenbeamte fungiren noch: Schönfelder, Kirchendiener, Pahl, Calkant und Pulsant.

C. Gemeinde-Kirchen-Rat nach heutiger Zusammensetzung.

1. Brunnemann, Amtsgerichtsrat (Patronats-Vertreter).
2. Dittmar, Lehrer.
3. Pauly, Geh. Kriegsrat.
4. Reimer, Buchhändler.
5. Schröder, Rentier.
6. Herrmann, Rentier.
7. Paul, Rentier.
8. Riedel, Stadtrat a. D.
9. Risch, Amtsgerichtsrat.

Sauer, Rechnungsrat und Konsistorial-Sekretär. Beratendes Mitglied als Rendant der Kirche.

D. Jetzige Mitglieder der Gemeinde-Vertretung:

1. von Bötticher, Staats-Minister.
2. Graf zu Eulenburg, Ober-Ceremonienmeister Sr. Majestät des Kaisers und Königs.
3. Felisch, Kaufmann.
4. Goßen, Hof-Schlossermeister.
5. Graupner, Kaufmann.
6. Herrmann, Bank-Direktor.

7. Knack, Geh. Rechnungsrat und Bureaudirektor des Reichstages.
8. Kullrich, Rentier.
9. Laué, Geh. Justizrat.
10. Lindau, Heilgehülfe.
11. Meyerhoff, Rentier.
12. Schmidt, Tapezier.
13. Schnoegaß, Glasermeister.
14. Bach, Kaufmann.
15. Baumgarten, Uhrmacher.
16. Eichler, Fabrikant.
17. Erhardt, Fabrikant.
18. Haack, Kaufmann.
19. Haberecht, Hof-Schlächtermeister.
20. Hahnemann, Baumeister.
21. Dr. Lommatzsch, Professor.
22. Plath, ordentlicher Lehrer an der Königl. Elisabethschule.
23. Ramme, Rektor.
24. Dr. Starcke, Geh. Ober-Justizrat.
25. Dr. Waetzoldt, Direktor der Königl. Elisabethschule.
26. Wegener, Hof-Klempnermeister.
27. Worgitzky, Geh. Rechnungsrat.

Anmerkungen.

Einleitung.

[1]) Vgl. Fidicin: Historisch-diplomatische Beiträge zur Geschichte der Stadt Berlin. II. S. 336; III. 163. Der erste Anstoß zur Reformation war also aus der Bürgerschaft oder der Gemeinde selbst hervorgegangen. Die Vertreter der Bürgerschaft waren zu einem ganz anderen Zweck aufs Rathaus gefordert. Nach Erledigung dieser Sache, so berichten die Behörden, „haben die gemeinen ein Gespräch, das wir ihnen füglich nicht gewußt zu weigern, gebeten und an uns ganz dienstlich gesonnen, wir wollten an E. Kurfürstl. Gn. unterthäniglich und aufs fleißigste gelangen lassen, daß ihnen E. Kurf. Gn. gnädiglich gestatten und nachgeben wollten, daß sie das heilige, hochwürdige Sakrament nach christlicher Ordnung und Einsetzung unter beiderlei Gestalt gegen die österliche Zeit genießen und empfangen möchten". Es folgt dann die ziemlich bekannte Befürwortung der Stadtbehörden.

[2]) Die Verfasser sind der Hofprediger Stratner zu Anspach und der Propst Buchholzer zu Berlin. Die Vorreden rühren von Joachim selbst her.

[3]) Vgl. De Wette: Dr. M. Luthers Briefe, Sendschreiben und Bedenken. V. S. 233ff.

[4]) Ph. Marheineke: Gesch. der Deutschen Reformation. 2. Aufl. Berlin 1831, Bd. III, S. 522.

[5]) Vgl. L. Ranke: Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Bd. III. 3. Aufl. S. 116ff.; Kirchen-Ordnung im Kurfürstenthum der Marken, wie man sich beide mit der Leer und Ceremonien halten soll. Berlin 1542; L. Richter: Die Kirchen-Ordnungen des 16. Jahrhunderts. Weimar 1846. Bd. I, S. 323ff.; Bd. II, S. 358f.

[6]) Vgl. Schmid: Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche. 5. Aufl. Frankfurt u. Erlangen 1863, S. 520.

[7]) Das Edikt wurde 1615 durch einen den Ständen gewährten Revers, daß der Kurfürst das orthodoxe Luthertum derselben nicht beanstanden wolle, bestätigt.

[8]) Vgl. Mila: Berlin oder Geschichte des Ursprungs . . . . dieser Hauptstadt. Berlin u. Stettin 1829, S. 143ff.; Küster: Altes und Neues Berlin. Teil I. Berlin 1737, S. 47ff., 274; Ranke: Zwölf Bücher Preußischer Geschichte. Bd. I. u. II. Berlin 1874, S. 189ff.; Niemeyer: Collectio confessionum in ecclesiis reformatis publicatarum. Lipsiae 1840, p. LXXIV sqq.; A. F. Wessely: Berlin von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Bd. I. Berlin, 1855, S. 160ff.; Wangemann: Sieben Bücher preußischer Kirchengeschichte. Bd. I. Berlin 1859, S. 312f.; Derselbe: Joh. Sigismund und Paulus Gerhardt, Berlin 1884. Fleißige Arbeiten über Joh. Sigismunds Religionswechsel lieferte Schmidt in Abhandlungen und Programmen des Schweidnitzer Gymnasiums, 1858, 1859, 1863, 1866.

[9]) Dann sei S. unter dem prophetischen Zuspruch seines Seelsorgers entschlafen, der ihm auf jenen Ausruf erwiderte: „Es ist einem Volk gut, wenn es das Joch trägt, so lange es jung ist. Auch das Volk der Mark Brandenburg, — auch das Volk der Stadt Berlin muß erzogen werden durch die Hand des Höchsten, wenn Gott große Dinge durch dasselbe thun soll! Gnädiger Kurfürst, weigert Euch der Heimsuchung Gottes nicht. Rühmenswerte Thaten werden einst geschehen durch die, so nach uns kommen." Vgl. Küster a. a. O. 57f.; O. Schwebel. Kulturhistorische Bilder aus der Deutschen Reichshauptstadt. Berlin 1882, S. 306f.; Ziethe: Berliner Bilder. Berlin 1886, S 29. Zur Beurteilung der Kirchenpolitik Johann Sigismunds vgl. u. a. W. Maurenbrecher: Die preußische Kirchenpolitik und der Kölner Kirchenstreit. Stuttgart 1881, S. 7ff.

[10]) Die Räte der beiden Residenzstädte richteten am 21. Juli 1640 eine Bittschrift an den Kurprinzen

Friedrich Wilhelm, worin es heißt: „Die Städte sind verheert, die Ratsdörfer liegen in Asche; die rathäuslichen Bedienten, die Kirchen- und Schullehrer können nicht mehr besoldet werden. Viele Einwohner beider Städte haben geeilt, ihrem Leben ein Ende zu machen; der Rest ist im Begriff, mit Weib und Kind die Wohnungen zu verlassen und hinauszuziehen ins bitterste Elend." Vgl. Schwebel a. a. O. S. 324 ff.

[11]) Küster a. a. O. Bd. I S. 336.

[12]) D. h. „nicht nur, soweit es sich um die Lehre, sondern auch, sofern es sich um die Flüche und Verdammungen handelt".

[13]) Küster a. a. O. I, S. 336 f., 535 ff.; Hering: Neue Beiträge zur Geschichte der Evangelisch-Reformirten Kirche in den Preußisch-Brandenburgischen Ländern. Zweiter Teil. Berlin 1787, S. 116 ff., 182 ff., 274 ff. Vgl. ferner zur Schilderung des kirchlichen Zustandes Berlins unter Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm die obigen Geschichten Berlins und dazu: König, Versuch einer Historischen Schilderung . . . der Residenzstadt Berlin. Zweiter Teil. Berlin 1793.

[14]) Vgl. Schwebel a. a. O. S. 354 ff.; König a. a. O. Teil II, S. 223. Vgl. Erman et Reclam, Mémoires pour servir à l'histoire des Réfugiés Français dans les états du roi. Berlin 1785. Tome IV, p. 13 f.: „Les Réfugiés Français trouvaient donc dans le Brandebourg et particulièrement à Berlin, ce que l'on ne trouvaient pas alors communément dans d'autres pays Protestants d'Allemagne, des Églises Réformées et dans la plupart des Églises Luthériennes l'esprit de tolérance et de fraternité; à cet égard les Ecclésiastiques, qui y vinrent chercher des asyles n'eurent rien à envier à ceux, qui s'étaient portés vers l'Angleterre, la Suisse et la Hollande."

[15]) Berlin, Köln, Friedrichs-Werder, Dorotheenstadt.

[16]) Es wird erzählt, daß die in der Französischen Straße wohnenden Réfugiés fast sämtlich Handwerker waren, die im Sommer bei offenem Fenster arbeiteten. Zur Arbeit hätten sie geistliche Lieder gesungen. Einer stimmte einen Psalm an, der Nachbar fiel singend ein „und so ging es von Haus zu Haus, bis die ganze Straße von dem nämlichen geistlichen Liede ertönte". (Mila a. a. O. S. 244.)

[17]) Im Jahre 1747 besaß Berlin 85319 Civil-Einwohner. Darunter befanden sich 7193 Franzosen und 1478 Böhmen.

[18]) Außerdem wurde 1712 noch der Grundstein zur Sophien-Kirche gelegt, deren Errichtung gleichfalls der König selbst übernommen hatte.

[19]) Küster a. a. O. S. 192 ff.

[20]) Der Magistrat der neuen Friedrichsstadt war freilich erst in einem Anfangsstadium seiner Organisation.

[21]) Küster a. a. O. IV, S. 36.

[22]) Schärfer formuliert erscheint die Schulpflicht in den „Principia regulativa" für das Landschulwesen in Preußen vom Jahre 1736. Friedr. Wilh. I. soll an 2000 Volksschulen gegründet haben

[23]) Vgl. L. v. Ranke: Zwölf Bücher rc. II, S. 182; Friedr. Gust. Lisco: Zur Kirchen-Geschichte Berlins ein geschichtlich-statistischer Beitrag. Berlin 1857, S. 182. Zu den allgemeinen Schilderungen vgl. man die früher angegebenen Quellen, auch Fidicin a. a. O., namentlich Teil V.

[24]) Vgl. Ranke: Zwölf Bücher preuß. Gesch. III, S. 181.

[25]) Auf seinem letzten Krankenlager hat er sich des persönlichen Zuspruchs Roloffs wiederholt bedient. Ueber Reinbeck als Prediger vgl. K. H. Sack: Geschichte der Predigt von Mosheim bis Schleiermacher und Menken. Heidelberg 1866. Gute Nachrichten über Reinbeck noch bei Büsching, Beiträge zu der Lebensgeschichte denkw. Personen. Halle 1783—1789 I, S. 141; vgl. König IV, 1, S. 245 f.; 320 ff.; Tholuck: Geschichte des Rationalismus. Berlin 1865, S. 141 ff. Ueber Jablonski vgl. P. Kleinert in Herzogs Theol. Real-Encyklop. 2. Aufl. VI, S. 428 ff.; Küster a. a. O. I, S. 197 ff.; II, S. 1005, 1007; IV, Anhang S. 9. Jablonski war ein hervorragender Kenner der alttestamentlichen Wissenschaft, auch Präses der Societät der Wissenschaften in Berlin, an deren Gründung er in Verbindung mit Leibniz beteiligt war. Er veranstaltete eine Herausgabe der hebräischen Bibel und des Talmud. Er starb 1741. —

[26]) In deutlicher und drastischer Weise hat der König vom Krankenbett aus dem neuen Hofprediger auseinandergesetzt, daß: Gott fürchten, Jesum Christum lieben und recht thun, „die Hauptsache in der Religion" sei. Vgl. zum Vorstehenden überhaupt Samuel Gottfr. Sack: Lebensbeschreibung Aug. Friedr. Wilh. Sacks (seines Vaters). Berlin 1789. Bd. I, S. 35, 46.

[27]) König a. a. O. S. 87 f.

[28]) Vgl. Lisco a. a. O. S. 204 f.; König IV, 1, S. 149 ff.

[29]) Der erste in Berlin am 30. April 1732 ankommende Zug von 500 Seelen wurde von den Geistlichen und Schulen der Georgen-Kirche eingeholt. Der letzte Zug ging durch Berlin am 18. September jenes Jahres.

[30]) Vgl. Küster a. a. O. I, S. 288; Hagenbach: Kirchengeschichte VI, S. 42ff.; Herzogs Real-Encyklopädie Bd. XIII, S. 323ff.; König a. a. O. IV, 1, S. 216ff.; Reinbecks Predigten, herausgegeben von Rambach, S. 833.

[31]) Die Kirchen, die J. hier meint, sind die erneuerte Petri-Kirche, die große Garnison-Kirche, die französische Kloster-Kirche, die französische Waisenhaus-Kirche, die Böhmische Kirche und die Dreifaltigkeits-Kirche. Die Petri-Kirche war nämlich durch ein Gewitter 1730 gänzlich zerstört worden, die alte Garnison-Kirche nicht minder durch das Auffliegen eines Pulverthurms in der Spandauer Straße im Jahre 1720. Außerdem hat der König den bei seinem Regierungsantritt kaum begonnenen Bau der Sophien-Kirche vollendet, kleinere Kirchen in dem Charité-Krankenhaus und dem Friedrichs-Waisenhaus errichtet. Auch den Umbau der Jerusalems-Kirche wie der St. Gertraud-Kirche hat er gefördert, und endlich unterstützte er noch die Erbauung der französischen Luisenstadt-Kirche. Zur Geschichte des Kirchenbaues in Berlin vergl. namentlich Lisco a. a. O.

[32]) Vgl. den Abschnitt bei Nicolai: Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam. 3. Aufl. 1786. Bd. II, S. 622ff.: „Von milden Stiftungen". Man beachte namentlich die Stiftung des Kornmesser'schen, des Schindler'schen und des französischen Waisenhauses, die Gründung des Charité-Krankenhauses, wie die Einrichtung von Armen-Schulen. Der städtischen Armen-Direktion schenkte der König zweimal ein Kapital von 100000 Thalern, außerdem noch oft ansehnliche Summen.

[33]) König a. a. O. IV, 2, S. 219.

[34]) Vgl. z. B. die in der Magdalenen-Kirche zu Breslau von Sigismund Rudolph Rambach im Jahre 1786 gehaltene Gedächtnispredigt auf Friedrich II. (Breslau 1786) S. 9: „Evangelischen Städten und Dörfern gab er auf ihr Ansuchen Gotteshäuser, und eine jede neuerbaute evangelische Kirche ist ein unvergeßliches Denkmal von der unter Friedrichs des Großen Regierung beförderten Religionsfreiheit." S. 13: „Und du, der du unvergängliche Kronen und ewig dauernde Herrlichkeit hast, gieb sie deinem Knecht, den du zu dir gerufen hast, unserem ewig geliebten König, der du sein Leben mit Gnade und Barmherzigkeit kröntest, kröne du ihn nun mit Preis und Ehre und unvergänglichem Wesen."

[35]) Vgl. Schleiermachers Werke zur Philos. Bd. III, S. 33ff.

[36]) Vgl. das charakteristische Schreiben des Königs an Voltaire vom Jahre 1766: „Die Toleranz muß einem jeden in der Gesellschaft die Freiheit zusichern, zu glauben, was er will, aber diese Toleranz darf nicht so weit gehen, die Frechheiten und Ausschreitungen junger Brauseköpfe gut zu heißen, die das frech beleidigen, was das Volk verehrt. Das sind meine Empfindungen; sie sind dem angemessen, was die öffentliche Freiheit und Sicherheit wahrt, das wichtigste Objekt aller Gesetzgebung."

[37]) Vgl. H. von Treitschke: Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Bd. I. Leipzig 1879, S. 49. Vgl. auch die Ansichten dieses Historikers über die kirchliche Stellung der früheren brandenburg-preußischen Regenten im ersten Abschnitt der deutschen Geschichte.

[38]) Vgl. Ranke: Zwölf Bücher. V, S. 295: „Nur in Einem Punkte war er (Friedrich II) unerschütterlich; er fuhr auf, wenn Jemand im Gespräch seinen Glauben an einen lebendigen Gott bezweifelte; die positiven Beweise für das Dasein Gottes, besonders den von der weisen Ordnung in der Natur hergenommenen, wiederholte er mit dem vollsten Ausdruck der Ueberzeugung: „„Ich kenne Gott nicht, aber ich bete ihn an."" Näheres siehe bei E. Zeller: Friedrich der Große als Philosoph. Berlin 1886, S. 124ff. und bei P. Kleinert: Zur christlichen Kultus- und Kulturgeschichte. Berlin 1889, S. 151ff. Vgl. überhaupt auch die Charakteristik Friedrichs d. Gr. bei H. v. Treitschke a. a. O. I, S. 49ff. Eine unzureichende Darstellung giebt Wangemann nach einigen starken Aeußerungen des Königs, welche weder schön, noch prinzipiell maßgebend sind. Wangemann will Friedrich Wilhelm III. auf Kosten Friedrichs des Großen verherrlichen. Vgl. Wangemann: Die Kirchliche Cabinets-Politik des Königs Friedrich Wilhelm III. Berlin 1884, S. 10ff.

[39]) Vgl. Jürgen Bona Meyer: Friedrichs des Großen pädagogische Schriften und Aeußerungen. Langensalza 1885, S. 170.

[40]) Ueber die Fortsetzung der von seinem Vater begonnenen Erbauung von Kirchen in der Kurmark unter Friedrich II. vgl. Ranke a. a. O. S. 274.

[41]) Vgl. Kleinert a. a. O. S. 167ff. Gleich nach der Thronbesteigung nahm Friedrich eine Verfügung seines Vaters zurück, nach welcher beim lutherischen Gottesdienst alle eigentümlichen Gebräuche, wie Kreuz-

schlagen, Singen vor dem Altar, Chorröcke, Lichter, Kaseln abgeschafft worden waren. Von einer Bevorzugung der Reformierten ist bei ihm überhaupt nichts zu bemerken. Auch die Einrichtung des lutherischen Ober-Konsistoriums neben dem reformierten Kirchen-Direktorium wurde von ihm im Interesse der lutherischen Kirche verfügt. Daß er auch den Katholiken die Erbauung einer ersten Kirche in Berlin (die St. Hedwigs-Kirche) gestattete, ist begreiflich; hatte doch schon Friedrich I. den Juden den Bau einer Synagoge erlaubt.

[42]) Vgl. Ranke: Die Gründung der Dreifaltigkeits-Kirche zu Berlin. Programm des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums vom 25. Sept. 1868, S. 5f., vgl. S. 19.

Erstes Kapitel.

[1]) Aus den Akten des Königl. Konsistoriums zu Berlin. In diesen Akten befinden sich (meist abschriftlich) eine Reihe von Königlichen Verfügungen und Kabinetsordres, welche aus dem Jahre 1738 stammen und über die Gründung der Kirche und die Anstellung der ersten Geistlichen Auskunft geben. Aus dem Jahre 1737 ist dort nur eine Anweisung von Baugeldern in der Höhe von 7329 Thalern vorhanden. Obiges Citat aus dem Konzept der auf Befehl des Königs ausgefertigten Bestellung des reformierten Pastors, worin auch die Bestimmung des Simultangebrauchs der Kirche und die Benennung der letzteren bestätigt wird. Ausgefertigt ist die Königliche Vokation am 13. November 1738.

[2]) Vgl. Kurzgefaßte Geschichte der Dreifaltigkeits-Kirche in Berlin im achtzehnten Jahrhundert. Den Gliedern dieser Kirchgemeinde gewidmet von den Predigern derselben. Berlin 1801, S. 4f.; Geschichte der Dreifaltigkeits-Kirche zu Berlin. Zur einhundertjährigen Jubelfeier der Kirche den Mitgliedern dieser Kirchengemeinde gewidmet von den Predigern derselben und dem Kirchen-Kollegium. Berlin 1839, S. 5f.

[3]) Kurtze Standrede, welche .... den 31. Oct. 1737 bei Legung des Grundsteins zu einer neu zu erbauenden Kirche auf der Friedrichsstadt ist geh. worden von J. G. Reinbeck, Königl. Pr. Konsistorialrat, Probst und Inspektor zu Cölln an der Spree. Abgedruckt in der fortgesetzten Sammlung auserlesener Predigten von Reinbeck. Berlin 1740.

[4]) Unter Friedrich II. wurde Favre in den Ruhestand versetzt. Naumann hat übrigens nach einer Zeichnung von Dietrich auch die Böhmische Kirche gebaut. Vgl. Nicolai: Beschreibung von Berlin und Potsdam. 3. Aufl. Berlin 1786. I, S. 197; III, S. 124. Reinbeck giebt in einem der Einweihungspredigt vorgedruckten Bericht an, daß Favre den Bau mit Zuziehung des Kriegsrates Stoltzen ausgeführt habe. Vgl. die oben angeführte Predigtsammlung.

[5]) Ueber jene Umwandlung des Domes mit Rücksicht auf die frühere Benennung vergl. die Urkunde bei Fidicin a. a. O.. IV, S. 400ff. Ueber die Erteilung des Namens an unsere Kirche vergl. noch König: Versuch einer historischen Schilderung .... der Residenzstadt Berlin Bd. IV, 1. Berlin 1796, S. 282f.

[6]) Durch das Loos fiel das obere Stockwerk dem lutherischen, das untere dem reformierten Küster zu. Auch Keller und Bodenräume wurden gleichmäßig verteilt. Vgl. die genannten Geschichten der Dreifaltigkeits-Kirche. Der Bau dieser Häuser kostete, abgesehen von den Materialien, 8494 Thaler.

[7]) Vgl. die interessante Begegnung des Königs mit Jablonski und Reinbeck in Potsdam bei Büsching: Beiträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen. Büsching erzählt hier: „daß König Friedrich Wilhelm sehr oft Prediger bei sich und an seiner Tafel gehabt, und insonderheit aus den Berlinischen Kirchenlehrern und Räten Jablonski, Reinbeck und Roloff viel gemacht habe." Wie aus einem Briefe Reinbecks hervorgehe, sei dieser mit Jablonski im Jahre 1738 in Potsdam bei Gelegenheit der Visitation des Waisenhauses zu einer Audienz und zur königlichen Tafel befohlen worden. „Sie erschienen zu der bestimmten Zeit und fanden den König auf einer Bank unter den Lindenbäumen sitzen, die vor dem Lustgarten noch beim Schloß standen. Er mit den Generälen, die ihm zur Gesellschaft dienten und mit allen potsdamischen Offizieren umgeben. Als der König die sich nähernden Theologen erblickte, empfing er sie sehr gnädig, stand auf, nahm seinen Hut ab und sprach eine gute halbe Stunde lang mit ihnen, wobei er beständig stand und den Hut in der Hand behielt. Die gegenwärtigen Generäle, Offiziere und Hofleute erstaunten über die Ehre, welche der König den Theologen erwies, und als er sie entließ, um die Wachtparade anzusehen, beugte man sich auf allen Seiten tief vor ihnen. Das geschah, schreibt Reinbeck nicht um unsrer gelben Haare willen, sondern die Herren drehten sich nach dem Winde." (Bd. I, S. 194f.)

[8]) Vgl. Büsching a. a. O., S. 198.

[9]) Vgl. M. K. (Krummacher): Unsere Mutter. Bielefeld und Leipzig, 1884, S. 160 ff.

[10]) Die Verhandlungen zogen sich vom Jahre 1740 bis 1741 hin. Die Dreifaltigkeits-Kirche bekam noch Teile der Behren-, der Französischen-, der Jäger- und der Mittelstraße (Taubenstraße) bis an die Friedrichsstraße hinan. Selbst die Eckhäuser wurden nach Maßgabe ihrer Eingänge genau verteilt. Das Rondeel blieb den Nachbarn. Dabei wurden die Geistlichen von dem Könige und den Ministern zur Eintracht ermahnt. Vgl. die Akten des Königl. Konsistoriums.

[11]) Vgl. die angegebenen Quellen; auch Lisco a. a. O. S. 70 f., dessen Angaben jedoch berichtigt werden müssen.

[12]) Ueber die Königlichen Verordnungen für diese Feier, in denen z. B. das Schmähen der Katholiken verboten wurde, vgl. König a. a. O. S. 313.

[13]) Das Gemäuer betrug 62 Fuß, die Kuppel 54 Fuß, und 64 Fuß die Laterne samt dem Knopf und dem darüber gesetzten Adler.

[14]) Zum Obigen und zur Beschreibung der Kirche vgl. neben den Geschichten der Kirche noch Reinbecks Beschreibung der Kirche in dem oben erwähnten Bericht. Derselbe findet sich auch bei Rambach: Joh. Gust. Reinbecks Auserlesene Predigten. Berlin 1750, S. 177 ff. Auch Küster schildert a. a. O. II, 658 f. die Kirche. Gewicht und Inschriften der Glocken giebt R. genau an.

[15]) Vgl. Büsching a. a. O. I, S. 205 f.

[16]) Vgl. Direktor Ferdinand Ranke a. a. O.

[17]) Man sang zuerst „Allein Gott in der Höh sei Ehr"; — nach der Einführung des reformierten Geistlichen aber aus dem Liede „Es wolle Gott uns gnädig sein" den dritten Vers; — zum Schluß „Herr Gott Dich loben wir" (Reinbeck a. a. O.).

[18]) Reinbeck war auch ein Kind der Halle'schen Schule, vom Pietismus und der Wolff'schen Philosophie beeinflußt. Für die Zurückberufung Wolffs nach Halle war er schon unter Friedrich Wilhelm I., dann unter Friedrich d. Gr. thätig.

Zweites Kapitel.

[1]) Vgl. die oben angegebene Urkunde vom 7. Nov. 1738.

[2]) Vgl. a. a. O. Da die reformierte Gemeinde in Köpenick sehr klein war, so beschloß der König die Predigerstelle an derselben nicht wieder zu besetzen und übertrug das bisher nach Köpenick gezahlte Gehalt auf die reformierte Dreifaltigkeits-Gemeinde.

[3]) Vgl. Einweihungs-Predigt, da die .... H. Dreyfaltigkeits-Kirche ... eingeweihet worden .... Wie auch die Anzugs-Predigt, mit welcher ... Herr Fr. W. Jablonski .... bei selbiger Kirche sein Amt angetreten. Berlin (1739) bei Joh. Andr. Rüdiger.

[4]) Vgl. Leben des hochwürdigen und hochgelahrten Herrn Joh. Julius Heckers .... Berlin 1769. Dieser Lebensbeschreibung ist eine wertvolle Charakteristik Heckers, die von seinem Bruder herrührt, angefügt. Vgl. ferner das erwähnte Gymnasialprogramm Rankes vom Sept. 1868, worin auch die „Säcularfeier des Todes Johann Julius Heckers in der Dreifaltigkeits-Kirche zu Berlin" beschrieben ist. Biographisches enthält die Rede Rankes; ebenso desselben Artikel: „Hecker" in Schmids Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens. 2. Aufl. Bd. III. Gotha 1880, S. 349 ff.

[5]) Vgl. Sammlung der Nachrichten von den Schulanstalten bei der Dreifaltigkeits-Kirche ..... von Joh. Jul. Hecker. Berlin 1749, Vorbericht.

[6]) Vgl. „Die Seligkeit derer, welche das Amt des N. T. an sich kräftig werden lassen" ... Antritts-Predigt ... von Joh. Julius Hecker. Berlin (1739), bei Joh. Rüdiger.

[7]) „Sein Vortrag war fließend, deutlich, gründlich, zusammenhängend, anwendend, rührend. Ohne Schwulst einer hochtrabenden Beredsamkeit und den Glanz einer durchschimmernden Gelehrsamkeit." Vgl. Heckers Leben a. a. O. S. 59. Derselbe sich dabei getrost auf das Zeugnis der Gemeinde berufende Biograph erzählt auch, „daß keine Gemächlichkeit, keine halbe Unpäßlichkeit, keine Furcht vor ungesunder Witterung, keine Gesellschaft, kein Abscheu für Ermüdungen, keine noch so unschuldige Leibespflege ihn abhalten können, seine Amtspflicht zu erfüllen" (S. 60).

[8]) Büsching besuchte Hecker im Jahre 1749 in Berlin, und hatte damals folgenden Eindruck von ihm: „Der Prediger Johann Julius Hecker (er war damals noch nicht Oberkonsistorialrat), Stifter der

Schulanstalten bei der Dreifaltigkeits-Kirche, hat das Ansehen eines trocknen, simplen und blöden Mannes, hat aber in der Stiftung, Einrichtung und Regierung der erwähnten Schulanstalten mehr Verstand und Thätigkeit gezeiget, als man ihm zugetraut hat." Vgl. Büsching a. a. O. Bd. VI, S. 140.

[9]) Vgl. Hecker a. a. O. Von jenem von ihm vorgefundenen Lehrpersonal urteilt er, daß es „aus altüblicher aber schädlicher Barmherzigkeit" angestellt worden sei. Der alte Mann starb übrigens sehr bald, die alte Frau wurde von H. ignoriert; „den dritten" (den Unterofficier), sagt er, „habe ich bisher bei den kleinsten Kindern nicht ohne Nutzen beibehalten können".

[10]) Zuerst kaufte H. das früher dem eingegangenen Friedrichsstädtischen Gymnasium bestimmte Haus.

[11]) Vgl. neben den angegebenen Quellen noch Andreas Jakob Hecker: Kurzer Abriß der Gesch. der Königl. Real-Schule in den ersten fünfzig Jahren. Eine Einladungsschrift zu den Schulfeierlichkeiten ...... d. 8. u. 9. Mai 1797. Berlin 1797; Joh. Heinr. Schulz: Geschichte der Königl. Real- und Elisabethschule zu Berlin. Berlin 1857. Als Realschule wurde unter Hecker teils die mathematisch-ökonomische Schule (später auch Kunstschule genannt), teils die Gesamtheit der höheren Klassen aller Dreifaltigkeits-Schulen bezeichnet.

[12]) Das Motto dieses Buchs lautete:

„Fällt dir noch wohl der Kummer ein:
Wo wird das Geld zur Schule sein?
Laß dich mit Sorgen nicht belasten,
Gott hat noch Schul- und Armenkasten.

Da leget er schon täglich ein,
Was dir wird Not zur Schule sein.
Ja eh' du solltest Mangel haben,
Er ließ ein neues Bergwerk graben."

[13]) Vgl. Kleinert a. a. O. S. 163; J. B. Meyer a. a. O. S. 220f.

[14]) Es entspricht dem, was wir oben über die Stellung Friedrichs des Gr. zur evangel. Kirche auseinandersetzten, wenn derselbe seine Namensunterschrift auch unter folgenden Passus des General-Landschul-Reglements gesetzt hat: „so werden die Küster und Schulmeister hierdurch vor allen Dingen ernstlich erinnert, sich jedesmal zur Information durch herzliches Gebet für sich vorzubereiten und von dem Geber alles Guten zu ihren Verrichtungen und Berufsarbeit göttlichen Segen, Weisheit und Geduld zu erbitten. Insonderheit den Herrn anflehen, daß er ihnen ein väterliches mit Ernst und Liebe temperiertes Herz gegen die anvertrauten Kinder verleihe, damit sie alles willig und ohne Verdruß verrichten, was ihnen als Lehrern zu thun oblieget; eingedenk, daß sie ohne den göttlichen Beistand des großen Kinderfreundes Jesu und seines Geistes nichts auszurichten vermögen" (§ 17, vgl. § 13). Das Reglement bei J. Bona Meyer a. a. O. S. 113ff.

[15]) Man beachte noch, daß der König Hecker von aller Rechnungslegung bezüglich des Unterhaltes seiner Schulen und Einrichtungen entbunden hatte. Nach des letztern Tode sind alle Rechnungen genau geprüft und richtig befunden worden. Für seine Hinterbliebenen sorgte der König. In Bezug auf Heckers Tod vgl. noch: Ehrengedächtnis des weiland ... Hochwürdigen und Hochgelahrten Herrn ... Joh. Julius Hecker ... Berlin 1769; darin ist enthalten die Gedächtnispredigt von Sadewasser, die Gedächtnisrede bei Heckers Leichenbestattung von Woltersdorf (Prediger bei der Gertrauds-Kirche), Heckers Leben. Die Beschreibung der Säkularfeier findet sich in dem angeführten Ranke'schen Programm. Die Festpredigt hielt der Pastor an der Dreifaltigkeits-Kirche Superintendent Kober vom Altar aus. Vgl. sodann: Jubelrede gehalten bei Gelegenheit der am 14. Dec. 1798 veranstalteten fünfzigjährigen Jubelfeier des Königl. Kurmärkischen Landschullehrer- und Küster-Seminariums. Programm und Einladung ... von F. Herzberg, Inspektor und Prediger der Dreifaltigkeits-Kirche. Berlin 1799. Hier wird Hecker im Namen der Lehrerwelt ein warmer Nachruf gewidmet und bemerkt, daß das Seminar in den verflossenen 50 Jahren über 1000 meist tüchtige Lehrer ausgebildet habe.

Drittes Kapitel.

[1]) Es wurde der Dreifaltigkeits-Kirche zuweilen gestattet, bei bedeutenden Reparaturen die Hülfe der übrigen Berliner Gemeinden in der Form von Haus- und Kirchen-Kollekten in Anspruch zu nehmen. Unter dem Kuratorium Wöllners ist ihr im Jahre 1789 eine Summe aus Königl. Bau-Fonds bewilligt worden.

[2]) Es werden noch im vorigen Jahrhundert im Wohltäter-Verzeichnis der Kirche die Namen: von Massow, Eichel, Rudolphi, einer Frau Reinert, einer Frau Borchmann, einer Edlen von Steck genannt. Rudolphi schenkte der Kirche im Jahre 1780 einen Altarschmuck, welcher in einer reichen Decke, einem großen Krucifix von Silber und Ebenholz und in 2 großen silbernen Blumenvasen mit italienischen Blumen bestand. Diese Vasen sind seit 1823 in ein großes zehn Mark schweres Kommuniongefäß umgeformt, an welchem eine Inschrift den Namen des Gebers, so wie den Grund der Anwendung nachweist. Frau Wittwe Kluge schenkte eine schwarz sammetne reichgestickte Decke über die Altargefäße. Durch eine Sammlung in der Gemeinde wurden 1776 die Mittel aufgebracht, einen großen Kronleuchter von Messing zur Erleuchtung der Kirche bei den Früh- und Abendgottesdiensten anzuschaffen. Erwähnung verdient hier auch die Stiftung der Wittwe des verstorbenen Pastors Silberschlag, die in einem Legat von 1000 Thlrn. bestand, dessen Zinsen teils zur Verteilung an sechs arme Wittwen, teils zur Unterstützung armer Schulkinder bestimmt waren. Das Kapital wurde durch glückliche Anlage erhöht und betrug im Jahre 1839 die Summe von 1575 Thalern. Dieses Kapital dient noch jetzt demselben Zwecke. Vgl. zu dem Vorstehenden überhaupt die angef. Geschichten der Dreifaltigkeits-Kirche; Nicolai a. a. O. II, S. 605 ff.

[3]) Vgl. Joh. Esaias Silberschlags am 21. Sonntag nach Trin. 1775 gehaltene Einweihungspredigt der . . . . der Dreifaltigkeits-Kirche in Berlin geschenkten neuen Orgel. Berlin (Realschulbuchhandlung); Dankespredigt am 11. Sonntag nach Trin. für die Errettung der Dreifaltigkeits-Kirche aus einem Abends zuvor gefährlich zündenden Gewittereinschlage über Ps. 29 von J. E. Silberschlag. Berlin 1789.

[4]) Ein Beweis von Hähns Uneigennützigkeit liegt darin, daß er alle seine Schulschriften, welche einen so ausgezeichneten Beifall fanden, daß von manchen derselben 8—10 Auflagen besorgt werden mußten, der Realschul-Buchhandlung überließ, ohne sich das geringste Honorar vorzubehalten. Vgl. Andreas Jakob Hecker: Kurzer Abriß der Königl. Realschule in den ersten 50 Jahren nach ihrer Stiftung. Berlin 1797, S. 34.

[5]) Vgl. Joh. Esaias Silberschlags Leben von ihm selbst beschrieben. Erste Aufl. 1788, zweite Aufl. mit einer Nachschrift über seinen Tod und seine Schriften. Berlin 1791.

[6]) Zu näherer Kenntnis der pädagogischen Wirksamkeit Silberschlags vgl. Joh. Heinr. Schulz, Geschichte der Königl. Real- und Elisabeth-Schule zu Berlin. Berlin 1857, S. 55 ff.; Andreas Jakob Hecker: Kurzer Abriß der Geschichte der Königl. Real-Schule. Berlin 1797, S. 46 ff.; A. J. Hecker: Johann Christian Silberschlags Charakter als theoretischer und praktischer Schulmann. (Programm des Pädagogiums der Königl. Realschule.) Berlin 1792.

[7]) Silberschlag verfaßte ein ansprechendes Buch: Das von Christo gestiftete Gedächtnis durch seinen versöhnenden Kreuzestod zur Erbauung abgehandelt. Berlin 1774. Die dogmatische Erklärung des Daseins von Leib und Blut Christi in den äußeren Elementen des Altar-Sakramentes weist er darin als unwesentlich zurück. Ihm ist der praktische Wert des Abendmahles weit wichtiger als „ärgerliches und sehr überflüssiges Schulgezänk" und er ist der Meinung, daß die recht verstandene lutherische Lehre „der gesunden Vernunft durchaus entspreche". Der Vernunft widerspricht es ihm aber nicht, etwas Geheimnisvolles im Sakrament anzuerkennen. So zeigt er eine ziemlich freie Stellung zur lutherischen Dogmatik. Er hält aber den religiös-erbaulichen Charakter und die religiös-sittlichen Bedingungen der heiligen Feier sehr bestimmt fest; er hat überhaupt eine hohe Meinung von dem Segen der gläubigen Feier dieses Sakramentes.

[8]) Vgl. über Silberschlag die erwähnte Geschichte der Dreifaltigkeits-Kirche; Baumann: Vater Hennefuß, Lebensbild eines alten Berliners. Berlin 1883, S. 39; Ziethe a. a. O. S. 144, 158 f. H. D. Hermes (Oberkonsistorialrat) Gedächtnispredigt, der Gemeinde des sel. Herrn Oberkonsistorialrats Silberschlag am 3. Advent 1791 in der Dreifaltigkeits-Kirche gehalten. Berlin 1791. Ueber Silberschlags Predigtweise handelt auch der auf rationalistischem Standpunkte stehende Doering, der ihn einen ausgezeichneten Prediger nennt und ihm eine seltene Beredsamkeit zuerkennt. „In Berlin genoß er", so sagt Doering über denselben, „so verschieden auch der Inhalt seiner und Spaldings Predigten war, mit diesem großen Kanzelredner fast gleichen Beifall. Die Leichtigkeit, mit der er sprach, sein ungezwungener und doch würdevoller Anstand; die lächelnde Zuversicht, mit der er seine Behauptungen als unwidersprechliche Wahrheit vortrug, und die Meinungen anders Denkender niederschlug, vorzüglich aber die Anschaulichkeit, die er seinen Ideen durch Worte, Bilder und Beispiele zu geben wußte, zogen besonders die Freunde einer sinnlichen Religion zahlreich in seine Kirche. Anziehend blieb sein Vortrag immer, selbst für den, der nicht mit seiner Ansicht übereinstimmen, oder die Einkleidung seiner Predigten mitunter den Regeln eines geläuterten Geschmackes nicht ganz gemäß finden konnte." Doering: Die deutschen Kanzelredner des 18. und 19. Jahrhunderts. Neustadt a. d. Orla 1830. S. 437. Vgl. auch Sacks Gesch. der Predigt S. 109.

[9]) Nach den Akten des Königl. Konsistoriums in Berlin.

[10]) Die lange Reihe der Publikationen von Bamberger findet man bei: J. G. Meusel, „Das gelehrte Deutschland"; 5. Ausg. B. I, Lemgo 1796. S. 134 ff.

[11]) Das Vorwort ist vom 20. Juli 1783 datiert. Man darf annehmen, daß ein Teil der in dieser Sammlung enthaltenen Predigten noch in der Dreifaltigkeits-Kirche gehalten worden ist. Wir machen noch auf Bambergers Gedächtnispredigt auf den Tod Friedrichs d. Gr. über 1. Chronik 18, 8, Potsdam 1786 aufmerksam. Diese Predigt zeigt denselben schlichten und doch ansprechenden Charakter wie die oben geschilderten.

Viertes Kapitel.

[1]) Vgl. eine interessante kleine Schrift, die sich namentlich mit Berlins sittlichen Zuständen beschäftigt: Widerlegung der Schrift des Ritters von Zimmermann über Friedrich d. Gr. von einem Wahrheitsfreunde. Germanien 1788. Siehe ferner über dieses ganze Thema: Ziethe a. a. O. S. 119 ff.; A. F. Wessely: Berlin von der ältesten bis auf die neueste Zeit, Bd. II, S. 125 ff.; König a. a. O. V, 2, S. 281 ff.; Adolph Streckfuß: Berlin im 19. Jahrhundert, Bd. I, S. 32 ff.; eine weitere und eine eingehende Schilderung der Berliner Zustände bei Dilthey: Leben Schleiermachers, Berlin 1870, I, S. 182 ff. Im Jahre 1757 schreibt Breitinger aus Zürich an Sack in Berlin: daß „heut zu Tage die meisten Gottesgelehrten in der protestantischen Kirche die Religion mehr für eine dogmatische Theorie und eine Uebung des Witzes, als für das, was sie in der That ist, für ἐπιστήμην τοῦ βελτίστου, für eine Angelegenheit des Herzens ansehen". So hält er Sack für einen der „wenigen würdigen Lehrer Deutschlands", die sich Schutz und Förderung der Religion und Tugend angelegen sein lassen. In welchem Zwiespalt sich aber die Theologen selbst befanden, beweist ein merkwürdiges Geständnis Töllners an Sack in einem Schreiben vom Jahre 1768. Auffallend ist es, daß Sack nicht bloß über vorkommende Unsittlichkeiten bei den Geistlichen klagt, sondern auch namentlich darüber, daß die Staatsbehörden sittliche Vergehen derselben fast gar nicht ahnden. Er fürchtet, daß infolge dessen „Religion und Tugend nach und nach in eine allgemeine Verachtung kommen und das Maß der Landessünden voll werden" müsse. „Denn", setzt er hinzu, „wie sollte das rohe Volk noch einige Achtung für das Evangelium Jesu Christi beibehalten, wenn es sieht, daß diejenigen, die solches predigen und ihren Gemeinden durch das Exempel eines unsträflichen Wandels empfehlen und verehrungswürdig machen sollen, seinen heiligen Geboten selber frech zuwider handeln, und dennoch bei ihren öffentlichen Abweichungen von aller Tugend und Furcht Gottes ungestraft durchkommen und bei ihren oft fetten Pfründen ruhig gelassen werden. Der Zunder des Unglaubens und des Lasters glimmt leider überall nur zu sichtbar" (aus einer Denkschrift). Vgl. F. S. G. Sack a. a. O. Bd. II, Berlin, 1789, S. 179 ff., 219, 256 ff.

[2]) Vgl. oben S. 16 f. und A. Ritschl: Geschichte des Pietismus, II, 1, Bonn 1884, S. 497 ff.; Tholuck a. a. O. S. 56 ff.

[3]) Vgl. A. Ritschl a. a. O. S. 545 ff.; Tholuck a. a. O. S. 26 ff., 48 ff.

[4]) Vgl. die verschiedenen Beurteilungen von Spalding und Teller bei Sack: Gesch. der Predigt S. 67 ff.; Gaß: Gesch. der protestantischen Dogmatik, Bd. IV, Berlin 1867, S. 206 ff.; Hagenbach: Kirchengeschichte, Bd. VI, S. 342 ff.

[5]) Vgl. über Wöllner: Wagenmann bei Herzog a. a. O. Bd. XVII, S. 261 ff.; Hagenbach, Kirchengesch. Bd. VI, S. 352 ff.; über Nicolai: Hagenbach a. a. O. S. 291 ff.; über denselben und Biester: G. Frank, Geschichte der protestantischen Theologie, Bd. III (Leipzig 1873), S. 20 ff. Vgl. auch die oben Anmerk. 1 angeführten Quellen.

[6]) Ueber Spalding und Teller vgl. noch die Artikel von Wagenmann bei Herzog: Bd. XIV, S. 455 ff.; Bd. XV, S. 273 ff.; Doering a. a. O. S. 463 ff.

[7]) Vgl.: Nachrichtliche Bemerkung zur Denkschrift „Geschichte der Dreifaltigkeits-Kirche zu Berlin — zur einhundertjährigen Jubelfeier der Kirche . . ." (Anhang zur Predigt am hundertjährigen Kirchweihfest der Dreifaltigkeits-Kirche zu Berlin von D. Ph. Marheineke, Berlin 1839); Kern: Beiträge zur Geschichte des Königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums. Programm vom Jahre 1888, S. 37.

[8]) Vgl. namentlich Heckers Schulprogramme vom Jahre 1799 und 1802.

[9]) Vgl. Andreas Jakob Hecker: Einige Gedanken über die zweckmäßige Einrichtung eines Lehrbuches zum Religionsunterricht für die Jugend. Realschulprogramm vom Jahre 1790.

[10]) Programm des Königl. Friedrich-Wilh.-Gymnasiums vom Jahre 1806.

[11]) Vgl. Hecker: Ueber einige Gegenstände der Pädagogik. Gymnasialprogramm 1804. Hecker teilt dabei die Aufgabe der Erziehung in die intellektuelle, welche das „können", die moralische, welche das „sollen" und die religiöse, welche das „wollen" zum Ziele habe.

[12]) Ziethe a. a. O. S. 173.

[13]) Vgl. Dritte Rede, 4. Aufl. S. 158 f.

[14]) Vgl. neben den Geschichten der Dreifaltigkeits-Kirche auch Schulz: Gesch. der Königl. Real- und Elisabethschule, S. 79 ff.

[15]) Vgl. über die klassischen Dichter in kirchengeschichtlicher Hinsicht Hagenbach a. a. O. Bd. VI u. VII, wo aber Herder überschätzt wird. Ueber letzteren vgl. besonders die im Jahre 1880 von Haym verfaßte Biographie. Vgl. ferner Dilthey a. a. O. S. 155 ff.; Dorner: Gesch. der protest. Theologie, München, 1867, S. 714 ff.; Ehrenfeuchter: Christentum und moderne Weltanschauung, Göttingen 1876, S. 10 ff.

[16]) Vgl. einige Bemerkungen bei H. von Treitschke: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, I, S. 86 ff.; ferner Haym: Die romantische Schule, Berlin, 1870, S. 537.

[17]) Vgl. Dilthey: über Novalis in den Preußischen Jahrbüchern, Bd. XV, S. 598.

[18]) Ueber Schleiermachers Leben und Entwicklungsgang vgl. namentlich Dilthey: Leben Schleiermachers, Berlin 1870; Baxmann: Friedrich Schleiermacher, Elberfeld 1868; Schenkel: Friedrich Schleiermacher, ein Lebens- und Charakterbild, Elberfeld 1868; Schleiermachers Leben, in Briefen, 4 Bände (Bd. I u. II) in zweiter Aufl. Berlin 1860 ff.

[19]) Vgl. zu Schleiermachers Austritt aus der Brüdergemeinde: Leben, in Briefen, I, S. 42 ff.; das zuletzt erwähnte Wort des Vaters S. 75.

[20]) Vgl. Leben, in Briefen, Bd. I, S. 294 f.

[21]) Die Predigten Schleiermachers aus Schlobitten und Landsberg sind uns im VII. Bande der gesammelten, aus dem Nachlasse desselben nach seinen eigenen Aufzeichnungen mitgeteilt. Doch sind die Datierungen der Predigten vom Herausgeber (Sydow) nicht immer richtig angegeben. Die erste in Schlobitten gehaltene Predigt stammt aus der Adventszeit 1790. Die im Text citierte Stelle siehe S. 208 f.

[22]) Vgl. Lisco a. a. O. S. 257 ff.; Frank a. a. O. S. 179; Wagenmann bei Herzog Bd. XVII, S. 273 f.; H. v. Mühler: Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung in der Mark Brandenburg. Weimar 1846; S. 282 ff.; General-Lieutenant von Minutoli: Beiträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelms III. Aus eigener Erfahrung und mündlich verbürgten Mitteilungen. Berlin, Posen und Bromberg 1843, S. 51 ff.

[23]) Vgl. Schleiermachers „Briefe bei Gelegenheit der politisch-theologischen Aufgabe und des Sendschreibens jüdischer Hausväter" vom Jahre 1799 (Ges. Werke I. Bd. 5, S. 1 ff.); dazu Dilthey a. a. O. S. 423 ff.; Haym a. a. O. S. 433 ff.

[24]) Vgl. Dilthey a. a. O. S. 190 ff.

[25]) Im Jahre 1806 erschien die zweite, nicht unwesentlich umgearbeitete Ausgabe, im Jahre 1821 die dritte, welche von Schleiermacher mit erläuternden Anmerkungen versehen wurde, die den Zusammenhang der Reden mit seiner inzwischen erschienenen Dogmatik darthun sollten. Die letzte Ausgabe vom Jahre 1831 ist ein Abdruck der dritten. Die zweite und dritte Ausgabe widmete er seinem Jugendfreunde Gustaf von Brinkmann. Ueber die Reden und ihre Bedeutung vgl. Dilthey a. a. O. S. 365 ff.; Haym a. a. O. S. 417 ff.; G. Lommatzsch: Schleiermachers Lehre vom Wunder .... mit besonderer Berücksichtigung der Reden über die Religion, Berlin 1872, S. 9 ff., 99 ff.; Derselbe: Einleitung zu Schleiermachers Reden über die Religion, Bibliothek theologischer Klassiker, 2. Aufl. Gotha 1888, S. 5 ff. Eine antichristliche Kritik der Reden gab Arnold Ruge: Reden über die Religion, ihr Entstehen und Vergehen. 2. Aufl. Berlin 1869. Eine theologische und tadelnde Kritik der Reden lieferte Albrecht Ritschl: Schleiermachers Reden über die Religion und ihre Nachwirkungen auf die evangelische Kirche Deutschlands. Bonn 1874. Verteidigend dagegen äußert sich Otto Ritschl (Sohn des Obigen) in: Schleiermachers Stellung zum Christentum in seinen Reden über die Religion. Ein Beitrag zur Ehrenrettung Schleiermachers, Gotha, 1888. Sehr sachlich ist Twestens Urteil in dessen einleitender Vorrede zu der von ihm herausgegebenen philos. Ethik Schleiermachers. Berlin 1841, S. LII ff.

[26]) Leben, in Briefen, Bd. 2, S. 196. Vgl. überhaupt Schleiermachers Briefe von 1806—1809, a. a. O. S. 61 ff.

[27]) Die Monologen erlebten 4 Auflagen 1800, 1810, 1821, 1829. Die Veränderungen in diesen Auflagen sind nicht erheblich. Die Monologen sind nach der letzten Ausgabe abgedruckt in den gesammelten Werken

I, 1, S. 347ff. und auch in vielen Einzel-Ausgaben, wie die Reden über die Religion, verbreitet. Ueber die Monologen vgl. besonders Dilthey a. a. O. S. 446ff.; Haym a. a. O. S. 531ff.

[28]) Die beiden Gutachten sind in den ges. Werken I, Bd. 5, S 41ff. abgedruckt. Vgl. die Widmung an W. (Prediger Wedecke in Hermsdorf).

[29]) Vgl. Zeitschrift für Kirchenrecht, herausg. von Richard Dove, I. Jahrgang, Berlin 1861, S. 326ff.

[30]) Das Thema seiner Antritts-Predigt lautete: „Aus welchem Grunde ein christlicher Lehrer immer Freudigkeit haben könne zu seinem Amte". Der Text war: 2. Kor. 1, v. 3 u. 4.

[31]) Vgl. aus der Zeitschrift für Preußische Gesch. und Landeskunde, herausgeg. von David Müller, Constantin Rößler's Aufsatz: Schleiermachers Lehrjahre und die gleichzeitigen Zustände in Preußen, S. 283. R. bespricht darin Dilthey's Schleiermacher-Biographie. Hatte letzterer Schleiermacher als einen sittlichen Genius aufgefaßt, so will R. dagegen den Ausdruck „pädagogischer Genius" vorziehen, freilich sei „pädagogisch" dann in einem universellen Sinne zu verstehen (S. 290f.).

[32]) Vgl. Leben, in Briefen, Bd. I, S. 290f.

[33]) Die besprochenen 12 Predigten befinden sich in Bd. I der ges. Predigten. Sie sind von Schleiermacher seinem Oheim, damals Prediger zu Landsberg an der Warthe, gewidmet. In der Widmung erklärt er, warum er immer noch „so rede als gäbe es noch Gemeinen der Gläubigen und eine christliche Kirche; als wäre die Religion noch ein Band, welches die Christen auf eine eigentümliche Art vereinigt".

[34]) Vgl. ges. Predigten Bd. I. Diese Sammlung war gleichfalls für den Druck bearbeitet. Die zweite Auflage ist vom Jahre 1820. Die Predigt bei der Eröffnung des akademischen Gottesdienstes in Halle findet man im IV. Bande der ges. Predigten, S. 223ff. Der Eröffnungstag war der Geburtstag des damaligen Königs Friedrich Wilhelm III.

[35]) Vgl. Streckfuß a. a. O. Bd. I, S. 58ff.; Eylert: Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben Friedrich Wilhelms III. Teil I, 4. Aufl., Magdeburg 1844, S. 195ff.; Mila a. a. O. S. 419ff.; Wessely a. a. O. Bd. 2, S. 160ff.; H. v. Treitschke a. a. O. Bd. 1, S. 251.

[36]) Aus den Akten des Königl. Konsistoriums; vgl. auch die Geschichten der Dreifaltigkeits-Kirche.

Fünftes Kapitel.

[1]) Vgl. Lisco a. a. O. S. 138ff.; H. v. Mühler: Gesch. der evangelischen Kirchenverfassung in der Mark Brandenburg, Weimar 1846, S. 290ff.

[2]) Nach den Akten des Königl. Konsistoriums.

[3]) Die ersten weltlichen Mitglieder des Kollegiums waren Mieth, Hoffmann, Tackmann, Baumbach. Wir nennen unter den ferneren: den wirkl. Geh. Legationsrat, späteren Kultus-Minister Eichhorn, den Geh. Ober-Justizrat Bornemann, den Haupt-Ritterschafts-Direktor, Geh. Rat Graf Voß, nachherigen wirkl. Geh. Rat und Konsistorial-Präsidenten, den Geh. Ober-Regierungsrat Frantz, den General-Auditeur Fleck, den Justizrat Caspar, den Kommerzienrat Tamnau, den Fabrikbesitzer Stobwasser, den Stadtrat Franke. Ein besonders verdientes Mitglied war der Geh. Rechnungsrat von Manderode, welcher dem Kollegium von 1814—1853 angehörte und nach seinem Ausscheiden noch zum Ehrenmitgliede ernannt wurde. Vgl. die Geschichten der Dreifaltigkeits-Kirche, die nach den Konsistorial-Akten ergänzt sind.

[4]) Vgl. Heinrici-Twesten a. a. O. S. 204.

[5]) Dilthey a. a. O. S. 66.

[6]) Vgl. Friedrich Lücke: Erinnerungen an Schleiermacher. 1834, S. 70; Alexander Schweizer: Schleiermachers Wirksamkeit als Prediger, Halle 1834, S. 97f. Als Zuhörer seiner Predigten spricht sich auch Thiel aus: Friedrich Schleiermacher, die Darstellung der Idee eines sittlichen Ganzen . . . anstrebend. Berlin 1835. Auch in den Tagebüchern und Briefen Twestens a. a. O. S. 50ff. finden sich unmittelbare Urteile über Schleiermacher'sche Predigten Vgl. auch die Gedächtnisrede von Steffens auf Schleiermacher (siehe weiter unten). Vgl. überhaupt den lesenswerten Aufsatz von Karl Egelhaaf in der Zeitschrift für Pastoral-Theologie, herausgegeben von Oehler. Jahrgang IV, Heft 1—5, wo auch verschiedene Berichte von Hörern mitgeteilt werden. Selbstverständlich waren die Urteile über Schleiermacher oft sehr verschieden.

[7]) Vgl. Schleiermachers Praktische Theologie, herausg. von Frerichs. Ges. Werke, I, 8, S. 203f.

[8]) Vgl. Egelhaaf a. a. O. S. 51ff.; Preußische Jahrbücher, 1879, Juli-Heft, S. 2ff.

[9]) Vgl. Heinrici-Twesten a. a. O. S. 204, 371f. Ueber die „albernen Sünden der Demagogenjagd" vgl. H. von Treitschke a. a. O. Bd. III, S. 433ff.

[10]) Schleiermachers Predigten Bd. IV, S. 1.

[11]) Schleiermachers gesammelte Predigten umfassen 10 Bände, wozu noch einige im Einzeldruck vorhandene treten. Vgl. zur allgemeinen Charakteristik der Predigtweise und über einzelne Predigten Schleiermachers: Sack: Gesch. der Predigt. S. 272 ff.; Nebe: Zur Geschichte der Predigt. Bd. III, Wiesbaden 1879. S. 1 ff. Weitere Litteratur hierüber bei Lommatzsch: Schleiermachers Lehre vom Wunder, S. 121 ff.

[12]) Leben, in Briefen Bd. IV, S. 157.

[13]) Vgl. Predigten Bd. I, S. 478 ff.; 510 ff.

[14]) Vgl. Wehrenpfennig: Schleiermachers politische Predigten (Prot. KZ. 1859, No. 37—39). G. Baur: Schleiermacher als Prediger in der Zeit von Deutschlands Erniedrigung und Erhebung. Leipzig 1871.

[15]) Die Predigten erschienen schon im Jahre 1810 im Druck, mit Hinzufügung der dabei ausgeführten Gesänge (Berlin, Realschulbuchhandlung). Sie sind enthalten in den ges. Predigten Bd. IV, S. 14 ff.

[16]) Vgl. Thiel: Friedrich Schleiermacher, die Darstellung der Idee eines sittlichen Ganzen im Menschenleben anstrebend. Berlin 1835.

[17]) Vgl. Ges. Predigten Bd. IV, S. 37 ff.

[18]) Vgl. Eylert: Charakterzüge und hist. Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilh. III. Bd. I, 4. Aufl., Magdeburg 1844, S. 172 ff.

[19]) Vgl. Ges. Predigten Bd. IV, S. 51 ff.; 77 ff.; 128 ff.

[20]) Vgl. Ges. Predigten Bd. IV, S. 65 ff.; S. 236 ff. Die Predigten über die Augsburg. Konfession erschienen Berlin 1831, worin Schleiermacher sich über die praktische Stellung der Union zu den geschichtlichen Bekenntnissen ausspricht. Vgl. dazu Schleiermachers Sendschreiben an die Herren DD. von Cölln und D. Schulz, Theolog. Studien und Kritiken, Jahrgang 1831 und seinen früheren Aufsatz im Reformations-Almanach auf das Jahr 1819. Alle drei Schriftstücke sind wieder abgedruckt in Bd. V der theol. Abteilung der sämmtl. W.W., die Predigten über die Augsburgische Konfession in Bd. II der gesammelten Predigten (als 7. Sammlung), S. 613 ff.

[21]) Die Festpredigten bilden die 5. u. 6. der von Schl. selbst publicierten Sammlungen, die Predigten über den christlichen Hausstand die 4. Sammlung. Alle drei Sammlungen in Bd. II der Predigten. Zu Schleiermachers Lehre von Christo vergl. außer der Glaubenslehre noch die kleine Schrift: „Die Weihnachtsfeier. Ein Gespräch." 1. Aufl. 1806, 2. Aufl. 1827 (Ges. Werke I, 1, S. 461 ff.).

[22]) Vgl. Schleiermachers „Glückwunschschreiben an die hochwürdigen Mitglieder der von Sr. Majestät dem Könige von Preußen zur Aufstellung neuer liturgischer Formen ernannten Commission". (Ges. W.W. I, 5, S. 157 ff.) Das Buch erschien anonym. Vgl. Schleiermachers Leben, in Briefen IV, S. 202.

[23]) Leben, in Briefen IV, S. 223 ff.; vgl. S. 220 f. Ueber Schleiermachers Hoffnungen vgl. Leben, in Briefen IV, S. 228 ff.; Fr. Schleiermachers Briefwechsel mit J. Chr. Gaß. Mit einer biogr. Vorrede. Berlin 1852, S. 137 ff.

[24]) Gegen Schenkel: a. a. O. S. 464; H. v. Treitschke: a. a. O. Bd. III, S. 398.

[25]) Briefw. mit Gaß. S. 187. Leben, in Briefen IV, S. 260.

[26]) Vgl. Schleiermachers Schrift: Ueber die für die protestantische Kirche des Preußischen Staates einzurichtende Synodalverfassung. Berlin 1817 (Ges. W.W. I, 5, S. 217 ff.); daraus S. 236 ff, 242 ff

[27]) Vgl. Mitteilungen aus den Akten des Königl. Kultusministeriums (durch Prof. Dilthey); v. Bülow: Ueber die gegenwärtigen Verhältnisse des christlich evangelischen Kirchenwesens in Deutschland. Magdeburg 1818; H. v. Mühler: Geschichte d. ev. Kirchenverf. S. 205 ff.; Lisco a. a. O. S. 151 ff.; Wangemann: Die kirchliche Kabinets-Politik des Königs Friedrich Wilhelm III. insonderheit in Beziehung auf Kirchenverfassung, Agende, Union, Separatismus. Berlin 1884, namentl. S. 75 ff. Wangemanns Angaben über Schleiermacher sind, abgesehen von der Beurteilung, nicht genau. Vgl. auch Schenkel: Fr. Schleiermacher, S 415 ff. Wenn Mühler die Schrift des Herrn von Bülow, der sich gegen alle Verfassungsprojekte aussprach, lobt, so vergißt er zu bemerken, daß letzterer vor allen Dingen ein strikter Gegner der Union war. Vgl. endlich H. v. Treitschke a. a. O. Bd. II, S. 231 ff.

[28]) Vgl. Wangemann: a. a. O. S. 225 ff.

[29]) Vgl. den Erlaß: Wangemann: a. a. O. S. 249 f.; Streckfuß a. a. O. II, S. 42 ff.

[30]) Vgl. Amtliche Erklärung der Berlinischen Synode über die Abendmahlsfeier (Schleiermachers ges. W.W. I, 5, S. 295 ff.).

[31]) Vgl. Schleiermachers Schrift: An Herrn Oberhofprediger Dr. Ammon über seine Prüfung der Harmsischen Sätze. Mit einer Zugabe. Berlin 1818 (Ges. W.W. I, 5, S. 327 ff.). Ueber das Verhältnis

von Harms und Schleiermacher bei diesem Streite vgl. Heinrici-Twesten a. a. O. S. 303ff. Hier wird auch ein brüderliches Schreiben von Schleiermacher an Harms, das eine Verständigung sucht, mitgeteilt S. 310ff. Harms spätere Versöhnung mit Schl. S. 326.

[32]) Vgl. über den Agenden-Streit Schenkel a. a. O. S. 415ff.; Wangemann a. a. O. S. 105ff.; Eylert a. a. O. Bd. III, 1, S. 291ff.; 2, S. 3ff.; Aktenstücke aus Schleiermachers Feder im Leben, in Briefen IV, S. 443ff.; dazu briefliche Aeußerungen a. a. O. S. 237ff.; Briefwechsel mit Gaß S. 127ff.; Schleiermacher: Ueber die neue Liturgie für die Hof- und Garnison-Gemeine zu Potsdam und für die Garnison-Kirche zu Berlin. Berlin 1816; Ueber das liturgische Recht evangelischer Landesfürsten. Ein theologisches Bedenken von Pacificus Sincerus. Berlin 1824; Gespräch zweier selbstüberlegender Christen über die Schrift: Luther in Bezug auf die neue preußische Agende. Berlin 1827 (letztere 3 Schriften in Ges. W.W. I, 5). Vgl. noch Eylert a. a. O. I, S. 175ff.; Lisco a. a. O. S. 262ff. Die Namen der 12 protestierenden Geistlichen sind: Schleiermacher, Couard, Hetzel, Hoßbach, Jablonski, Ideler, Lisco, Noodt, Pischon, Schultz, Schleemüller und Wilmsen.

[33]) Wangemann spricht von einer einfachen Besiegung Schleiermachers (a. a. O. S. 147), Schenkel behauptet Schleiermacher sei thatsächlich, aber nicht grundsätzlich unterlegen (a. a. O. S. 550).

[34]) Da die Briefe Schleiermachers an die Familie Dohna von Jacobi (Halle 1887) veröffentlicht worden sind, tragen wir kein Bedenken obige Zeilen aus den uns handschriftlich vorliegenden Briefen des Grafen Alexander Dohna mitzuteilen. Charakteristisch für die damaligen Zustände ist es, daß Dohna im Zusammenhange mit den Aeußerungen des zuerst erwähnten Schreibens an Schleiermacher bemerkt: „Durch die Post können Sie mir hierauf nicht antworten."

[35]) Die Ansprache ist auch abgedruckt in Schleiermachers Ges. W.W. I, 5, S. 455ff.

[36]) Nach den Akten des Königl. Konsistoriums.

[37]) Der jüngere reformierte Küster Grahl übernahm das gemeinsame Amt, während der ältere lutherische Merse in den Ruhestand trat. Rex wurde alleiniger Kantor.

[38]) Vgl. die Gesch. der Dreifaltigkeits-Kirche vom Jahre 1839; ferner: Gottesdienstliche Feier bei der am Palmsonntag den 31. März vollzogenen Vereinigung der beiden zur Dreifaltigkeits-Kirche gehörenden Gemeinden. Berlin 1822 (diese Schrift enthält eine Widmung an den König, Marheinekes Altargebet, Küsters Rede und Proklamation vom Altar aus und Schleiermachers Predigt). Letzere findet sich auch in den ges. Predigten Bd. IV, S. 236ff.

[39]) Vgl. Leben in Briefen IV, S. 21ff.; Briefw. mit Gaß, S. 22.

[40]) Die angeführten Vorschläge Schleiermachers für die Dreifaltigkeits-Kirche befinden sich in den Akten des Konsistoriums.

[41]) Vgl. über die Geschichte des neuen Berliner Gesangbuches Lisco a. a. O. S. 272ff.; Schleiermacher: Ueber das Berliner Gesangbuch. Ein Schreiben an Herrn Bischof Dr. Ritschl in Stettin. Berlin 1830 (Ges. W.W. I, 5, S. 627ff.).

[42]) Nach den Akten des Konsistoriums. Ueber Pischon vgl. auch Lisco a. a. O. S. 11.

[43]) Nach den Akten des Konsistoriums, in denen auch das interessante Schreiben über den Konfirmanden-Unterricht. Ueber Schleiermachers spätere Konfirmanden-Sorgen- und Freuden, vgl. Löwe: Denkwürdigkeiten aus dem Leben und Wirken des Johann Wilhelm Rautenberg zu St. Georg in Hamburg ... 1866, worin sich auch ein Brief Schleiermachers an R. (S. 132ff.) befindet; Leben in Briefen IV, S. 287.

[44]) Ueber Schleiermachers Verhältnis zu seinen Konfirmanden, vergl. Wilhelm Baur: Das deutsche evangelische Pfarrhaus. 2. Aufl. Bremen 1878, S. 300f. Schleiermachers letzte Predigt. Berlin 1834; vgl. Egelhaaf a. a. O. S. 101, 208ff.

[45]) Vgl. Oskar Pank: Bismarckbüchlein, Berlin und Leipzig, Berlin 1885, S. 13, 109.

[46]) Leben in Briefen IV, S. 115f. Der Brief ist vom 9. Aug. 1805 datiert.

[47]) Nach den Akten des Königl. Konsistoriums und des Königl. Kultus-Ministeriums (nach schriftl. Auszügen von Professor Dilthey).

[48]) Vgl. z. B. H. Kurtz: Lehrbuch der Kirchengesch. 10. Aufl. Leipzig 1887. Bd. II, 2, S. 2ff.; Dorner: Geschichte der Protestant. Theol. München 1867, S. 786ff.

[49]) Ueber Marheineke vergl. Herzog's Theolog. Real-Encykl. 2. Aufl. Bd. XIX, S. 307ff.; August Böckh: Rede zur Jubelfeier der Königl. Friedr. Wilh. Universität zu Berlin 1860, S. 25; Gaß: Gesch. der Protestant. Dogmatik Bd. IV, S. 485ff.; Dorner: Geschichte der protestant. Theologie, S. 785. Der Verf. durfte auch einige handschriftliche Notizen der Tochter Marheinekes benutzen.

[50]) Vgl. H. v. Treitschke a. a. O. S. 383 ff.; 431 ff.; 485 f.; 491 ff.; 519 ff.; 514 ff.; Heinrici-Twesten a. a. O. S. 348 ff.

[51]) Die Aktenstücke über diese gegen Schleiermacher resultatlos geführte Untersuchung finden sich Leben, in Briefen, Bd. IV, S. 430 ff. Vgl. oben S. 78.

[52]) So schreibt Schleiermacher an den Grafen Alexander D. im Jahre 1819: „Es ist mir auch ganz recht jetzt so gründlich beschäftigt zu sein“ (es handelte sich um die Ausarbeitung der Dogmatik), „daß ich selbst an den öffentlichen Angelegenheiten wenig Teil nehme; denn der unsinnige Argwohn von oben herab und die Intriguen, die auf diesen Grund gegen einzelne Menschen gespielt werden, dies alles nimmt täglich zu, und man ist des unschuldigsten Wortes nicht mehr sicher, daß es nicht verdreht und herumgetragen wird. Ja bis in die Vorlesungen, sogar die theologischen, geht das Spionieren, wie einer meiner Kollegen noch kürzlich erfahren hat. Aus diesem unwürdigen Zustande sieht man noch keine Erlösung“ (Schleiermachers Briefe an die Grafen Dohna. Halle 1887, S. 70 f.).

[53]) Vgl. Leben, in Briefen. Bd. II, S. 444.

[54]) A. a. O. S. 445 ff.

[55]) Vgl. den letzten, „Jugend und Alter“ überschriebenen Monolog (Ges. Werke III, 1. S. 413 ff.).

[56]) Vgl. Egelhaaf a. a. O. S. 209; Twesten: Zur Erinnerung an Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher. Vortrag gehalten in der Königl. Friedr. Wilh. Universität zu Berlin am 21. Nov. 1868. Berlin 1869, S. 32. Zum Beweise, daß Schleiermacher nicht stolz auf die Zahl seiner Zuhörer war, führt man von ihm das Scherzwort an: „In meine Kirche kommen hauptsächlich Studenten, Frauen und Offiziere. Die Studenten wollen meine Predigt hören, die Frauen wollen die Studenten sehen, und die Offiziere kommen um der Frauen willen.“ Vgl. Eberty: Jugenderinnerungen eines alten Berliners. Berlin 1878, S. 66 f.

[57]) Vgl. Egelhaaf a. a. O. S. 214 f.

[58]) Vgl. Dalton: Joh. Goßner. Berlin 1874, S. 307 ff.; Lommatzsch a. a. O. S. 358 f.

[59]) Vgl. die erwähnte Rede von Steffens in: „Drei Reden am Tage der Bestattung Schleiermachers“. Berlin 1834.

[60]) Die Rede an Nathanaels Grabe findet sich am Schluß von Bd. IV der ges. Predigten Schleiermachers abgedruckt. Unter den nicht in den ges. Werken Schleiermachers uns erhaltenen Predigten ragt noch eine bald nach Nathanaels Tode am Totenfest 1829 erhaltene hervor. Vgl. Ueber die Unsterblichkeit der Seele von Friedrich Schleiermacher. Bisher noch ungedruckte Predigt, geh. am Gedächtnistage der Verstorbenen im Jahre 1829. Berlin 1873.

[61]) Vgl. „Schleiermachers letzte Stunden“ in Leben, in Briefen, Bd. II, S. 510 ff. Schleiermachers letzte Worte nach der Feier des H. Mahles waren mit Rücksicht auf die Einsetzungsworte: „auf diesen Worten der Schrift beharre ich, sie sind das Fundament meines Glaubens“; dann nach Erteilung des Segens: „in dieser Liebe und Gemeinschaft sind und bleiben wir eins“; und nach wenigen Minuten: „Nun kann ich auch nicht mehr hier aushalten“ — „gebt mir eine andere Lage.“ Dann stand nach wenigen tiefen Atemzügen das Leben still. Unter den vielen wissenschaftlichen Nachrufen vgl. Schelling: Rede zum fünf und siebzigsten Jahrestag der Königl. Akademie der Wissenschaften. Gehalten in der öffentlichen Sitzung am 26. März. München 1834, S. 18 ff. Darin heißt es u. a.: „Schleiermachers in der Geschichte des deutschen Geistes dauernder Ruhm wird sein, denen beigezählt zu werden, welche das Erbteil freier Vernunftforschung, das von Leibniz und Lessing auf uns gekommen, aufrecht und nicht nur ungeschmälert erhalten, sondern erweitert und verstärkt den Nachfolgenden zurück gelassen haben. Noch lange werden wir in Allem, was echte Wissenschaft fördert oder ihr hemmend entgegen tritt, seine Mitwirkung, sein Urteil, sein vorleuchtendes und bestärkendes Beispiel vermissen. — Schwer erreicht sich ein Ansehn, wie das seinige war. Als Glück ist anzusehen, wenn ein solches sich bildet, möge es auch manchen lästig dünken. In einer zu wissenschaftlicher Anarchie sich neigenden Zeit ist der Verlust eines solchen Mannes ein allgemeiner Verlust“ (S. 22).

[62]) Vergl. Anhang zu Schleiermachers Briefen an die Grafen zu Dohna; drei Reden am Tage der Bestattung Schleiermachers, Berlin 1834; Hoßbach: Predigt zum Gedächtnis des am 12. Febr. 1834 selig entschlafenen Pastors Schleiermacher, in der Dreifaltigkeits-Kirche am 2. März 1834 gehalten, Berlin 1834; Allgemeine Preuß. Staats-Zeitung vom 16. Februar 1834 (Nr. 47); Predigt am 1. Sonntage in der Fastenzeit, den 16. Febr. 1834, am Tage nach dem Begräbnis des sel. Herrn D. Schleiermacher, in der Dreifaltigkeits-Kirche gehalten von D. Philipp Marheineke. 2. Aufl. vermehrt mit dem am 1. (2.) März 1834 gesprochenen Altargebete, Berlin 1834; Egelhaaf a. a. O. S. 53.

[63]) Näheres in der Geschichte der Dreifaltigkeits-Kirche vom Jahre 1839.

[64]) Vgl. Chronik der Königl. Haupt- u. Residenzstadt Berlin für das Jahr 1837 von Georg Gropius. Berlin 1840, S. 159 f. Auch die Akten des Königl. Konsistoriums enthalten hierauf Bezügliches. Vgl. ferner L. Rellstab in der Vossischen Zeitung vom 8. Juli 1837 (Nr. 157).

[65]) Vergl. Predigt am hundertjährigen Kirchweih-Fest der Dreifaltigkeits-Kirche zu Berlin, den 1. Sept. 1839 gehalten von Dr. Ph. Marheineke, Oberkonsistorialrat, Senior der theologischen Fakultät, Pastor an der Dreifaltigkeits-Kirche. Nebst dem in die Liturgie eingelegten Altargebet von dem Pastor Kober. Berlin 1839; Vossische Zeitung vom 2. Sept. 1839 (Nr. 204); dieselbe Ztg. Nr. 192. — Ueber die Jubelgeschenke hat Kober an das Konsistorium berichtet. Er zählt folgende auf: 1) einen schönen marmornen Taufstein, 2) ein silbernes vergoldetes Taufbecken, 3) eine silberne Wasserkanne, 4) eine reich gestickte Decke zum Taufstein, 5) eine ähnliche neue Kanzeldecke, 6) einen neuen, reich verzierten Rahmen, um das auf Kosten der Teilnehmer gleichzeitig restaurierte Altarbild, 7) einen grünen Fußteppich über den großen Raum vor dem Altar, nebst einer Schutzdecke, 8) zwei kleine, neben den Gedächtnistafeln anzubringende Behälter von Goldleisten zur Aufbewahrung der eingelegten Kriegsdenkmünzen von 1813—1815, 9) die Jungfrauen der Gemeinde schmückten auf ihre Kosten reich die Kirche. Auch wurden neue Altar- und Kronleuchter durch sie beschafft. Kober meldet zugleich den würdigen Verlauf der Feier. (Schreiben desselben vom 18. Sept. 1839.)

[66]) Vergl. Haude und Spenersche Zeitung 1839, Nr. 257; Voss. Zeit. 1839, Nr. 257; vgl. Schleiermachers Gutachten in Sachen des protestantischen Kirchenwesens: Sämtl. Werke I, 5, S. 58 f., 60 ff., 83 ff. Die Bedeutung der Union für die höheren Schulen springt in die Augen, wenn man bedenkt, daß damals das Berlinisch-Kölnische Gymnasium lutherisch, das Joachimsthalsche reformiert war, so daß die Lehrer nicht ohne Religionswechsel von der einen zur anderen Anstalt übergehen konnten.

Sechstes Kapitel.

[1]) Vgl. G. Heinrici: Dr. August Twesten nach Tagebüchern und Briefen. Berlin 1889, S. 414 ff. Kritisch urteilt Streckfuß a. a. O. Bd. II, S. 436 ff.; vgl. Eylert a. a. O. Bd. III, S. 140 ff. Vgl. über die neue religiöse Schwärmerei in Deutschland. H. v. Treitschke a. a. O. S. 92 f.

[2]) Vgl. R. Sohm: Kirchengeschichte im Grundriß. Leipzig 1889, S. 146 ff. 173 ff.

[3]) Vgl. Dalton: Joh. Goßner. Berlin 1874, S. 309 f.; Büchsel: Ueber die kirchlichen Zustände in Berlin nach Beendigung der Befreiungskriege. Berlin 1870, S. 9 ff.

[4]) Vgl. Wangemann: Geistliches Regen und Ringen am Ostseestrand. Berlin 1861.

[5]) Vgl. Schleiermachers Leben in Briefen Bd. IV, S. 268 f.

[6]) Vgl. Wangemann: Sieben Bücher preußischer Kirchengeschichte. Bd. III. Berlin 1860, S. 3 ff.

[7]) Vgl. Ferd. Chr. Baur: Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts. Tübingen 1862, S. 509, 434; Nippold: Handbuch der neuesten Kirchengeschichte seit der Restauration 1814. Elberfeld 1868, S. 321 ff.

[8]) Vgl. die sehr interessante Schrift von L. Richter: „König Friedrich Wilhelm IV und die Verfassung der evangelischen Kirche." Berlin 1861; Derselbe: Die Verhandlungen der preußischen Generalsynode. Leipzig 1847; Marquard: die Antwort des Königs von Preußen an den Berliner Magistrat. Leipzig 1846; Lisco a. a. O. S. 219 ff; 144 ff. Ueber die religiöse und kirchliche Eigenart Friedrich Wilhelms IV, vgl. H. v. Treitschke a. a. O. Bd. III, S. 118 ff.; vgl. auch über allgemeine kirchliche Verhältnisse in Preußen S. 404 ff.

[9]) Vgl. F. Ch. Baur a. a. O. S. 452 ff.; Nippold a. a. O. S. 337 ff.; Monatsschrift für die unierte evangelische Kirche. Herausgeg. von Eltester, Pischon, Jonas und Sydow. Band I, Heft 1. Januar 1846, worin die Erklärung vom 15. August enthalten und verteidigt ist, und viele über die Sache erschienene Schriften angezeigt werden. Den gegnerischen Standpunkt findet man in der Abhandlung: Der Herausgeber der Evangelischen Kirchenzeitung gegen die Erklärung vom 15. August. Aus der evangelischen Kirchenzeitung besonders abgedruckt. Zweite Aufl. Berlin 1845. Vgl. auch Pischon: Sendschreiben an Herrn Prediger Kuntze über seine am 15. Sonntage nach Trinitatis 1845 gehaltene Predigt. Zweite Auflage. Berlin 1845.

[10]) Vgl. Streckfuß a. a. O. Bd. II, S. 436 ff. Twesten sieht 1843 in der Furcht vor diesem Pietismus und Aristokratismus ein Vorurteil, bestätigt aber ihr Dasein: Heinrici a. a O. S. 455. Vgl. auch interessante Bemerkungen Schleiermachers über den Zusammenhang der politischen Stellung der Aristokratie mit der kirchlichen Frage. Leben, in Briefen Bd. IV S. 355. Vgl. dazu über die Wirkung der Haller'schen

politischen Schule auf die Bildung einer politisch-aristokratischen und zugleich kirchlichen Richtung in Berlin: Perthes Leben. Hamburg und Gotha 1853, Bd. 2, S. 392f. Perthes allgemeine Anschauungen über die kirchlichen Zustände S. 427ff. Ueber die Stimmungen in Berlin vgl auch Jacoby: Bilder und Zustände in Berlin. Altenburg 1833, Bd. II. Im Theater wurden den Berlinern Tell, Egmont, Faust und die Räuber damals systematisch vorenthalten. Bemerke ferner, daß auch Eylert ein Hervordrängen pietistisch-mystischer Bewegungen in den höchsten Kreisen, die Versuche machten, auf den König einzuwirken und die nach seiner Meinung auch die Unionsfrage gründlich verwirrten, beklagt: Eylert a. a. O. S. 439. „Ein häßlicher Verdacht", heißt es hier, „ging wie ein böser Geist durch das Land, und es ist nicht zu leugnen, daß vorzüglich daher die vielen Hindernisse und Schwierigkeiten entstanden, welche der Annahme und Einführung der Liturgie und Agende sich hartnäckig und feindselig in den Weg stellten." Wir lassen es vollständig auf sich beruhen, ob und wie weit Eylert in der Beurteilung der Zustände Recht hatte. Uns kommt es nur auf die thatsächlichen Stimmungen an. Man kann aber nicht leugnen, daß Eylert von einer noch christlichen Auffassung aus sein Urteil abgiebt. Vgl. Eylert a. a. O. S. 151ff. Ueber die wachsende Veräußerlichung in den höheren Kreisen, wie in den niederen vgl. Perthes a. a. O. S. 490, 495ff. Ueber die aristokratischen Neigungen Friedrich Wilhelms IV. und über seine Sympathie für die katholisierenden Anschauungen Hallers, dessen Schüler die Brüder Gerlach waren, vgl. H v. Treitschke a. a. O. Bd. III, S. 122ff. Der Präsident Ludwig von Gerlach bekannte sich nach der Errichtung des Deutschen Reiches ausdrücklich zur katholischen Centrumspartei. Vgl. H. Kurtz: Lehrbuch der Kirchengesch. 1887, Bd. II, S. 16ff. vgl. S. 21. Ueber den krankhaften Pietismus in Königsberg, der auch dort von aristokratischen Kreisen unterstützt wurde vgl. a. a. O. S. 28f. Den Unterschied der Parteistellung des neueren und älteren Pietismus erkennt auch Kurtz an S. 27f.

[11]) Vgl. Tholuck a. a. O. S. 61.

[12]) Vgl. A. Ritschl: Gesch. des Pietismus Bd. II, S. 218ff., 500ff.

[13]) Vgl. Dalton a. a. O.

[14]) Vgl. Friedrich Wilh. Krummacher: Eine Selbstbiographie. Berlin 1869, S. 184ff. Mitglieder dieses Kränzchens waren: Couard, Bachmann, Friedrich Arndt, Büchsel, Fournier, Kober, Souchon, Eduard Kuntze, Bräunig. Ein anderes Predigerkränzchen umschloß die Pastoren Eyssenhardt, Jonas, Kläden, Lisco, den älteren und jüngeren, W. Müller, Nitzsch, Noël, Pischon, Schweder. Seit 1844 entstand noch ein drittes, dessen Mitglieder waren Barthelemy, Berner, Coste, Kaiser, Kirsch, Lionnet, Müllensiefen, Schmidt, Lic. Friedr. Strauß. Vgl. Lisco a. a. O. S. 328.

[15]) Die Namen der übrigen verdienten Leiter des Dreifaltigkeits-Kinder-Gottesdienstes waren die Kandidaten, nachherigen Prediger: Kupsch, Schlacke, von Borne, Ullmann, Walter, Hanspach, Stockmann, Köppen, Kühn, Rode, Hosemann, Schönberner, Schimmelbusch, von Ranke, Schall, Steinmeier, Suttkus, Schmidt, Lange, Berndt, Zihmann. Zuletzt wurde der Kinder-Gottesdienst von den Pastoren Jäckel, Rauck, Geß geleitet.

[16]) Vgl. August Kober: Predigt bei der ersten Säkularfeier der Königl. Realschule in Berlin, am 6. Mai 1847. Berlin 1847. Ferner das Program des Friedr.-Wilh.-Gymn. vom Jahre 1868.

[17]) Vgl. Der vierte Januar 1849. Jubelfeier des Herrn Superintendenten Kober, Pastor an der Dreifaltigkeits-Kirche in Berlin. Für Freunde gedruckt.

[18]) A. Kober: Predigt bei der Feier seines 50jährigen Amts-Jubiläums am 1. Sonntage nach Epiphanias 1874. Berlin 1874.

[19]) Vgl. Friedrich Wilh Krummacher. Eine Selbstbiographie. Berlin 1869. Vorwort S. 1ff., 20.

[20]) Vgl. a. a. O. S. 36ff., 54.

[21]) Vgl. a. a. O. S. 98ff.

[22]) Vgl. a. a. O. S. 78ff.

[23]) a. a. O. S. 188ff. Kobers Bericht über Krummachers Gastpredigt befindet sich in den Akten des Königl. Konsistoriums.

[24]) Vgl Nebe a. a. O. S. 252ff.

[25]) K.'s Selbstbiographie S. 187ff.

[26]) B Rogge: Eine Jubiläumsfeier am Sarge. Predigt bei der Beerdigung des Herrn D. F. W. Krummacher. Potsdam 1869. S. 8f.

[27]) Vgl. die in Krummachers „Sabbathsglocke" XII Thle. 1851—1858, in Thl. V abgedruckte Predigt. Von Krummacher sind zahlreiche Predigtsammlungen vorhanden, die mehrere Auflagen erlebten Die erste Samm-

lung, die, was für den Verf. charakteristisch, Predigten über das Hohelied enthält, erlebte unter dem Titel Salomo und Sulamith im Jahre 1875 die 9. Auflage. Seine letzte größere Schrift war: David, der König von Israel, ein biblisches Lebensbild mit fortgehenden Beziehungen auf die Davidischen Psalmen 1867. Besonders berühmt ist sein Elias der Thisbiter, 6. Aufl. 1874. Vgl. Nebe a. a. O. S. 242 ff. R. Kögel bei Herzog a. a. O. VIII, S. 296 ff.; Palmer in Tholucks litterarischem Anzeiger 1842. Nr. 54 ff.; Unsere Mutter. Ein Lebensbild von M. K. 5. Aufl. 1884.

[28]) Vgl. Leopold v. Ranke: Friedrich der Große und Friedrich Wilhelm IV. Zwei Biographieen. Leipzig 1878, S. 154.

[29]) L. v. Ranke a. a. O. S. 157.

[30]) L. v. Ranke a. a. O. Die Darstellungen des Verlaufes der Revolution der Märztage sind vielfach parteiisch gefärbt. Zu einer ganz objektiven Betrachtung reicht das vorhandene historische Material noch nicht aus. Vgl. Streckfuß a. a. O. Bd. III, S. 337 ff., Bd. IV, S. 1 ff. Wessely a. a. O. Bd. II, S. 201 ff.; Unsere Mutter S. 167 ff.; Krummacher: Selbstbiogr. S. 202 ff.

[31]) Vgl. über die Beerdigung der am 18. März Gefallenen: Krummacher a. a. O. S. 205; Streckfuß a. a. O. S. 126 ff.; Wessely a. a. O. S. 206. Eine energische Verteidigung der Berliner Geistlichkeit erließ Dr. theol. Henry. Uebrigens wurde an dem dem Aufstande folgenden Sonntage (Oculi) in allen Kirchen Berlins ein Trauergottesdienst gehalten. Die Kirchen waren schwarz dekoriert und der Kirchenbesuch äußerst zahlreich. Vgl. Lisco a. a. O. S. 297 f.

[32]) Nach den Akten des Konsistoriums.

[33]) Vgl. Krummacher a. a. O.: „Uebrigens gewann ich im Verkehr mit der Gemeinde je länger je mehr die feste Ueberzeugung, daß in der Berliner Bevölkerung die Empörung nimmer ausgebrochen wäre, wenn sie nicht durch den Schwarm fremder Emissäre, der sich unter sie eingeschlichen hatte, und in welchem die Polen in erster Reihe zu nennen sind, dazu aufgestachelt worden. Zur Ergreifung der Initiative hätte es ihnen nicht allein an Mut, sondern auch, und mehr noch, an der nötigen Intensivität des Hasses und des Freiheitsfanatismus gefehlt. Selbst arge Demokraten konnten doch eine gewisse Liebe zu ihrem Könige nicht verleugnen, und als derselbe nach dem Sturm die Stadt durchritt, haben Viele sich glücklich geschätzt, nur sein Pferd streicheln zu können." (S. 206 f.) Als der König am 19. März 1848 auf dem Balkon des Schlosses stehend, die Königin am Arm, vor einem Zug ins Schloß getragener Leichen das Haupt entblößte, stimmten die zahlreich vor dem Schloß versammelten Scharen den Choral: „Jesus meine Zuversicht" an. Eine halbe Stunde später begegnete Streckfuß, der uns dieses berichtet hat, dem demokratischen Schriftsteller Stein Unter den Linden, indem er ihm zurief, daß die Revolution jetzt beendigt sei. Hierauf habe Stein ernst entgegnet: „Wir haben keine Revolution, nur einen blutigen Volksskandal gehabt"; und auf des Berichterstatters Verwunderung hinzugesetzt: „nur eine Emeute. Ein Volk, welches ein paar Stunden nach dem Kampfe Jesus meine Zuversicht singt, macht keine Revolution." Streckfuß fügte hinzu: „Ich habe erst viele Monate später erkannt, daß er Recht hatte." (Streckfuß a. a. O. S. 83; vgl. S. 60.) So stimmten die konsequenten Konservativen und Liberalen in der Beurteilung des Aufstandes überein. Derselbe hatte jedenfalls nur eine accidentelle Bedeutung.

[34]) Vgl. Lisco a. a. O. S. 253 ff. Krummacher a. a. O. S. 209 ff. Der bekannte „Evangelische Verein für kirchliche Zwecke", der noch jetzt besteht, widmete sich namentlich in Berlin dieser Arbeit. Ueber ihn vgl. Lisco a. a. O. S. 343 ff.

[35]) Vgl. das Nähere über diesen Streit G. Lisco: „Zustände des sittlichen und kirchlichen Lebens in Berlin. Berlin 1868. Für Knak trat litterarisch Wangemann ein: Pastor Knak und sein Gegner. Ein Beitrag zur Orientierung in den Motiven des neuesten Kirchenstreites. Berlin 1868.

[36]) Nach den Akten des Königl. Konsistoriums. Die erste Einreichung des Projektes seitens des letzteren beim evangelischen Oberkirchenrat ist vom 31. Mai 1855. Der definitiv ablehnende Bescheid des Oberkirchenrats vom 16. November 1855. Er ist in Vertretung von Herrn von Mühler unterzeichnet.

[37]) Das Kirchenkollegium der Dreifaltigkeits-Kirche half sich u. A. durch eine Widerklage wegen Entschädigung für den Verlust der Stollgebühren. Vgl. Gesch. der Gründung u. der ersten 25 Jahre der St. Mathäus-Gemeinde. Berlin 1871, namentlich S. 24 ff.

[38]) Im Jahre 1853 ist die Seelenzahl der Dreifaltigkeits-Kirche auf 25681 geschätzt worden, im Jahre 1873 auf 24000; im Jahre 1889 auf 23500; vergl. Lisco a. a. O. S. 118. Schreiben des Gemeinde-Kirchenrates der Dreifaltigkeits-Kirche vom 29. Nov. 1873, in den Akten des Königlichen Konsistoriums befindlich; Steinbach: Bericht über die kirchlichen und sittlichen Zustände der Gemeinden der Diöcese

Friedrichswerder. Berlin 1889. Daß Schleiermacher im Jahre 1822 die Seelenzahl der Gemeinde auf 12000 schätzte, haben wir oben bemerkt.

[39]) Vgl. Krummacher: a. a. O. S. 186; Lisco a. a. O. S. 74 f. Einige Notizen stammen aus den Konsistorial-Akten. Den Titel als Konsistorial-Rat führte S. seit 1864. Sein kirchlich-konservativer Sinn, den er bereits in einer Aufsehen erregenden Predigt gegen die Erklärung vom 15. Aug 1845 mit Heftigkeit aussprach, führte ihn dieser Richtung zu. Vgl. A. F. Souchon: „Das dreifache Aufsehen in der gegenwärtigen Zeit." Predigt über Römer 16, 17—20 am 16. Sonnt. nach Trin. 1845 geh. Berlin 1845. Vgl. auch desselben Predigt: „Was haben wir zu thun, damit unser Vaterland nicht untergehe, sondern herrlicher aufblühe." Predigt am 25. Sonnt. nach Trinit. Berlin 1850.

[40]) Nach den Akten des Konsistoriums.

[41]) Vgl. Beyschlag: Karl Immanuel Nitzsch. Eine Lichtgestalt der neueren deutschen Kirchengeschichte. Berlin 1872, S. 404 ff.

[42]) Vgl. Nippold: a. a. O. S. 392 f.; Lisco: a. a. O. S. 252 ff.

[43]) Die Predigt ist abgedruckt in dem vom Küster Schneider zum Anfang des Jahres 1879 der Gemeinde gewidmeten Bericht über die Ordnung der Gottesdienste. Berlin 1879.

[44]) O. Pank: Das zeitliche Leben im Lichte des göttlichen Wortes. 7. Auflage. Berlin 1889.

[45]) Vgl. Gesch. der Dreifaltigkeits-Kirche zu Berlin. Berlin 1839, S. 20f.; H. Bertram (Stadtschulrat): Das Gemeindeschulwesen der Stadt Berlin. Ein Vortrag. Berlin 1878, S. 7, 9ff. Die Schulakten der Dreifaltigkeits-Kirche sind leider zum großen Teil verloren gegangen. Doch finden sich die Berichte und Verhandlungen über die Aufhebung der Dreifaltigkeits-Kirchschule in den hiesigen Konsistorial-Akten.

[46]) Neben der leitenden Schwester arbeiten in aufopfernder Weise Schwester Julie Beckhaus in der Gemeinde-Pflege und Schwester Marie Bocian als Schulschwester. Im Jahre 1872 waren nur 36—40 arme Familien zu versorgen, im letzten Jahre an 200. Jeden Freitag findet abends bei den Gemeinde-Schwestern eine regelmäßige Zusammenkunft alter Frauen statt, die durch Vorlesen einer Predigt erbaut werden. An den Sonntag-Abenden versammeln sich bei den Schwestern christlich gesinnte Jungfrauen (Dienstmädchen oder in kaufmännischen Geschäften Angestellte), damit denselben auf diese Weise ein christliches Sonntags-Heim geboten werde, wo sie religiösen Rat und Zuspruch wie angemessene Unterhaltung finden. Es besteht ferner eine von den Schwestern geleitete Flick- und Nähschule, zu welcher sich arme Kinder des Freitags am Nachmittag versammeln. Seit 1868 besteht ein Damen-Nähverein, der sich zuerst bei Frl. von Mitzlaff, dann bei Frl. von Rochow versammelte. Seit 1882 findet er bei den Schwestern, jetzt Wilhelms-Str. 21, statt. In diesem Verein werden Kleidungsstücke für die Armen der Gemeinde angefertigt. Außerdem besteht noch ein von Damen eingerichteter Komplex von Nähschulen in der Dreifaltigkeits-Gemeinde. Diese Nähschulen stehen unter der Oberleitung von Frau Assessor Hengstenberg. Der sich Sonntags versammelnde Jungfrauen-Verein zählt jetzt etwa 40—50 Mitglieder. Die Namen der Diakonissinnen aus Kaiserswerth, welche früher im Dienste der Gemeinde wirkten, sind die Schwestern Auguste Zlomka bis 1872 (im Jahre 1870 auf dem Kriegsschauplatz tätig); Amalie Jellineck 1869; Luise Meineke von 1875—1876; Lidge Senft von 1879—1881; Bertha Geier seit 1881; Marie Bond; Marie Langert; Auguste Hirt. Schwester Auguste Hirt sollte als vierte Gemeinde-Diakonissin die Krankenpflege in den wolhabenderen Familien übernehmen, mußte aber wegen geschwächter Gesundheit bald abberufen werden. Schwester Julie Beckhaus wirkt seit 1876, Schwester Marie Bocian seit 1885 in unserer Parochie. Nach mehrfachem Wohnungswechsel haben die Schwestern und die Kinderschule jetzt Wilhelmstr. 21 ein trauliches Heim gefunden, das den Kindern einen schönen luftigen Saal und geeigneten Spielplatz dauernd darbieten wird. Vgl. außer den Akten der Dreifaltigkeits-Kirche auch: Die innere Mission in Berlin. Uebersicht der dem Werke der inneren Missionen dienenden Anstalten und Vereine für das Jahr 1881 zusammengestellt. Herausgeg. vom Berliner Hülfs-Verein des Central-Ausschusses für die innere Mission der deutschen evang. K. Berlin 1883. Doch sind die hier gemachten Angaben nicht mehr ganz zutreffend.

[47]) Ueber die außerordentlichen Festgottesdienste, die in Berlin und in der Dreifaltigkeits-Kirche gehalten wurden, berichtet aus früherer Zeit sehr ausführlich Lisco a. a. O. S. 289. Für die neuere Zeit waren die vom Küster Schneider herausgegebenen Jahresberichte über das gottesdienstliche Leben der Gemeinde und die Kreissynodal-Berichte der Superintendenten zu benutzen. Leider fehlt es seit Liscos Werk an einem zusammenfassenden Bericht über die kirchlichen Zustände Berlins. Der gemischte Kirchen-Chor

der Dreifaltigkeits-Gemeinde stand zunächst unter der gütigen Leitung des Herrn Ernst Wolff, jetzt unter der Direktion des Kantors unserer Kirche Robert Böttcher.

[48]) Der Fabrikbesitzer Paalzow schenkte ein Altarkreuz von massivem Silber und vergoldet. Derselbe ließ das alte massiv silberne Kruzifix vergolden und ersetzte den Sockel des Kreuzes, der von Ebenholz war, durch einen massiv silbernen und vergoldeten. Die Inschrift des Sockels: „Das that Ich für Dich, was thust Du für mich?" ließ derselbe Gönner gleichfalls vergolden. Das kostbare Geschenk, welches mehrere hundert Thaler kostete, hat der Hofjuwelier Wagner u. Comp. trefflich verfertigt. Ihre Königl. Hoheit die Frau Prinzessin Karl schenkte zwei Altarleuchter von Zink und vergoldet. Kanzel und Altar wurden von mehreren Gemeindegliedern neu und kostbar bekleidet. Mehrere Jungfrauen hatten einen kostbaren gestickten Teppich für den Altarplatz gespendet. Frau Schlächtermeister Karl schenkte eine neue Bibel mit Goldschnitt.

[49]) Die 3 Prediger- und Küsterhäuser wurden in den Jahren 1878—1887 in ihrer inneren Einrichtung gründlich verbessert. Die Leichenhalle des neuen Kirchhofes in der Bergmannstr. ist im Jahre 1856 umgebaut, und zu derselben Zeit ein Totengräberhaus aufgeführt. Im Jahre 1881 ist auch auf dem älteren Kirchhofe in der Baruthерstr. das alte Leichengewölbe zu einer Leichenhalle umgewandelt.

[50]) Es wurden bei diesem letzten Umbau auch die sich im Innern der Kirche befindlichen Nieschen unter den kleinen runden Fenstern vertieft und die abschließenden Thüren an den Kirchenstühlen beseitigt. Dabei konnten auch die Gänge verbreitert und ein größerer Raum vor dem Altar freigelegt werden. Der Zuwachs beträgt genau 450 Sitze. Die Kirche hatte früher 464, jetzt, 74 Einzelstühle eingeschlossen, 606 Sitzplätze; auf der ersten Empore befanden sich früher 342, jetzt 428 Sitze, während die zweite Empore gegenwärtig 381 Plätze zählt. Eine größere Anzahl von Stühlen kann außerdem noch im Altarraum aufgestellt werden.

[51]) Wir bemerken noch zur Ergänzung der im Text gegebenen Schilderung des Baues, die sich auf Mitteilungen des Konsistorialrates Dryander stützt, daß Kanzel und Schalldeckel im Interesse des neuen Altares etwas gehoben wurden, daß auch die Kapitäle der Pilaster mit würdigem, stilvollem Schmuck versehen sind. Man hatte seitens der Architekten auch den Plan ins Auge gefaßt, die alte Kuppel umzugestalten und den architektonischen Verhältnissen der Kirche besser anzupassen. Die vorgeordneten Ministerien versagten jedoch dazu ihre Genehmigung, indem sie glaubten, das zwar ärmliche, aber für eine bestimmte Bauperiode aus der Zeit Friedrich Wilh. I. charakteristische Gepräge des Bauwerkes nicht verwischen zu sollen. Von den Gemeinde-Körperschaften war eine Bau-Kommission gebildet worden, die aus den Herren: Superintendent Dryander, Pastor Schultz, Graf zu Eulenburg, Amtsgerichtsrat Brunnemann, Baumeister Hahnemann und Rentier Schröder bestand. Die Ausschmückung der Taufkapelle und Sakristei ist noch nicht vollendet. Die große Sakristei links vom Eingange dient dem Konfirmanden-Unterricht, den Versammlungen der Konfirmierten, den kirchlichen Gesangvereinen, sowie den Sitzungen der Gemeinde-Körperschaften. Die Fertigstellung dieser Räume sowie der Vorhallen kann erst im Frühjahr erfolgen. Doch ist für die Fenster der ersteren bereits ein künstlerisch ausgezeichneter Schmuck in Arbeit. Nach Entwürfen des Prof. Paul Mohn werden durch das königl. Institut für Glasmalerei für die Taufkapelle zwei Fenster ausgeführt, die Taufe und die Himmelfahrt Christi darstellend. In der Sakristei werden die Scenen: Christus in Bethanien und Christus und Nikodemus dargestellt werden! Die Zimmerarbeit und das Gestühl bis auf die Schnitzerei hat die Firma G. L. A. Schultz u. Co. geliefert, die Tischlerarbeit, darunter die geschmackvoll gearbeiteten Hauptthüren, Gebr. Lüdtke, die Sandsteinarbeit namentlich des reich und stilvoll ausgestatteten Nordportals, in dessen Frontispiz zugleich der Votivstein des alten Portals Stelle gefunden hat, die Firma Wimmel u. Co.; die Kunststeine lieferte Monod de Frideville in Potsdam. Schlosser- und Klempnerarbeiten sind aus den Werkstätten der Herren Hofschlossermeister Goßen und Hofklempnermeister Thielmann hervorgegangen.

[52]) Aus den Mitteilungen des Konsistorialrates Dryander über den Umbau der Kirche.

[53]) Der erste Gottesdienst in der Französischen Kirche wurde am 26. Juli 1885 früh 8 Uhr durch Herrn Superintendent Dryander abgehalten.

[54]) Vgl. Fest-Predigt bei der Wiedereröffnung der Dreifaltigkeits-Kirche, gehalten am 18. April 1886 von Ernst Dryander, Superintendent und Pfarrer an der Dreifaltigkeits-Kirche zu Berlin. Berlin 1886.

Berichtigungen.

S. 48, Zeile 2 und 14 von u. lies Urlsperger oder Urlsperger.